Sternenauge.

Erzählung aus der Zeit
des amerikanischen
Befreiungskrieges.
Von W. Schmidt.

Zu Seite 9.

R. Scherf

Sternenauge.

Erzählung

aus der Zeit des amerikanischen Befreiungskrieges

von

W. Schmidt.

Mit zahlreichen Bildern von R. Trache.

Reutlingen.
Enßlin & Laiblins Verlagsbuchhandlung.
New-York, N. Y.
Ernst Kaufmann, 22 North William Street.

BUCHDRUCKEREI V. ENSSLIN & LAIBLIN, REUTLINGEN.

RBR
Jantz
#208

I.

Ein warmer Herbsttag neigte sich zum Ende. Der ganze Wald des Mohawktales erglühte in den wunderbaren Farben des „Indianersommers", vom blassesten Gelb durchs dunkelste Rot zum saftigsten Grün, wie das in gleicher Schönheit wohl kein anderer Wald der Erde bietet als eben der amerikanische.

Den linden Frühling, der in Europa überall zu Sang und Klang begeistert, lernt der Amerikaner selten kennen.

Gewöhnlich weichen die rauhen Aprilstürme urplötzlich den heißen Maitagen, wie denn der schnelle Witterungswechsel des Landes dem neuangekommenen Einwanderer gar oftmals das Heimweh auspreßt. Die ungeheure ununterbrochene

Ebene, die von den Bergen Alaskas bis zu den Blauen Bergen Virginiens, ja zum Golf von Mexiko reicht, ist eben gleich empfänglich für heiße wie für kalte Luftwellen, da keine Alpen ihren rasenden Flug hemmen. Eine schöne Jahreszeit hat Nordamerika aber doch, seinen Herbst, der oft noch im November die sonnigsten Tage bringt. Auf diesen lieblichen „Indianersommer" kann man sicher rechnen, selbst wenn es anfangs Oktober schon Schnee und Eis gegeben hat. —

Der Wald zu beiden Seiten des Mohawktales in der britischen Kolonie Newyork war im Jahre 1758, mit dem unsere Erzählung anhebt, erst wenig gelichtet. Am Oberlauf des Flusses waren ja seit 1722 Pfälzerkolonien angelegt, welche nach schwerer Drangsalierung durch die englischen Behörden hier einen Strich von 24 englischen Meilen zu beiden Seiten des Flusses von den Indianern erhalten hatten; aber besonders der seit vier Jahren tobende französisch-englische Krieg hatte auch diesen fleißigen deutschen Farmern gar übel mitgespielt und manches Blockhaus in Asche gelegt.

Etwa zwanzig englische Meilen östlich von der Pfälzeransiedelung erhob sich nahe am südlichen Ufer des Flusses ein einfaches Blockhaus, von einer kleinen Lichtung mit einem freundlichen Garten umgeben. Nur rauh behauen waren die Eichenstämme übereinandergelegt, die Ritzen mit Moos verstopft und mit Lehm verputzt. Das Dach bestand aus kurzen Eichenbrettern, den sogenannten Clob boards, wie sie vom glatten Klotz mit dem Beil abgespalten worden waren. Die Tür mitten in der Vorderwand war aus starken Bohlen gezimmert, die keine Büchsenkugel durchließen. Dicht daneben, doch hoch in der Wand, befand sich das einzige Fensterlein, nicht ohne den schweren, von innen schließbaren Laden. Schießscharten, die man an allen vier Wänden angebracht hatte, zeugten von der schweren Not der Zeit.

Davon zeugte nun aber ganz und gar nicht das Lied, das jetzt aus der offenen Tür hervorquoll. Ein fröhliches deutsches Volkslied war's, von einer so silberklaren, jugendfrischen Stimme gesungen, als ob es nimmer Kriegsnot auf Erden geben könne. Wir treten ein und sehen ein etwa achtzehnjähriges Mädchen über den aus Feldsteinen erbauten Feuerherd an der kurzen Wand der Hütte gebeugt. Zunächst sehen wir nur das dunkle, einfache Gewand aus selbst-

gewebtem Stoff, und das blonde Haupt mit den beiden schweren, lang herabhängenden Zöpfen. Die Sängerin ist eben bemüht, ihren Bratofen, einen Eisentopf, aus der Asche zu heben. Vorsichtig jedes Stäubchen von dem festgeschlossenen Deckel abblasend, hebt sie letzteren dann ab und ein Jauchzer begrüßt das prächtig gelungene Brot. Nun hebt sie das von der Arbeit und der Herdwärme hochgerötete Gesicht, aus dessen schönen, ebenmäßigen Zügen uns die großen, lachenden blauen Augen hell entgegenstrahlen. Jetzt springt sie auf und mit ihr ein riesiger Wolfshund, der neben ihr am Herd gelegen und die einfache Brotbäckerei so aufmerksam beobachtet hatte, als ob er alles verstände. Von einem Wandbrett nimmt sie nun das Zinngeschirr und deckt den aus schweren Eichenbrettern roh gefügten, aber blankgescheuerten Tisch. Zum Herd zurückkehrend, holt sie aus der heißen Asche eine Kartoffel, zerbricht dieselbe und atmet den Wohlgeruch behaglich ein, indem sie spricht: „So schmecken sie dem Onkel doch immer am besten. Aber was für Fleisch nehme ich heute?"

Hierin konnte sie trotz all der Dürftigkeit der Hütte wählerisch sein, dafür sorgte die Büchse des Oheims und ihre eigene. Hier stand ein Faß mit gepökeltem Bärenfleisch, dort ein anderes mit eingesalzenen Wildenten, Wildgänsen und Wildtruthühnern. Doch die junge Köchin ließ den Blick nicht darauf ruhen, sondern wandte denselben nach dem weiten Kamin über dem Herd, wo ein volles Dutzend Hirschkeulen hing. Die am schönsten gebräunte hob sie herab; lebhaft erinnerte sie sich, wie sie vor einigen Wochen den schönen Bock, von dem die Keule stammte, von der Türschwelle aus geschossen hatte. Mit dem kleinen Weidmesser, das sie stets am Ledergürtel trug, trennte sie schmale, saftige Streifen von dem Fleisch, nachdem sie als richtige Köchin die erste Schnitte selbst gekostet, holte Milch, Butter und Handkäse aus einem kleinen Wandschrank und ging dann zur Tür, um nach dem Oheim auszuschauen. Ein wenig mißmutig kehrte sie zurück, überschaute noch einmal den gedeckten Tisch und setzte sich wartend auf einen der beiden Holzschemel. Aber lange stille zu sein, war nicht ihre Art, und da kein Mensch zugegen war, wandte sie sich an den Hund mit den Worten: „Er pflegt doch sonst immer vor Sonnenuntergang heimzukehren,

Wolf. Der Bär, dem er heute nachstellen wollte, wird ihm doch keine Not gemacht haben."

Wolf spitzte die Ohren, wandte aber diesmal die klugen Augen gar nicht zu seiner geliebten Herrin, wie er sonst doch auf jede Anrede zu tun pflegte, sondern spähte scharf zur Tür hinaus.

„Ob er den Oheim wittert?" so fuhr es mit freudiger Erregung durch des Mädchens Sinn. Da gab das Tier einen scharfen, zornigen Laut von sich, und war mit einem langen Satze zur Tür hinaus. Fast so schnell wie der Hund fuhr nun auch seine Herrin in die Höhe; auch sie war mit einem langen Sprunge an der Tür, schlug dieselbe zu, schob den schweren Riegel vor, riß den Fensterladen heran und die Büchse herunter und stellte sich schußbereit vor die nächste Schießscharte. Sie war sehr bleich geworden, aber die blauen Augen blitzten mutig, wie es einer echten Pionierin des Urwaldes in jenen rauhen Zeiten geziemte. Kaum hatte sie jedoch einen Blick ins Freie getan, als sie in lautes, übermütiges Lachen ausbrach, die Büchse an die Wand lehnte, die Tür aufriß und hinausstürmte. Wütendes Hundegebell und zornige Rufe eines Mannes tönten ihr entgegen. Derselbe stand am Waldesrand, das Messer in der Faust, vor sich den wütenden Hund.

„Ruf die Bestie zurück!" schrie er jetzt das Mädchen an.

„Komm hierher, Wolf!" rief das Mädchen unter immer erneutem lustigem Lachen. Wolf aber folgte nicht, bis seine Herrin ihn am Halsband zurückriß.

„Er muß dich für einen Indianer halten, Karl," sprach sie zu dem finster blickenden Manne, „einen Weißen fällt er sonst niemals an."

Das Kompliment schien dem stattlichen jungen Manne wenig zu behagen, zumal die blauen Augen des Mädchens sein dunkles Gesicht mit den pechschwarzen, stechenden Augen, der gebogenen Nase und den starken Backenknochen so scharf und lustig betrachteten, als ob sie wirklich eine Aehnlichkeit mit einer Rothaut darin fänden.

„Was starrst du mich so an?" rief er mürrisch; „kennst mein Gesicht doch lange genug! Schau lieber auf meinen neuen Anzug, einen solchen hast du kaum zuvor gesehen; habe ihn erst gestern von Albany mitgebracht. Gefalle ich dir darin nicht besser als im Lederwams?"

Wohlgefällig blickte er an seinem langen blauen Tuchrock herab bis zu den seidenen Wadenstrümpfen und den niedrigen Schuhen mit den großen Silberspangen. Selbst der Dreimaster auf dem Kopfe und der lange, steifgewichste Zopf waren nach der neuesten Mode, die freilich dem ungeschlachten Stutzer aus dem Urwalde merkwürdig genug stand.

Das merkte auch das Mädchen mit sicherem Geschmack. Sie mußte unwillkürlich wieder lachen und sagte ganz offenherzig: „Nein, ganz und gar nicht!"

Seinen Aerger verbeißend, griff hierauf der junge Mann in die Tasche, zog ein Kästchen heraus und sprach mit schmeichlerischem Ton: „Desto besser wird dir dann mein Geschenk gefallen; es war das Schönste, was ich für dich in Albany finden konnte, und hat mich volle zwei Pfund gekostet."

Das Mädchen errötete; kindliche Neugier kämpfte mit einem anderen Gefühl, das von diesem Manne kein Geschenk annehmen mochte. Als sie daher zögerte, öffnete er selbst das Kästchen, und eine funkelnde Armspange lag vor ihren Augen. Sie hatte nie dergleichen gesehen, und unwillkürlich griff sie jetzt danach, betrachtete sie mit Ausrufen des Erstaunens, bis sie auf der Innenseite die Namen „Karl" und „Anna" eingraviert sah. Da errötete sie aufs tiefste, reichte die Spange zurück und sagte entschieden: „Ich kann dein Geschenk nicht annehmen!"

„Aber für dich habe ich's gekauft, du allein sollst es tragen, dem Onkel brauchst du ja einstweilen nichts davon zu sagen."

Das bestärkte sie nur noch in ihrer Abweisung; er aber faßte leidenschaftlich ihren ausgestreckten Arm, und drückte die Spange trotz ihres heftigen Sträubens um ihr Handgelenk, bis die Feder einsprang. Da, — ein kurzes wütendes Knurren, ein Sprung, und Wolf saß dem Dreisten an der Kehle, daß er rückwärts taumelte und sicher zu Boden gestürzt wäre, wenn das Mädchen nicht unter heftigem Aufschrei den Hund am Halsband zurückgezerrt hätte. Kaum vermochte sie den Rasenden zu halten. Aber ebenso rasend war jetzt der Mann, dem die feine Halskrause zerrissen und die Kehle blutig geritzt war. Mit wildem Fluch riß er die Büchse von der Schulter, und er hätte trotz der flehentlichen Bitte des Mädchens ihren Liebling erschossen, wenn nicht in

dem Augenblick vom gegenüberliegenden Waldessaum ein donnerndes Halt! ertönt wäre. Das Wort dröhnte wirklich wie ferner Donner, und blitzartig schlug es ein. Das wütende Bellen des Hundes endete in einem Freudenlaut; das Mädchen jauchzte auf: „Der Oheim!" der Mann senkte die Büchse, sprach heftig: „Sage ihm nichts von der Spange", und verschwand hinter den Bäumen.

Durch die Lichtung aber sprang ein zweiter Wolfshund, gefolgt von einem Jäger in Lederwams und Lederhose, die Büchse in der Hand und ein Bärenfell auf der Schulter. Hoch von Wuchs und breit an Schultern, mit lang herabwallendem blondem Vollbart, mit gebräunten Wangen und stahlblauen Augen, die unter buschigen Brauen hervorblitzten, so schritt er trotz der Last leicht und kerzengerade wie ein Indianer daher, daß niemand ihm seine fünfzig Jahre ansah. Bald stand er vor dem Mädchen, das in seiner Verwirrung keinen Schritt zu tun, kein Wort zu sprechen vermochte, sondern, über und über erglühend, den Blick senkte und unwillkürlich die Hand mit der Armspange in den Falten des Kleides zu verbergen trachtete. Doch schon hatte der Jäger den blitzenden Schmuck erspäht. Mit rauhem Griff faßte er die zitternde Hand; aber seine Wangen erbleichten, und seine Stimme bebte, als er fragte: „Hast du den Tand von Karl Schleicher angenommen?"

Da kam Leben in die Jungfrau; offen schaute sie dem Onkel in die Augen und sprach: „Nein, er hat ihn mir mit Gewalt angetan."

Lange und ernst schaute der Mann in diese offenen Augen, die ihn noch niemals angelogen; ein Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner tiefen Brust, er löste die Spange und schleuderte sie weit hinaus in den Fluß.

„Karl Schleicher ist seines Vaters Sohn," sprach er darauf mit Nachdruck, „und wird ein Schurke werden, wie er und ein Trinker dazu."

Damit wandte er sich zur Tür seiner Hütte, und tat bald der Kochkunst seiner Nichte alle Ehre an. Doch er blieb wortkarg während des ganzen Abends, und als er den Abendsegen aus Starcks Handbuch gelesen und seine Nichte längst den süßen Schlaf der Jugend genoß, in ihrer kleinen, grobgezimmerten Bettlade hinter dem Bretterverschlag, da

wälzte sich der alte Trapper Traugott Keller noch lange ruhelos auf seinem Lager von Fellen vor dem Herdfeuer, das er doch jedem Federbette vorzog. Er machte sonst seinem Vornamen alle Ehre, hatte ein festes, fröhliches Christenherz, das dem lieben Gott unbedingt vertraute, auch in der schwersten eigenen Not, und da fand er bei seinen eisernen Nerven und seiner gesunden Lebensweise den Schlaf sonst immer ohne alle Mühe. Heute aber sorgte er um die einzige Verwandte, die ihm geblieben. Mit der großen Pfälzereinwanderung vom Jahre 1710 war er als zweijähriges Kind nach Amerika gekommen. Die Eltern waren in dem schrecklichen Elend der ersten Zeit dahingestorben, und er hatte für seine einzige Schwester gesorgt, bis sie an einen Pfälzer Landsmann im Mohawktal verheiratet war. Von etwas unruhiger Natur, hatte ihm wie so vielen seiner damaligen Landsleute das ungebundene rauhe Trapperleben bald besser gefallen als die Farmerei. Als geschickter Jäger und Fallensteller hatte er sich sogar nach Jahren etwas Geld erspart. Da hatte ihn Michael Schleicher, ein jüngerer Landsmann, überredet, gemeinsam ein kleines Handelsgeschäft in Albany am Hudsonstrom zu gründen. Hineingesteckt hatten beide gleich viel; wer aber wenig oder gar nichts herausbekam, das war der ehrliche Traugott, wie er von allen Bekannten genannt wurde. Auch war ihm der Branntweinhandel mit Indianern und Weißen, der immer mehr zur Hauptsache des Geschäfts wurde, in der Seele zuwider, fast ebensosehr wie die wüste Spötterei seines Teilhabers über seine Ehrlichkeit und sein Gottvertrauen. Endlich hatte er eine friedliche Teilung verlangt; Schleicher aber, der die Bücher führte, hatte ihm schwarz auf weiß bewiesen, daß er gar nichts mehr im Geschäfte stecken habe, sondern noch in seiner Schuld sei. Da hatte er ihn hart an der Schulter gepackt und gesagt: „Schleicher heißt du, und ein Schleicher, ein Spitzbube bist du. Den lebendigen Gott hast du verloren, aber dem Mammonsteufel dienst du. Er wird dich zeitlich und ewig zugrunde richten, wenn du nicht Buße tust und dich zu Gott bekehrst."

Dann war er wieder in sein altes, einsames Blockhaus am Mohawkfluß gegangen. Manchen blutigen Strauß hatte er mit den Rothäuten ausgekämpft, sowohl allein, wie in Gemeinschaft mit anderen; seine nie fehlende Büchse und vor

allem Gottes Güte hatten ihn beschützt. Vor etwa zwei Jahren war aber ein Hiobsbote vom oberen Mohawktal zu seiner einsamen Hütte gekommen. Sein Schwager war mit seinen beiden Söhnen im Kampf mit den Indianern gefallen, und seine Schwester war bald darauf vor Elend und Jammer gestorben. Da hatte er Anna Vollert, die elternlose Waise, in seine Hütte geholt, und sie hatte ihm mit ihrem fröhlichen Sinn und ihrer fleißigen Hand seine düstere Heimat lieblich erhellt. Freilich war es ihr anfänglich sehr einsam vorgekommen. Doch eines Tages war zum nicht geringen Erstaunen des Onkels der alte Schleicher mit seiner ganzen Familie, mit einem Besitztitel über 2000 Acker Land (1 Acker Land amerikanisch ist 40,47 deutsche Ar) und einem Dutzend deutscher Ansiedler, denen er Land verkauft hatte, den Fluß heraufgekommen, und hatte unweit der Hütte seines alten Geschäftsteilhabers ein Haus gebaut und einen Laden angelegt, in dem Whisky wieder der Hauptartikel war. Um des Kindes willen freute sich der alte Traugott über die neuen deutschen Ansiedler, mit denen er bald allsonntäglich Lesegottesdienst hielt; den Laden Schleichers hatte er aber niemals betreten. Zweimal im Jahr pflegte er seine Felle selbst nach Albany zu nehmen. Schleichers Tochter war an einen Engländer verheiratet; sein Sohn Karl tat, was ihm gut dünkte. Auch er liebte das Geld, aber mehr noch den Trunk und die leichte Gesellschaft der Stadt, wohin er denn auch oftmals zu gehen pflegte. Der Gedanke an diesen jungen Wüstling war's, was den alten Trapper in dieser Nacht so lange wachhielt.

„Am Ende wird er mit seinem Golde und seinen glatten Worten ihr unschuldiges Herz dennoch bestricken," dachte er. Die jungen Ansiedler haben noch keine erwachsenen Söhne, und ich alter Mann kann das Kind nicht immer bewachen. Gott möge sie behüten."

Der letztere Wunsch ließ ihn seine Hände falten zum inbrünstigen Gebet für sein anvertrautes Kleinod, und im Gebet fanden Seele und Leib bald Ruhe.

Am frühen Morgen weckte er die Nichte mit den Worten: „Komm, Kind, morgen geht's nach Albany." Ein Jubelruf ertönte, der sie beinahe ihr Morgengebet hätte vergessen lassen. Doch beschämt sank sie noch einmal ins Kissen zurück, faltete

die Hände und brachte dann fröhlich dem treuen Gott ihr gewohntes Morgenopfer dar, vermehrt um einen herzlichen Dank für die Freude der bevorstehenden Reise und eine herzliche Bitte um Schutz und Schirm während derselben.

* * *

Zwei Tage weilte der Trapper bereits in der Stadt, die später einmal die Hauptstadt Newyorks, des Hauptstaats der Union werden sollte. Die Felle waren verkauft, Kaffee und Zucker, Mehl und Salz, und sonstige Sachen für den Winter waren gekauft nebst dem nötigen Kleiderzeug für Anna. Für sich selbst brauchte der alte Fallensteller ja fast nichts an Kleidung, denn sein Lederzeug war dauerhaft und seine Mokassins machte er sich selber. Er sehnte sich schon wieder hinaus in seinen geliebten Wald, während Annas große Kinderaugen immer noch so manches Neue und Schöne zu finden wußten. Sie erblickte auch zuerst einen Auftritt, der allerdings gar nicht schön war, sie vielmehr aufs höchste erschreckte. Aus einer offenen Schmiede stürzte unter wildem Geschrei ein Knäuel Menschen. Drei Männer zerrten an einem vierten, der sie mit aller Macht von sich abzuschütteln und das Weite zu gewinnen suchte.

„Onkel, es ist ein armer Deutscher!" rief Anna da plötzlich aus; unter dem Wettern und Fluchen der Angreifer hatte ihr scharfes Ohr abgerissene, keuchende deutsche Laute vernommen.

Mehr bedurfte es nicht für den alten Jäger. Mit einigen langen Sätzen war er vor der Schmiede; mit jeder Faust faßte er einen der Angreifer und schleuderte sie zurück als wären sie Kinder, indem er sie auf Englisch andonnerte: „Drei gegen einen, da komme ich gerade recht; was hat euch der junge Deutsche getan?"

Am liebsten hätten sich die drei Männer nun auch gegen den frechen Eindringling gewendet; aber seine Eisenfaust und seine Büchse, die den alten Hinterwäldlern in jenen Kriegszeiten nur lose auf der Schulter zu hängen pflegte, ließen sie doch davon abstehen. Vielmehr stellte sich der eine als Polizeibeamter vor, der gekommen sei, einen widerspenstigen Knecht zu züchtigen.

„Wie wolltet ihr denn das anstellen?" fragte der Alte.

„Heimtückisch haben sie mich gepackt, über den Amboß geworfen, und mit der Pferdepeitsche bearbeitet!“ rief da der junge Deutsche, indem er den Schweiß aus seinem rußigen Gesicht wischte. Es war ein starker, blonder Germane, an dessen bloßen Armen die Muskeln wie Stricke hervorsprangen.

„Warum wollten sie dich prügeln?“

„Weil ich als freier Mann endlich auch Lohn für meine saure Arbeit verlangte. Vor acht Monaten wurde ich bei meiner Landung in Newyork von dem Meister hier gedingt; jetzt weist er, soweit ich verstehen kann, eine Vertragsurkunde mit meiner Unterschrift auf, wonach ich drei Jahre lang sein Sklave sein soll. Ich aber habe meine Reise in Amsterdam selbst bezahlt und nur meinen Namen unter ein englisches Schreiben gesetzt, welches mir als die Schiffsliste vorgelegt wurde, die jeder unterschreiben müßte.“

Das offene, ehrliche Gesicht des Jünglings gefiel dem Alten; er war überzeugt, daß er die volle Wahrheit gesagt hatte. Kamen dergleichen Uebervorteilungen deutscher Einwanderer damals doch nur allzuhäufig vor in den amerikanischen Kolonien. Hatte jedoch der Meister wirklich seinen Kontrakt, und es fand sich ein Richter, der nicht nach Billigkeit, sondern nach dem Buchstaben des offenbar erschlichenen Vertrags entschied, so ließ sich dagegen kaum etwas tun. Darum faßte der Alte seine Leute von einer anderen Seite. Zum Polizeibeamten gewandt verlangte er dessen richterlichen Verhaftsbefehl. Der Mann wurde erst verlegen, sagte dann aber grob: „Was habt Ihr hier drein zu reden, schert Euch von dannen, sonst verhafte ich Euch auch.“ Der Alte aber lachte grimmig und sprach: „Nur sachte, Mann, den alten Traugott Keller, der jahrelang in Albany gewohnt und noch viele Freunde hier hat, verhaftet man nicht so leicht. Du hast wider Recht und Ordnung diesen jungen Mann verprügelt; das kann dich dein Amt kosten. Du aber, Meister Van Bummner — ich sehe, du kennst mich noch ebensogut wie ich dich kenne, — bist ohne Zweifel nach Newyork gereist, gerade zu dem Zwecke, um in Gemeinschaft mit einem schurkischen Kapitän diesen Schurkenstreich zu spielen, das ließe sich am Ende trotz deines Scheines beweisen. Jedenfalls hast du geholfen, einen weißen Knecht zu prügeln, und solche offene Sklaverei wie bei den Schwarzen im Süden ist hier

denn doch nicht erlaubt. Acht Monate hat der arme Mensch dir umsonst dienen müssen; läßt du ihn heute frei, so soll dir der Lohn geschenkt sein. Tust du es nicht, so verklage ich morgen sowohl dich, wie den Polizeibeamten auf je hundert Pfund Schadenersatz."

Das böse Gewissen der Leute unterstützte die drohenden Worte des Alten; nach wenigen Minuten erschien der deutsche Jüngling mit einem kleinen Bündel unter dem Arm und seinem Lohnkontrakt in der Hand. „Willst du mit uns in den Wald, so komme," sprach der alte Traugott.

„Wohin sollte ich lieber gehen, als mit Euch, der mich aus schändlicher Sklaverei befreit hat," antwortete freudestrahlend der Jüngling. Und sein Entschluß wurde durchaus nicht wankend, als er jetzt zum erstenmal die liebliche Begleiterin seines Befreiers erblickte und in ihren blauen Augen das tiefe Mitleid über sein Elend mit der herzlichen Freude über seine Rettung gepaart sah. Errötend gab er ihr die rußige Hand und schaute dabei auf seine Kleider, die wohl kaum ein Lumpensammler mehr erstanden hätte. Der Alte bemerkte den Blick und sagte frohgelaunt: „Mit Kleidern hat der geizige Holländer dich auch nicht bezahlt, wie ich sehe; doch da ist bald geholfen."

Als die drei dann eine Stunde später im einfachen Gasthause zu Tische saßen, legte der Alte dem Jüngling mit einem Male die Hand auf den blonden Krauskopf und sagte lachend: „Kleider machen doch Leute; habe gar nicht geahnt, was für einen schmucken Landsmann ich da aus der Räuberhöhle herausgeholt habe."

Anna aber wandte ihr Gesicht, denn sie war rot geworden, weil sie eben denselben Gedanken gehegt, den der Onkel zuletzt ausgesprochen.

Am lodernden Kaminfeuer wurde nun die Zukunft besprochen. Der Alte meinte, einen Schmied könnte die kleine Ansiedelung am Mohawk eben gut gebrauchen. Er selbst würde ein paar Acker Land kaufen und eine Blockhütte wäre schnell gebaut. Die Einrichtung würden sie gleich morgen kaufen. Heinrich Diehl war mit allem zufrieden, wie er es seit dem Tode seiner Eltern im lieblichen Rheingau nicht mehr gewesen. Als Wanderbursche war er nach Holland gekommen und von da nach Amerika. Wie oft hatte er seitdem diese

Auswanderung bitter bereut; jetzt zum ersten Male stieg ihm der Gedanke auf, daß es doch wohl Gottes Fügung gewesen. Sein Herz war voll Lob und Dank gegen den treuen Gott. Ehe er sich zur Ruhe begab, öffnete er daher sein Bündel und zog daraus als größten Schatz eine schöne deutsche Bibel, um allabendlich seine Andacht zu halten. Als der alte Traugott das sah, hatte der Jüngling auch die letzte Ecke seines weiten Herzens gewonnen und Anna dankte dem lieben Gott, daß er ihnen einen frommen Begleiter beschert, und schloß ihn ein in ihre Fürbitte.

Die Hütte Traugott Kellers lag im freien Walde jenseits des Baches, der Michael Schleichers Land begrenzte. Er war aber ein Squatter, ein Ansiedler ohne behördliche Erlaubnis, den auch noch niemand nach seinem Besitztitel gefragt hatte. Für den jungen Diehl kaufte er jedoch von Michael Schleicher zehn Acker Land, damit er eine feste Wohnung habe. Der alte Schleicher freute sich über den Ankömmling und seine Schmiede, die seiner Ansiedelung sehr zustatten kam. Wer sich aber nicht darüber freute, das war sein Sohn Karl, der ihn kaum erblickt hatte, als er auch schon einen Nebenbuhler in ihm witterte. Karl hatte bald nach der Heimkehr Annas einen neuen Versuch gemacht, sich ihr zu nahen und hatte bei seinem mehr als spröden Empfang gewagt, sie an die Goldspange zu erinnern. Anna aber hatte ihm blitzenden Auges zugerufen: „Die liegt tief unten im Fluß; ich mag kein Geschenk von dir." Wutentbrannt war da Karl davongegangen, er sann auf Rache an dem jungen Schmied, den er für die einzige Ursache seiner Abweisung hielt. Mehr als je saß er bei der Whiskyflasche, trotz des Zankens der Eltern, die sich selbst in ihrem Geiz kaum einen Tropfen gönnten. Daß Heinrich und Anna gut zueinander paßten, das hatten freilich auch andere Augen als die seinen längst bemerkt, vor allem die des Onkels Traugott, dem das Herz warm wurde bei dem Gedanken.

Der völlig mittellose und von Traugott Keller abhängige Heinrich, wagte freilich in seinem bescheidenen Sinn gar nicht an die Nichte desselben zu denken, und Anna hatte viel zu großen, jungfräulichen Takt, um sich ihm irgendwie zu nähern. Er arbeitete unermüdlich in der Schmiede oder im Walde; nur am Abend ging er eine Weile zur Jägerhütte hinüber,

und Sonntags fehlte er nie im Lesegottesdienst der kleinen Gemeinde.

Es war an einem Samstagabend um die Mitte Dezember, als er sein erstes Pfund beisammen hatte und fröhlichen Herzens zum Jägerhause hinübertrug, als Abschlagszahlung. Onkel Traugott wollte es gar nicht nehmen, bis er sah, wie viel dem ehrlichen Jüngling daran gelegen war, aus seiner Schuld herauszukommen. Dann nahm er es und gab ihm als Quittung eines von Annas schönen frischen Broten, das freilich auch viel besser geraten war als seine eigenen, die trotz aller Anleitung immer noch gerne stark anbrannten. Er mußte unwillkürlich an die schöne Bäckerin denken, als er gegen neun Uhr mit dem Brot unter dem Arm den Heimweg antrat. Er war so versunken in seine glücklichen Gedanken, daß er gar nicht auf den Weg achtete und mehrfach strauchelte.

Eben war er wieder gestrauchelt, und er wäre beinahe gefallen, da traf ihn etwas Schweres an den Kopf, daß er nun wirklich zu Boden sank. Er merkte, wie ihm das Blut über die Stirne lief und der Kopf schmerzte, daß er fast ohnmächtig wurde. Er dachte an einen Ueberfall der Rothäute, und wartete entsetzt auf das Skalpieren. Die Kehle schien ihm vor Schreck wie zugeschnürt, nur die Hände vermochte er noch zum Stoßseufzer zu falten. Doch die Sekunden verrannen, und er hörte nichts als ein leises Knacken im Gebüsch. Da kehrte die Hoffnung wieder und er schleppte sich mühsam zur Jägerhütte zurück. Anna schrie laut auf vor Schreck und Schmerz, als sie sein blutüberströmtes Gesicht gewahrte. Nur mühsam konnte Heinrich berichten.

Traugott Keller aber sagte mit tiefem Ernst: „Das war kein Indianer," und leise, mit bebenden Lippen fügte Anna hinzu: „Es war Karl!"

„Ja, der Schandbube wird's gewesen sein," meinte der Onkel. „Doch nun schnell frisches Wasser, Leinen und die Salbe."

Heinrich war auf das Lager des Jägers hingesunken. Als der Jäger die Wunde ausgewaschen und verbunden hatte, sagte er: „Mit Gottes Hilfe werden wir die Tomahawkwunde bald geheilt haben, die Schädeldecke ist nicht verletzt;

dein Stolpern mußte dir durch des Herrn gnädige Fügung das Leben retten."

„Aber Onkel, Karl wird es wieder tun," sagte jetzt Anna, und versuchte vergeblich die hervorquellenden Tränen zurückzuhalten.

„Dafür laß mich sorgen, Kind. Doch für dich, Heinrich, habe ich noch eine andere Salbe, die dir schneller auf die Beine helfen wird, als mein Hirschtalg, wenn meine guten Jägeraugen sich nicht zum erstenmal getäuscht haben," sagte der Onkel.

Mit diesen Worten faßte er die Hand der nun heftig errötenden Nichte, und legte sie in die des jungen Schmiedes.

Diese Herzenssalbe wirkte allerdings Wunder; allen Schmerz und alle Schwäche vergessend, sprang Heinrich Diehl vom Lager auf; auch ihm drang nun das Blut, das doch schon so dünn geworden war, heftig zu Kopf, und er sprach: „Wie könnte ich armer Einwanderer, der eben noch ein Sklave war, an solch ein Glück auch nur denken?"

„Das frage nur die Anna," sagte der Onkel mit schelmischem Lächeln, indem er zur Tür hinausschritt. Als er nach einiger Zeit zurückkehrte, flog ihm Anna entgegen, und umarmte und küßte ihn trotz seines Sträubens. Sein Jägerauge hatte sich nicht geirrt.

Am nächsten Morgen fand er schnell die Spur des Mörders und verfolgte sie bis vor Schleichers Haus. Karl stand vor der Tür mit gerötetem, übernächtigem Gesicht und unsteten Augen.

Traugott Keller ging gerade auf ihn zu, zeigte mit dem Finger auf einen Habicht hoch oben in einer Eiche und sprach: „Siehst du sein linkes Auge, Karl? Wohl kaum, denn deine Augen sind heute blutig rot."

Damit riß er die Büchse von der Schulter, der Schuß krachte und der Habicht stürzte herab. Er hob ihn auf, zeigte Karl das durchbohrte Auge und sprach mit Donnerstimme: „Wenn du dich schon vor Gott nicht fürchtest und deine arme Seele dem Teufel verschreiben willst, so fürchte dich vor meiner Büchse! Meinst du, sie würde dein Auge verfehlen, wenn ich sie darauf richtete? Dieses Mal hat Gott dich noch gnädig vor dem Meuchelmord bewahrt; am Heiligen Weihnachtsfest, wenn der Pastor kommt, werden Heinrich und Anna ein Paar." Damit wandte er sich zum Walde; Karl, totenbleich und am ganzen Körper bebend, hatte kein Wort erwidert.

* * *

Acht Jahre waren seitdem ins Land gezogen. Die schrecklichen Franzosen- und Indianerkriege waren siegreich beendet und das Verhältnis der amerikanischen Kolonien war anscheinend besser als zuvor. Kenner der Verhältnisse, wie der bei der Verteidigung Quebecks gefallene tapfere französische General Montcalm sahen aber voraus, daß nun, da die Franzosengefahr beseitigt war, der Unabhängigkeitssinn der Amerikaner sich die englische Bevormundung nicht mehr lange gefallen lassen würde.

Die deutschen Ansiedler hielten fast wie ein Mann zur amerikanischen Partei gegen die Tories, wie man die Freunde

der englischen Herrschaft nannte; gerade wie im Rebellionskriege das gesamte Deutschtum für den Norden und die Befreiung der Sklaven eintrat.

Neben dem Laden des alten Schleicher erhob sich jetzt ein stattliches Gebäude, bewohnt von seinem Sohne Karl, der auf Rat seiner Eltern bald nach der Hochzeit von Heinrich Diehl und Anna Vollert eine reiche Engländerin aus der Familie Johnson geheiratet hatte.

Eines Tages spielten vor diesem neuen Hause vier Kinder, zwei Knaben von etwa sechs Jahren und zwei kleinere Mädchen. Die beiden Knaben schossen mit Pfeilen nach einem kleinen Kürbis. Der Größere war fein und modisch gekleidet, was aber seiner Schießkunst durchaus nicht half. Der Jüngere war sehr einfach, aber reinlich gekleidet, ein kleiner Prachtkerl mit seinem langen blonden Haar, seinen roten Pausbacken und seinen wunderbar großen und schönen blauen Augen. Er traf das Ziel fast jedesmal, während sein Kamerad meistens daneben schoß, bis sein dunkles Gesicht vor Aerger sich förmlich verzerrte.

Nach einem abermaligen argen Fehlschuß lachte das älteste der beiden Mädchen laut auf, und rief auf deutsch: „Du bist zu dumm; Willy schießt viel besser!“

Da schlug der Knabe ihr mit der Faust ins Gesicht, daß sie weinend zu Boden fiel. Doch im nächsten Augenblick lag auch der grobe Schwarzkopf auf dem Rücken, der Blondkopf lag auf ihm und bearbeitete ihn mit seinen kleinen derben Fäusten. Aber da nahte auch schon sein Verhängnis. Aus der Tür des Hauses stürzte eine große Frau, hochrot im Gesicht, welche ihn mit der Linken bei den Haaren in die Höhe riß und mit der Rechten zum Schlage ausholte. Blitzschnell wurde jedoch die Hand von einem großen Indianer gefaßt, der mit Karl Schleicher vor der Tür gesessen hatte; und als nun auch dieser hinzusprang, sagte der Indianer in seiner Sprache zu ihm gewandt: „Sternenauge nicht schlagen, wird einst ein großer Krieger; Eulenauge möchte ihn in seinen Wigwam nehmen.“

Es war ein stattlicher Indianer, nur seine Augen waren rötlich und von überhängenden Lidern fast geschlossen. Vielleicht hatte sein eigener Name beim längeren Betrachten der herrlichen blauen Augen des Kleinen dem Sohne der Wildnis

den passenden Namen eingegeben. „Sternenauge" war nun niemand anders, als der Erstgeborene Heinrich Diehls, der von Onkel Traugott, in dessen Hütte er fast lieber weilte, als in der väterlichen Schmiede, schon so früh das Bogenschießen gelernt hatte. Als die Mutter von Georg Schleicher, durch Eulenauge erschreckt, ihn losließ, sprang er flink wie ein Eichkätzchen davon. Ihre scheltenden Worte verstand er nicht, denn da die ganze Ansiedelung sonst deutsch war, hatte auch Georg Schleicher auf deutsch spielen gelernt. Wilhelms kleine Schwester Käty und seine Gespielin Marie Öhringer kamen weinend hinterher gelaufen. Seinen geliebten Bogen hatte Wilhelm trotz aller Eile nicht im Stich gelassen.

Zu Hause angekommen, erzählte er der besorgten Mutter offen und ehrlich, daß er den Georg gehauen habe, weil derselbe der kleinen Marie ins Gesicht geschlagen habe. Er war noch voller Entrüstung über Georgs Schlechtigkeit, und Käty und Marie standen ihm tapfer bei. Dennoch strafte ihn die Mutter mit den ernsten Worten: „Wie oft habe ich dich schon vor dem argen Streiten gewarnt. Du bleibst lieber ganz weg von Georg, wenn ihr euch nicht vertragen könnt. Ein Christenkind muß lieber Unrecht leiden als Unrecht tun. Wenn Georgs Mutter dich gesehen hätte, wäre sie gewiß sehr böse geworden."

„War sie schon," sagte eifrig klein Marie, der das Mäulchen ordentlich brannte, ihrem tapferen Verteidiger zu helfen, welcher sein eigenes Gezaustwerden noch gar nicht erwähnt hatte. „Sie wollte ihn auch schlagen, aber der große Indianer hat sie nicht gelassen."

Als Frau Anna am Abend ihre mütterlichen Sorgen ihrem Mann mitteilte, sagte derselbe: „Ich glaube, Karl Schleicher ist immer noch eifersüchtig auf dich und haßt mich wie damals, als er mich töten wollte. Er schaut mich immer so finster an. An seinem Weibe aber hat er die Hölle im Hause; ich fürchte, die beiden bleiben nicht mehr lange zusammen. Ihre Verschwendungssucht frißt ihm und noch viel mehr seinem Vater schon längst am Herzen, und sie kann es hier im Walde trotz ihres großen Hauses kaum mehr aushalten. Sie möchte nach Albany, oder noch lieber nach Newyork, um dort die große Dame zu spielen. Karl ginge am Ende mit, aber der Alte gibt das Geld nicht her und da gibt's

Streit Tag und Nacht. Unsern prächtigen Jungen aber scheinen sie alle zu hassen, bloß weil er so viel schöner und freundlicher ist als ihr Georg."

„Ja, er ist ein lieber guter Junge," sagte Anna, mit mütterlichem Stolze durch die Tür zum Schmiedefeuer schauend, vor dem Willy noch an einem neuen Pfeil für seinen Bogen schnitzte, während klein Käty bereits auf der einfachen Launch, dem amerikanischen Sofa, eingeschlafen war. „Aber er hat einen heißen Kopf und einen wilden Sinn. Ich fürchte, er wird nie an ruhiger Arbeit in Haus und Feld Freude finden, sondern ein Waldläufer werden, wie der Onkel."

„Gar nicht so schlimm, wenn er dem alten Traugott nachartet," meinte hierauf lächelnd ihr Mann; „einen besseren Menschen und treueren Christen gibt's im ganzen Mohawktal nicht. Doch kommt Zeit, kommt Rat. Der liebe Gott hat uns in den beiden Kindern den schönsten Schatz beschert, er wird sie auch behüten an Leib und Seele. Wir können es mit all unsern Sorgen doch nicht tun, wir wollen nur immer treulicher für sie beten. Doch es dunkelt, und der Herr Pfarrer ist immer noch nicht da; er hat doch ein sehr beschwerliches Leben, seine weit zerstreuten Gemeinden zu bedienen. Aber kein Unwetter hat ihn bisher abgehalten, uns alle acht Wochen zu besuchen, da wird er heute abend bei dem schönen Sommerwetter auch sicher kommen. Wie freut man sich doch, einmal wieder einen Prediger zu hören und das Heilige Abendmahl zu empfangen.

Als ob sein Wunsch ihn herbeigeführt, ritt in diesem Augenblick der Herr Pfarrer von der alten Steinkirche bei Herckheimers Fort auf den Hof. Heinrich Diehl eilte hinaus, um ihn zu begrüßen und ihm sein Pferd abzunehmen. Den schweren Sattel mit den großen Taschen trug der Pfarrer selbst ins Haus, davon trennte er sich nur selten. In den Taschen steckte neben dem leiblichen Brot zur Reise auch das Lebensbrot, das liebe Gotteswort in Bibel, Gesangbuch und Katechismus. Weitere Bücher hatte der Pionierprediger überhaupt nur wenige; aber diese kannte er auch desto gründlicher. Und waren die Reisebeschwerden in dem schier endlosen Walde, durch Sümpfe und Ströme, über Berg und Tal, auch unbeschreiblich, größer noch war die Herzensfreude, wenn sie endlich ihre kleinen Herden erreichten und den geistlichen

Hunger und Durst der armen Ansiedler sahen, denen sie gar nicht oft und nicht lange genug predigen konnten.

Anna war eine fixe Hausfrau und der alte ehrwürdige Pfarrer hatte wenige Quartiere, wo er lieber weilte. Bald stand das reichliche Abendessen bereit. Nach demselben wurde der kleine Willy auf den Schoß genommen, und wie freute sich der alte Gottesmann und noch mehr die junge Mutter, als der Kleine so manche schöne Gebete und Sprüchlein laut und freudig hersagen konnte. Willy war ein besonderer Freund des Pfarrers, und die Freundschaft war gegenseitig; denn der alte Herr konnte so herrlich von seinen Fahrten im Walde erzählen, und da konnte Willy nie genug hören, obgleich er natürlich auch die biblischen Geschichten gern hatte, besonders die von David und Goliath.

„Mit dem Stein hätte ich den Riesen vielleicht nicht getroffen, aber mit dem Pfeil ganz sicher," meinte er einmal voller Erregung.

Man ging frühzeitig schlafen, doch nicht, ehe man Hausandacht gehalten, wie das in diesem Hause selbstverständlich war. Zum Schluß sang man in der Schmiede dann immer: „Breit aus die Flügel beide", und da klang Willys helle Stimme durch alle hindurch, denn das war sein Lieblingslied. —

Schon früh am Sonntagmorgen kamen die Farmer zu Fuß, zu Pferde oder im Ochsenwagen daher; ihnen allen war der einfache Sonntag heute ein rechter Festtag, denn der Herr Pfarrer war da, und das Heilige Nachtmahl wurde gefeiert. Die Kleidung war wenig sonntäglich, und die Gesangbücher fehlten im Urwalde fast gänzlich. Desto sonntäglicher aber waren die Herzen; und dem Gesangbuchmangel half der Pfarrer dadurch ab, daß er jede Strophe vorsagte, wie das noch vor fünfzig Jahren vielfach Sitte war im Lande.

Den langen Morgengottesdienst hindurch hatte Willy Diehl tapfer still gesessen; es war für ihn bei seinem lebhaften Sinn freilich ein saures Stück gewesen und die Mutter hatte oft mit Winken und Streicheln helfen müssen. Am Nachmittag bei der Christenlehre ging das schon besser; da ging sein alter Freund, der Pfarrer, vor ihm auf und ab, erzählte auch hier und da eine kleine Geschichte, stellte manche Frage, die auch die Kleinsten verstanden, und ließ Lieder

singen, die Willy mitsingen konnte. Nach dem Segen war er aber auch der erste draußen und gleich darauf drunten an seinem geliebten Fluß, den er heute ausnahmsweise noch gar nicht besucht hatte. Die Sonne schien so warm und schön, daß er unwillkürlich an seine Angelrute dachte. Dort hing sie an der Wand der Schmiede, aber seufzend schüttelte Willy den Kopf mit den Worten: „Es ist Sonntag, ich darf nicht; das letzte Mal hat die Mutter arg gescholten, und nun heute gar, wo der Pfarrer da ist."

Er lief am Ufer hin und her; Fischen kam bei ihm gleich nach dem Bogenschießen. Die Fische sprangen so verlockend, die würden heute herrlich beißen. Da kam plötzlich ein Boot den Fluß herab, darin saßen Georg Schleicher und sein Vater. Kaum hatte letzterer Willy erblickt, so rief er freundlich herüber: „Willst du auch mitfischen, Willy? Wir haben schon eine ganze Menge; hier ist noch eine Angel." Da konnte der Kleine nicht widerstehen. An die schlimme Erfahrung von gestern dachte er bei den freundlichen Worten Schleichers schon gar nicht mehr, sein Gewissen gab ihm freilich einen kleinen Ruck. Es war ja Sonntag heute! „Aber es ist ja nicht unser Boot und unsere Angel, und Schleichers können auch all die Fische haben, die ich fange, die halten ja doch keinen Sonntag."

So suchte der Kleine den inneren Mahner zu übertäuben. Noch preßte der Gedanke an die liebe Mutter und ihren Kummer ihm einen kleinen Seufzer aus, sie würde es nicht gerne sehen und sicher schelten. Aber da knirschte auch schon das Boot im Ufersand und damit waren alle Zweifel zerstreut; gewandt sprang er hinein und vergaß bald alles um sich her in der Freude des Angelns. — — —

Als Eulenauge am vorigen Tage den Wunsch ausgesprochen hatte, den Knaben von Heinrich und Anna Diehl in seinen Wigwam zu nehmen, da war ein feuriger Pfeil des höllischen Bösewichts in Karl Schleichers Seele geflogen, und er hatte nicht den Schild des Glaubens zur Hand, denselben abzuwehren. Er ließ den feurigen Pfeil brennen, ja wärmte und labte sich an seiner Glut. Die Angst vor der Kugel des Onkels hatte ihn vor fernerem Meuchelmordversuch bewahrt, aber mörderische Gedanken hegte er immer noch in seiner finsteren Seele, denn er haßte Heinrich Diehl als den

vermeintlichen Räuber seines Lebensglücks. Je mehr er sein unglückliches Familienleben mit dem sonnigen Glück in der Schmiede verglich, desto mehr wuchs sein Haß auf den unschuldigen Heinrich. Bei sich selbst Einkehr zu halten, an sein Leben ohne Gott zu denken, fiel ihm nicht ein. Kaum hatte er deshalb des Indianers Worte vernommen, so stieg ein Racheplan in ihm auf: er wollte dem Wilden helfen, den kleinen Willy zu entführen. Schon im voraus weidete er sich an dem furchtbaren Weh, das er den armen Eltern bereiten würde. Daneben vergaß er nicht den angeborenen Geschäftssinn; ließ sich doch auch hier das Angenehme mit dem Nützlichen aufs schönste verbinden. Als er wieder mit dem Indianer allein war, sagte er leise zu ihm: „Sternenauge ist der Großneffe deines alten Feindes Donnermund; raubst du den Knaben, so würde Donnermund dich durch ganz Amerika verfolgen, würde dich finden und dein Auge treffen, wie er so manches roten Mannes Auge getroffen hat. Auch die Eltern Sternenauges schießen gut. Wenn du mir aber die Felle gibst, die du drunten in deinem Kanoe hast, so will ich dir den Knaben verschaffen, ohne daß jemand etwas merkt, obgleich man weiß, daß ihr, du und deine Squaw, hier seid."

Eulenauge überlegte: „Ohne Felle kein Feuerwasser und Feuerwasser viel gut für Eulenauge. Aber Sternenauge wird großer Krieger, muß in meinen Wigwam. Blaßgesicht meinen Sohn getötet, soll mir wieder Sohn geben." So war der Handel bald abgeschlossen und die Einzelheiten des Kinderraubes bald beschlossen.

Die Fische bissen wirklich gut an; Willy war so eifrig bei der Sache, daß er nichts merkte von den tückischen Blicken Schleichers. Als er das Boot langsam bis vor sein eigenes Haus gebracht hatte, fuhr er ans Ufer und sagte zu seinem Sohn, er solle einen großen Fisch seiner Mutter zum Abendbrot bringen. Willy hatte noch lange nicht genug von seiner Kurzweil und Schleicher ließ das Boot noch weiter den Fluß hinabtreiben, bis es den Blicken der Ansiedler, die jetzt nach und nach Diehls Schmiede verließen, völlig entschwunden war. Ehe er den kleinen Steinanker wieder ausgeworfen hatte, lehnte sich der Mann plötzlich weit über den Rand des Bootes, als ob er einen besonders schweren Fisch an der Angel habe. Willy stürzte kopfüber ins Wasser. Das war nun an dem

warmen Sommertage an sich nicht gar so schlimm. Wohl stieß er unwillkürlich einen Schreckensruf aus, aber besondere Angst hatte er dabei nicht, denn er konnte schwimmen wie ein Fisch. Nur daß er jetzt mit nassen Kleidern nach Hause gehen müsse, schoß ihm bangend durch den Kopf, als er sich prustend empor arbeitete und nach dem Ufer des Flusses wandte. Sie waren dicht am jenseitigen Ufer des Flusses gewesen; er hatte eine gute Strecke zu schwimmen, denn ihr Boot schwamm bei der starken Strömung schon in einiger Entfernung und Willy sah, daß Schleicher gleichfalls dem heimatlichen Ufer zuschwamm.

Da war es ihm denn ganz lieb, als plötzlich ein großes Birkenkanoe, gelenkt von dem alten Indianer, der ihn gestern so freundlich beschützt hatte, auf ihn losruderte. Auch die Frau des Indianers saß mit im Boot. Hilfreich gaben sie dem Knaben die Hand und bald saß er sicher im Kanoe. Die Indianer ruderten auch eiligst dem Ufer zu, doch nur bis sie in den Schatten der Bäume kamen, dann bogen sie plötzlich ab und ruderten den Fluß hinab. Willy war erst nur überrascht; bald aber ergriff ihn eine namenlose Angst. Ehe er jedoch den Mund zum Schreien öffnen konnte, hatte der Indianer ihm denselben mit seiner breiten Hand geschlossen, indem er ihn zugleich auf den Boden des Bootes niederriß. In der nächsten Minute lag der Knabe gebunden und geknebelt, daß er kaum atmen konnte, während die Indianer wie rasend mit ihm davon ruderten.

Nun war ihm völlig klar, worum es sich handelte. Er hatte schon öfters Geschichten gehört, wie die Wilden weiße Kinder geraubt und als Indianer erzogen hätten. O, welche Angst und welche Selbstvorwürfe drangen da durch sein armes Herz! Weg von Vater und Mutter, von Onkel und Schwester und allen Gespielen! Und das alles, weil er der lieben Mutter ungehorsam gewesen und am Sonntag gefischt hatte! An den näher zusammentretenden Bäumen merkte er, daß sie in einen Nebenfluß des Mohawk eingelenkt seien, da schwand auch die schwache Hoffnung auf Errettung, die er zuerst noch gehegt. Er hatte nämlich gedacht, man würde ihn bald vermissen; Karl Schleicher würde doch gewiß den Eltern Nachricht geben, und dann würde der Onkel mit dem Vater die Indianer bald einholen. Daß Schleicher selbst mut-

R. Traber

willig das leichte Boot umgeworfen und sein ganzes Elend verschuldet habe, das kam nicht in seinen Sinn. „Wie soll der Onkel aber wissen, wo die Indianer den Fluß verlassen haben?“ fragte er sich bebenden Herzens. „Im Walde würde er ihre Spur schnell finden, aber das Wasser läßt keine Spur zurück. Er rudert den Mohawk hinab und findet mich nie mehr.“ Die Tränen strömten über seine bleichen Wangen bei den schrecklichen Gedanken, sonst konnte er ja kein Glied rühren. Da beugte die alte Indianerin sich über ihn und redete leise Worte. Zuerst vermehrte dies nur seinen Schrecken; bald aber merkte er instinktiv, daß es liebe, freundliche Worte waren, die sie zu ihm sprach, wenn er auch nicht eins verstand. Ihr rotbraunes, runzeliges Gesicht kam ihm zuerst abschreckend häßlich vor; bald aber meinte er doch einen großen Unterschied zwischen ihren Zügen und denen ihres Mannes zu bemerken. Der Indianer blickte finsteren Antlitzes unverwandt in die Ferne, ob sich auch keine Verfolger zeigten. Die Frau aber wandte den Blick nicht von ihm, dem armen Gefangenen, und klar erkannte dieser jetzt das Mitleid in ihren Zügen. Da schaute er sie mit seinen tränenfeuchten blauen Augen so hilflos und bittend an, daß auch ihre dunklen Augen feucht wurden. Sie legte das eine Ruder nieder und streichelte ihm die Wangen, bis ihr Mann ein zorniges „Ugh!“ von sich gab, worauf sie wieder emsig weiter ruderte. Es war der erste kleine Trost in seinem schrecklichen Elend, und dazu kam bald ein zweiter und größerer. Zwischen den Bäumen hindurch sah er, da er auf dem Rücken lag, den klaren, blauen Himmel über sich, wo der liebe Gott wohnte, wie die Mutter ihm so oft gesagt. Da versuchte er die Hände zum Gebet zu falten. Das ging nun freilich nicht wegen der Fessel, so wenig wie er den Mund bei diesem Gebete öffnen konnte, wie er bisher immer getan. Aber es ging schließlich auch ohne diese äußeren Zeichen. Zuerst betete er seine gewohnten Abendgebete; doch wollte ihm keins so recht passen, bis er an sein Lieblingsgebet kam: „Breit' aus die Flügel beide.“ Das paßte ihm ja jetzt ganz genau, und noch niemals hatte er es so inbrünstig gebetet, wie jetzt in seiner großen Not. Dann kamen auch freie Gebete, echte Stoßseufzer, wie: „Lieber Gott, hilf doch dem armen Willy! — Laß mich nicht bei den Wilden bleiben! — Bringe mich

wieder heim zur Mutter! Vergib mir mein Fortlaufen vom Haus, ich will der Mutter jetzt auch immer folgen! Laß die Mutter auch nicht zu arg weinen, lieber Heiland!" So suchte und fand die Kindesseele den Weg zum Vaterherzen da droben im gläubigen Gebet; und wurde das Gebet auch nicht erhört zu der Zeit und in der Weise, wie der kleine Beter meinte, es blieb doch nicht unerhört, wie kein gläubiges Gebet unerhört verhallt.

Nach und nach überwogen nun aber die Qualen des Leibes die Angst der Seele. Besonders der Knebel im Munde quälte ihn aufs grausamste. Da wandte er sich schließlich mit seiner ersten Bitte an die Indianerin. Mühsam deutete er mit den von Baststricken gebundenen Händen auf seinen Mund, zugleich den bittenden Blick auf die Frau richtend. Sie verstand seine Gebärdensprache sofort, redete eindringlich mit ihrem Manne, der nach einigen mürrischen Worten auch seine Zustimmung zu geben schien. Dann nahm sie vorsichtig den Knebel aus dem Munde, löste auch die Fessel seiner Hände. Der ganze Mund war so steif und geschwollen, daß er zuerst kaum einen Laut von sich geben konnte. Die Indianerin hielt ihm mit der hohlen Hand etwas Wasser an die Lippen, und gierig schlürfte er davon, denn ihn dürstete stark. Das Schlucken ging zuerst nur mühsam; bald aber beugte er sich selbst über den Rand des Bootes und trank tief von dem klaren Wasser des Baches. Nun hatte er auch seine Stimme wiedergefunden und wozu sollte er sie zuerst gebrauchen, wenn nicht zum lauten Weinen. Da aber riß der Indianer mit wütender Gebärde seinen Tomahawk aus dem Gürtel und schwang ihn drohend über des Knaben Haupt. Die Frau aber legte demselben den Finger auf den Mund und er verstand auch diese Warnung und ließ erschrocken das laute Weinen sein.

Mit Sonnenuntergang kamen sie an eine kleine Lichtung und Hundegebell scholl ihnen entgegen, so daß Willy unwillkürlich an die Heimat gedachte und einem leisen Hoffnungsstrahl Raum gab. Bald jedoch erblickte er ungefähr ein Dutzend Indianerhütten unter toten Bäumen. Die Rinde derselben auf ein paar Zoll abzuschälen war leichte Arbeit und schwere Arbeit verrichtet der träge Sohn der Wildnis niemals außer im Kriege und auf der Jagd. Der gütige Schöpfer

hatte aber auch ihm die Mittel gegeben, sein Leben zu fristen, wozu die Jagd allein doch nicht ausgereicht hätte. Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, — sie alle wären nutzlos für ihn gewesen, selbst wenn er sie besessen hätte.

Das nahrhafte Welschkorn und die ebenso nahrhafte große Bohne genügten ihm vollkommen. Unter den abgestorbenen Bäumen, die die Sonne schön durchließen, kratzten die Squaws mit einer Art Hacke ein Häuflein des herrlichen schwarzen Waldbodens zusammen, senkten Korn und Bohne hinein und kümmerten sich dann nicht mehr um ihre Pflanzung bis zum Herbst. Trotz des wuchernden Unkrauts brachte der naturfrische Boden das Korn mit der seine Staude umrankenden Bohne zur Reife. Die Gefahr, den Boden auszusaugen, welcher der weiße Ansiedler leider in ganz Amerika verfallen ist, spielte beim roten Manne keine Rolle. Dazu war sein Feld viel zu klein und seine Wanderlust viel zu groß. Er trieb ja auch keine Raubwirtschaft im Walde, so wenig wie auf dem Felde, denn er tötete nie ein Wild aus bloßer Jagdlust wie der weiße Mann, der hierin von dem Sohne der Wildnis gar viel hätte lernen können.

Daheim hatte sich Willy gar nicht vor den Indianern gefürchtet. Er sah sie ja fast täglich bei Schleichers Laden, und Onkel Traugott hatte ihm so manches von seinen kühnen Kämpfen mit dem roten Manne erzählt, daß er sie nach der allgemeinen Anschauung der amerikanischen Kolonisten tief unter den weißen Mann stellte. Als nun aber hier mitten in einem Indianerdorfe Dutzende von halbnackten Indianerkindern ihn mit gellendem Geschrei umtanzten, ihre Bogen auf ihn richteten und ihre kleinen Tomahawks gegen ihn schwangen, da konnte er in seiner Todesangst keinen Schritt vorwärts tun, sondern nur laut und bitterlich weinen. Auch die Alten waren allesamt zu seinem Empfang herbeigeströmt. Einige freuten sich über den guten Fang Eulenauges; sie gönnten den verhaßten Weißen jeden Schaden. Die meisten aber murrten laut, weil Eulenauge statt des ersehnten Feuerwassers einen Knaben mitgebracht hatte. Der Alte kümmerte sich jedoch wenig um die Meinungen seiner Stammesgenossen; er war der Bruder des Häuptlings und der berühmteste Krieger des Stammes.

„Sternenauge ist von heute an Eulenauges Sohn, wer

ihn antastet, ist mein Feind!" rief er laut und drohend, zugleich ein paar Buben, die den Kleinen gar zu frech angepackt hatten, zur Seite schleudernd. „Sternenauge", wie wir ihn von jetzt an nun wohl nennen müssen, hatte sich hilfesuchend vor dem wilden Schwarm an die Decke der Frau geklammert, und sie hatte auch schützend die Hand über ihn gehalten. So kamen sie bald zur Hütte Eulenauges, wo der Kleine zitternd und weinend in einer Ecke niederkauerte. Es war schon spät am Abend; seit Mittag hatte er nichts gegessen, hatte bei der furchtbaren Angst und Aufregung auch gar keinen Hunger gespürt, obgleich er daheim die Zeit des Abendbrots selten abwarten konnte und schon immer bei der Mutter am Herde stand, den ersten Pfannkuchen und dergleichen Leckerbissen so schnell wie möglich ins hungrige Mäulchen zu stecken. Als nun aber die Frau Feuer anzündete, um die einfachen Kornkuchen zu backen, während ihr Mann, müde vom langen, schweren Rudern sich auf sein Fellager streckte, da meldete sich auch der Hunger bei Sternenauge. Das zwischen zwei Steinen zu einem groben Schrot gemahlene und dann einfach in Wasser eingeweichte Korn gab freilich keine Kuchen wie daheim bei der teuren Mutter, und aufs neue flossen die Tränen des Knaben. Doch der gesunde Hunger brachte sie hinunter trotz aller Traurigkeit, und das große Stück an der Sonne getrockneten Hirschfleisches, das die Frau ihm zusteckte, schmeckte sogar sehr gut.

Bald nach dem Essen lagen die beiden Alten, wie das ganze Dorf in tiefem Schlaf. Sternenauge jedoch, der sonst kaum die Bettdecke heraufziehen konnte, ehe er einschlief, wand sich noch lange schluchzend auf seinem Lager, obgleich die Alte ihm mit mütterlicher Sorge dazu das weichste Bärenfell gegeben hatte. Alle seine Glieder schmerzten ihn vom langen Gebundenliegen, und seine Augen, deren Tränenquell endlich versiegt war, brannten wie Feuer. Doch das alles hätte den kerngesunden Knaben, der schon manchen schweren Marsch mit Onkel Traugott gemacht, ja beim Fallenstellen schon manche Nacht mit ihm im Freien geschlafen hatte, nicht wach gehalten. Der unaussprechliche Jammer des Kindes, das seinen Eltern so grausam entrissen und nun hoffnungslos den Wilden verfallen war, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Immer wiederholte er die Worte: „Mutter, warum

bin ich von dir fortgelaufen?" Sein einmal erwachtes Gewissen zeigte ihm nun auch so manchen anderen Ungehorsam, über den er sich sonst leicht hinweggesetzt, wenn nur die Eltern erst wieder gut waren. Er erinnerte sich jetzt, wie oft die liebe Mutter über seinen wilden, verwegenen Sinn geseufzt, wie oft sie gebetet, der liebe Gott möchte ihn doch behüten, wenn er wieder auf hohe Bäume geklettert war oder sonst einen übermütigen Streich verübt hatte! „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen." So faltete er denn auch seine Hände und rief zum lieben Gott um Hilfe in seiner großen Not, so gut er es vermochte. Und der treue Gott, der auch das Lallen eines unmündigen Kindes erhört, vergaß auch seiner nicht. Schon die bloße Gewißheit, daß der liebe Gott seine Worte verstand, daß er mit ihm reden konnte, während die Indianer kein Wort seiner Rede verstanden, beruhigte ihn. Er empfand den Segen des gläubigen Gebets wie jeder gläubige Christ. „Gott wird mir helfen," dachte er, „er hat's gesagt." Dann kamen freilich wieder schwere Gedanken über das Wie. „Am Ende findet Onkel Traugott doch den rechten Weg; dann schießt er alle Indianer ins linke Auge und nimmt mich heim. Oder" — und bei dem Gedanken richtete er sich so schnell auf, daß der Indianer, der wie alle Jäger einen sehr leisen Schlaf hatte, erwachte, und ihm zornig zuwinkte, sich niederzulegen, — „oder ich schleiche mich nachts in ein Boot und rudere heim." Der Gedanke machte ihn so froh, daß er kaum einen Jauchzer unterdrücken konnte. „Den Bach hinab geht's ganz leicht," dachte er weiter in seiner lebhaften Phantasie, „geht's Rudern den Mohawk hinauf dann zu schwer, so gehe ich am Ufer entlang zu Fuß. Die Wölfe sind jetzt nicht schlimm, und Beeren finde ich überall." Die schreckliche Angst war ihm durchs Gebet von der Seele genommen, nun fand auch sein todmüder Leib endlich Ruhe. Noch betete er mit innigem Aufblick zum Himmel, von dem er einen Stern durch die Spitze des Wigwams scheinen sah, dann lösten sich die schmerzenden Glieder, ruhig hob und senkte sich die kleine Brust, — der Herr Jesus hatte sein Küchlein eingenommen. — —

* * *

Als Karl Schleicher das Ufer erreichte, ging er nicht zuerst nach Hause, sondern sprang alsbald in ein anderes Birkenkanoe, um sein verlorenes wieder einzufangen. Erst als ihm dieses nach einiger Zeit geglückt war, kehrte er heim, beladen mit der reichlichen Beute. Er tat so unbefangen wie möglich, konnte aber dennoch nicht unterlassen, des öfteren verstohlen nach der Schmiede hinüber zu schauen. Die Kirchenleute waren längst hinweg gegangen, nur der alte Traugott war noch da. Die Sonntage verbrachte er immer bei seinen Lieben, zumal wenn wie heute der Herr Pfarrer da war. Karl Schleicher sah die beiden nebst dem Schmiede unter dem schönen Apfelbaum vor dem Hause sitzen in gemütlicher Unterhaltung. Jetzt sah er auch, wie Frau Anna heftig auf die Männer zueilte, wie diese aufstanden, sich überall umsahen und dann schnellen Schrittes zum Flusse gingen.

Frau Anna eilte auf die andere Seite des Hauses, kam aber bald zurück.

Ein so verhärteter Bösewicht Schleicher nun auch war, es ging ihm nun doch durchs Herz, als er nun bei der Rückkehr der Männer die tödliche Angst der Mutter bemerkte. Sie selbst war es denn auch, die den Männern voran auf seinen kleinen Georg zueilte, welcher vor der Tür spielte, und ihn mit bebenden Lippen fragte, ob er Willy nicht gesehen habe. „Er hat mit uns gefischt und ist mit Vater ins Wasser gefallen," sagte der Kleine ohne alle Erregung, denn er glaubte natürlich, daß Willy längst daheim sei und sich umgezogen habe. Frau Anna aber schrie laut auf und fragte, während sie zum ersten Male auf Schleichers Tür zu ging: „Ist dein Vater drinnen?" Auf das Ja riß sie hastig die Tür auf, daß Frau Schleicher halb erschreckt, halb entrüstet aufsprang und mit scharfer Stimme nach ihrem Begehr fragte. Doch die besorgte Mutter ging gerade auf Karl Schleicher los und rief laut: „Wo hast du mein Kind?"

Vor ihren anklagenden und dabei so angsterfüllten Augen senkte der Mann die seinen schuldbewußt. Er erbleichte und mühsam nur brachte er die Worte heraus: „Willy warf sich so plötzlich auf den Rand des leichten Bootes, daß wir beide ins Wasser stürzten. Da ich wußte, daß der Kleine wie ein Fisch schwimmen kann, habe ich mich gar nicht mehr nach

ihm umgesehen. Ich dachte, er wäre längst nach Hause gekommen."

Auch die drei Männer waren jetzt herangekommen und die verzweifelte Mutter, das Schlimmste ahnend, rief ihnen entgegen: „Er hat mein Kind ertrinken lassen, wenn er es nicht ertränkt hat, wie er einst meinen Mann ermorden wollte!"

Alle standen entsetzt. Der Herr Pfarrer, der von der früheren Untat nichts wußte, und die neue schreckliche Beschuldigung nicht glauben konnte, faßte ihre Hand und sprach freundlich-ernst: „Liebe Frau Diehl, Ihr seid vor Angst außer Euch! Wie könnte ein weißer Mann zum Wilden werden, und sich an einem kleinen Kinde vergreifen? Willy wird noch irgendwo im Gebüsch stecken; vielleicht scheute er sich, in den nassen Kleidern heimzukommen, zumal es Sonntag ist. Laßt ihm einmal ordentlich rufen, und dann auf die Suche gehen."

Die linden Worte des würdigen alten Pfarrers beruhigten die Gemüter einigermaßen. Karl Schleicher selbst beteiligte sich aufs eifrigste an der Suche zu Lande und zu Wasser, aber kein Willy wurde gefunden; nur seinen kleinen Strohhut fand man weit den Fluß hinab auf dem Wasser treibend. Da schrie die unglückliche Mutter aufs neue: „Karl Schleicher, du hast mein Kind auf dem Gewissen, du hast es ertrinken lassen!"

Mit erzwungener Ruhe sagte darauf der Schurke: „Was hätte mir der unschuldige Junge getan? Ist er wirklich ertrunken, so muß er mit dem Kopf auf einen Stein geschlagen sein, das Wasser ist an der Stelle sehr seicht."

„Das wäre die einfachste Erklärung, wenn der Kleine wirklich ertrunken ist," meinte der Pfarrer, der nachgerade auch an ein Unglück zu glauben begann.

Wie manche arme Eltern haben gleich Heinrich und Anna stunden- und tagelang der unsäglich traurigen Arbeit obgelegen, nach einem ertrunkenen Liebling zu suchen, um dann endlich das so sehr Gefürchtete, aber noch mehr Ersehnte zu finden: den teuren Leichnam. Heinrich und Anna wurde auch der Trost geraubt, am Grabe ihres Lieblings zu weinen. Zum Glück war der alte fromme Pfarrer noch da; es waren mit die schwersten, aber auch seligsten Stunden seines ganzen so schweren und doch so seligen Berufs. Heinrich und Anna

waren gläubige Christen, und der Trost des göttlichen Wortes, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen, blieb haften in ihrem Herzen. Sie glaubten ihren Willy im Himmel, glaubten, daß der Heiland ihn noch mehr geliebt habe, als sie selbst. Sie gingen näher hin zu dem, der sie geschlagen, da fühlten sie die Schläge nicht so sehr. Sie meinten einen neuen Zug zum Himmel zu verspüren, seit sie ihren Willy droben wähnten. Sie wurden noch stiller, als sie es schon zuvor gewesen; war ihnen doch auch noch ihr kleines Mädchen geblieben für diese Erde. In der Liebe zum Heilande überwanden sie auch die Bitterkeit, die zuerst gegen Karl Schleicher aufgestiegen war, wenn sie das Mißtrauen auch niemals ganz los wurden. Der alte Traugott aber schien um Jahre gealtert, als er am Montag abend endlich seine eigene Hütte wieder aufsuchte; der Kleine war ihm zu sehr ans Herz gewachsen. — —

* * *

Es war schon längst heller Tag, als Sternenauge erwachte. Hundegebell und Kindergeschrei hatten ihn aufgeweckt, und neugierig fuhr er in die Höhe, um zu sehen, woher denn mit einem Male all die Kinder und Hunde gekommen wären. Dabei stieß sein Kopf an die Zeltdecke, und nun erst wußte er, wo er war. Seine ganze schreckliche Lage wurde ihm klar; laut nach Vater und Mutter rufend, sank er weinend zurück und vergrub sein Gesicht in den Fellen seines Lagers. Als er endlich die rotgeweinten Augen auftat, sah er die alte Squaw am Herd hocken, gerade wie am Abend vorher. Ihre Augen ruhten voll mütterlichen Mitleids auf ihm. Obwohl die Indianerin oftmals ihrem Manne nichts nachgibt an Grausamkeit im Martern der Gefangenen, trägt auch sie ein Mutterherz im Busen voll echter Mutterliebe gegen ihre Kinder. Niemals würden sonst die armen Papusen den rauhen Willkomm, den die Welt ihnen bei ihrem Eintritt bietet, überleben. Auch die alte Suwami hatte Mutterfreuden gekannt, aber sie waren dahin; ihr herrlicher Sohn, der stärkste und schnellste Jüngling des Stammes, war im letzten Kriege gefallen, und sie fühlte sich einsam. Jetzt hatten die blauen Augen des weißen Knaben auch ihr Herz gewonnen. Daß sein Raub ein Unrecht sei, fiel ihr gar nicht ein; sie hatte

ihr Leben lang von Krieg und Kriegsgeschrei gehört. An den Jammer der Eltern des Kleinen dachte sie kaum; gehörten sie doch zu den verhaßten Weißen, die den roten Mann immer mehr aus seinen Jagdgründen verdrängten und ihren Mann durch das schreckliche Feuerwasser arm und elend machten, selbst roh und grausam gegen sie, seine treue Squaw. Aber der Kleine selbst jammerte sie; sie wollte ihn sobald wie möglich fröhlich sehen, wie einst ihr Sohn gewesen. Als sie jetzt merkte, daß Sternenauge ruhiger wurde, reichte sie ihm einen eben gebackenen Kornkuchen, und redete leise und freundlich auf ihn ein, obwohl sie sich sagen mußte, daß er sie nicht verstand. Doch der Kleine hatte vor Angst und Jammer keinen Appetit auf ihren Kuchen, er wandte nur das von Tränen überströmte Antlitz zur Seite. Da stand Suwami auf und nahm aus einer Ecke ein aus Wurzeln wasserdicht geflochtenes Körbchen, gefüllt mit frischen Waldbeeren. Dieses hielt sie dem Kleinen dicht vor den Mund, ihn zugleich durch Wort und Gebärden zum Zulangen einladend. War sie doch um seinetwillen schon mit Tagesanbruch in den Wald gegangen, die Beeren zu pflücken.

Die Ueberzeugung, daß sie es gut mit ihm meine, half ihm endlich seinen Jammer soweit überwinden, daß er einige Beeren in den Mund steckte. Nun aß er kaum irgend etwas so gerne wie Waldbeeren, und so kam ihm der Appetit wirklich beim Essen. Er setzte sich aufrecht und aß tapfer darauf los, so daß die Alte, die ihm unverwandt zuschaute, ihre helle Freude daran hatte und sich reichlich belohnt fühlte für ihren frühen Gang in den Wald.

Draußen drängten inzwischen die ungezogenen Indianerkinder immer näher an den Wigwam Eulenauges; steckten auch schon neugierig die dunkelbraunen Köpfe durch die Türöffnung. Sie mußten das neue Wunder anstaunen, das kleine Blaßgesicht. Ein weißes Kind hatten ja die meisten von ihnen noch niemals in ihrem Dorfe gesehen, höchstens einige weiße Händler oder Soldaten kamen von Zeit zu Zeit zu ihnen in den Wald. Suwami merkte bald, wie Sternenauge sich darob ängstigte, und suchte die wilde Rotte mit lauten Scheltworten zu vertreiben. Sie hatte damit aber wenig Erfolg, immer wieder streckten die Kinder die Köpfe in die Hütte, und lachten und spotteten über den weißen Fremdling. Doch mit einem

Male stoben sie schreiend auseinander; eine derbe Mannesfaust hatte nämlich zwei der frechsten Buben am Nacken gepackt und weit zurückgeschleudert, während eine tiefe, rauhe Stimme sie anschrie: „Fort mit euch, laßt Sternenauge in Ruh! Bald wird er herauskommen und mit euch spielen und jagen."

Mit diesen Worten trat er gebückt in seinen Wigwam, wo Sternenauge, durch sein Erscheinen und seine lauten Worte erschreckt, aufs neue in Weinen ausbrach. Doch Eulenauge ging mit dem freundlichsten Gesicht, das er überhaupt machen konnte, auf den Kleinen zu und drückte ihm einen schönen Knabenbogen in die Hand. Auch er war trotz der schweren Ruderarbeit des vorigen Tages schon frühzeitig aufgestanden, hatte längere Zeit nach einem passenden Holze gesucht, und hatte, als er es gefunden, einen zierlichen Bogen für Sternenauge geschnitzt; dieser merkte nun, daß auch der Alte es gut mit ihm meine. Sternenauge stieß auch wirklich einen kleinen Freudenruf aus, als er den schönen Bogen sah, der seinem alten so ähnlich war.

Eulenauge grunzte selbstzufrieden, als Sternenauge den Bogen mit schnellem Griffe faßte und gleich zu spannen versuchte, und machte sich dann an die von dem Kleinen verschmähten Kornkuchen.

Nachdem er seine Mahlzeit beendet, langte er unter einer Decke ein glattes Holz hervor, spaltete vorsichtig mit dem Messer einige schmale Streifen davon ab, setzte sich vor die Tür der Hütte und winkte Sternenauge, ihm zu folgen. Dieser wußte ganz gut, was der Alte von ihm wollte, und wenn es ihm auch schwer wurde, die Hütte zu verlassen, und sich all den wilden Kindern draußen zu zeigen, so ging er doch schließlich hinaus. Besonders ein Gedanke kam ihm dabei zu Hilfe. „Wenn ich fortlaufe," dachte er, „so kann mir Bogen und Pfeil viel nützen. Ich kann Vögel und Eichhörnchen schießen und gar den Wolf verjagen, wenn er kommen sollte."

Der Alte reichte ihm ein kleines Messer, und bald waren beide eifrig beim Pfeileschnitzen, wobei sie viel Zuschauer hatten, die sich über die Fixigkeit des kleinen Bleichgesichts wirklich verwunderten. Dies war immer Willys liebste Arbeit gewesen, ausgenommen das Schießen selbst und das Fischen.

Eine ganze Menge Narben am linken Zeigefinger zeugten davon.

Bald lag eine Anzahl Pfeile vor ihnen, fein gespitzt und gefedert und Eulenauge erhob sich, um den neuen Bogen zu versuchen. Hoch oben an einer Eiche erblickte er einen langen dürren Ast. Er zielte sorgfältig, schoß und brachte unter lautem Jubel der Menge die Spitze des Zweiges zugleich mit dem Pfeil herunter. Er war bekannt als guter Schütze. Nun gab er den Bogen mit aufmunternder Gebärde an Sternenauge. Schon beim Pfeileschnitzen hatte der Kleine seine Angst und Not beinahe vergessen. Jetzt aber sprang er eifrig empor, legte an und berührte wirklich den dünnen Ast mit dem Pfeil, wenn er auch kein Stück desselben herunterbrachte.

Ein allgemeines „Ugh!" belohnte ihn, und die kleinen Indianer, deren Achtung er mit dem Schuß gewonnen hatte, eilten allesamt in ihre Wigwams, ihre eigenen Bogen und Pfeile zu holen. Bald flogen Dutzende von Pfeilen in die Höhe, doch nur wenige trafen den Ast, und lange dauerte es, bis ein neues Stücklein abgeschossen wurde. Man versuchte dann noch andere Ziele zu treffen und Sternenauge war wirklich, wie Eulenauge es vorausgesehen, einer der allerbesten Schützen. Nur von den größeren Knaben waren einige ihm über in der Bogenkunde.

So verging der erste Tag viel leichter und schneller, als der arme geraubte Knabe noch am Morgen geahnt. Mit den Abendschatten kamen freilich auch seine Sorgen und Tränen zurück, doch nicht mehr ganz so bitter wie am ersten Tage. War das Heimweh auch noch ebenso brennend, seine Angst war doch gemildert, da man ihm allerseits so freundlich entgegen gekommen war. Dazu mußte er nun auch seinen Fluchtplan aushecken, da blieb ihm nicht gar lange Zeit zum Weinen. „Mondschein muß es erst sein," dachte er, „sonst graut mir doch ein wenig, und ich kann auch nicht so gut rudern. Auch muß ich erst gut Freund werden mit den Hunden, sonst bellen und beißen sie, wenn ich fortschleiche. Das will ich gleich morgen versuchen."

Dieser neue Lebenszweck beruhigte ihn, er bat den lieben Gott um Hilfe, sprach sein Abendgebetlein mit gefalteten Händen und halblauter Stimme wie daheim und schlief flugs ein. Eulenauge war noch draußen am Lagerfeuer und sog ab-

wechselnd mit den andern Kriegern an der großen Pfeife beim eifrigen Kriegsgespräch. Suwami hatte sich schon gelegt, beobachtete aber beim unsicheren Schein des Wigwamfeuers den Knaben. Als sie seine gefalteten Hände sah und seine leisen Worte vernahm, wurde ihr gar wundersam zumute. Sie ahnte die Wahrheit und dachte bei sich selbst: „Schau, der kleine weiße Knabe kennt den großen Geist und weiß mit ihm zu reden, während ich arme Squaw fast nichts von ihm weiß und nicht mit ihm reden kann. Meine Mutter hat mir einst von einem Blaßgesicht erzählt, das dem Dorf vom großen guten Geist der weißen Fremdlinge predigte und von seiner großen Liebe zu allen Menschen, auch zu seinen roten Kindern, Frauen wie Männern. Er soll einen Sohn haben, der für die Menschen gestorben ist, im Kampfe mit bösen Geistern, und ihre Schuld getilgt hat, damit sie einst in die großen Jagdgründe gehen könnten. Eulenauge will nichts davon wissen; er meint, die roten Krieger, die im ehrlichen Kampfe am lichten Tage fallen, kommen alle in die glücklichen Jagdgründe. Was aber aus uns armen Squaws wird, weiß er nicht, das kümmert ihn auch nicht. Mein Herz sagt mir aber, daß mit dem Tode nicht alles aus ist. Könnte ich nur erst mit Sternenauge reden, er würde mir von dem guten Gott erzählen."

Am nächsten Morgen war Sternenauge früh wach und die beiden Alten freuten und wunderten sich, als er ohne zu weinen seine Kornkuchen und Bohnen verzehrte. Noch mehr wunderte sich dann Eulenauge, als der Kleine bald vor die Hütte ging und dort mit dem nächsten böse knurrenden Dorfhunde Freundschaft zu schließen suchte. Er hatte heimlich ein wenig von seinem Essen mitgebracht, welches der zuerst sehr mißtrauische Köter denn auch bald gierig verschlang. Dies wiederholte der Kleine so oft, daß es dem alten, schlauen Indianer auffiel, besonders da Sternenauge dieses sein Tun zu verheimlichen suchte.

„Sollte der Knabe schon denken können wie ein Erwachsener, auf Flucht sinnen und daher so ruhig sein?" — Grimmig lachte Eulenauge bei dem Gedanken vor sich hin und behielt den Kleinen scharf im Auge.

Mehr denn zwei Wochen waren seitdem verflossen; der Vollmond stand am klaren Himmel, den Wald fast tageshell

erleuchtend. Sternenauge hatte wie gewöhnlich zu Nacht gegessen, hatte, als er sich unbemerkt glaubte, ein tüchtiges Stück trockenen Bärenschinken in die Tasche gesteckt, und hatte sich dann auf sein Lager gestreckt. Sein Abendgebet hatte er wie gewöhnlich verrichtet, dann hatte er ruhig dagelegen wie in sanftem Schlaf. Aber seine hellen Augen waren weit offen und seine scharfen Ohren lauschten auf jeden Laut. Allmählich verstummten selbst die Hunde, nur die Eulen ließen ihr Geschrei ertönen. Die beiden Alten lagen längst in tiefem Schlafe, wie es schien.

Da erhob sich Sternenauge ganz leise von seinem Lager, faßte Bogen und Pfeile, steckte sein kleines Messer zu sich und kroch wie eine Katze zum Wigwam hinaus. Das kleine Herz klopfte ihm zum Zerspringen, er konnte kaum atmen, doch nichts regte sich; selbst die Köter waren still, denn sie kannten ihn alle. An den Zelten kroch er noch vorsichtig vorbei; kaum hatte er aber das letzte hinter sich, so erhob er sich und ging eilends zum Bache hinab. Er war schon so waldkundig, daß dabei kein Zweiglein unter seinen Füßen knackte. Bald stand er am Ufer. Mit bebenden Händen löste er eins der kleinsten Kanoes, faßte das leichte kurze Ruder und stieß ab. Es ging alles über Erwarten gut, schnell glitt sein Kahn den Bach hinab. Jetzt konnte er aber seinem gepreßten Herzen nicht länger gebieten, er mußte ihm in einem ganz leisen Jubelruf Luft machen.

Doch derselbe war noch nicht ganz im Walde verklungen, als er schon einem gellenden Schreckensruf Raum gab. Bei einer leisen Wendung des Kopfes zur Erforschung der Richtung hatte Sternenauge mitten im Bache die hohe finstere Gestalt Eulenauges erblickt. Der Alte hatte des Knaben Aufgeregtheit am Abend nur zu gut bemerkt, hatte nur scheinbar geschlafen, und war nun quer durch den Wald geeilt, um den Flüchtling wieder einzufangen.

Er schien auch gar nicht besonders aufgebracht, wenigstens schlug er den Kleinen nicht, wie denn der rote Mann seine Kinder überhaupt nicht schlägt, freilich auch gar nicht erzieht, außer zum Kriegen und Jagen. Im Grunde freute er sich über den Mut und die Klugheit des Kleinen, der ja jetzt sein Sohn war. „Wird ein großer Krieger werden," sagte er zu Suwami, als er den Weinenden in die Hütte zurück-

brachte. Nachdem aber bald darauf das Korn samt den Bohnen eingeerntet war, zog der Stamm auf Eulenauges Rat tief in den Wald hinein. Da flossen die Tränen des armen Sternenauge wieder so lange, bis ihre Quellen versiegt waren, denn mit jedem weiteren Schritt versank mehr und mehr seine Hoffnung auf endliche Heimkehr.

* * *

Nach mehrtägigem Wandern, bei dem man selbst die leichten Birkenkanoes mitgeschleppt hatte, wählte der Stamm endlich eine neue Lagerstatt an einem Bach. Die Frauen hatten fast die ganze Last des Umzuges zu tragen, denn wie fast alle Wilden, so ist auch der rote Mann ein fauler Geselle, der seine Frau einfach zur Sklavin macht, wenn er sie auch für gewöhnlich nicht gerade schlecht behandelt. Die Zeltstangen, welche der Indianer der baumlosen Prärien als wichtigstes Baumaterial immer von seinen Ponies mitschleppen läßt, waren hier im Urwalde die geringste Sorge. Sie waren schnell abgeschlagen, in den Boden gesteckt und oben zusammengebunden. Für den Winter fügte man zu den Zeltdecken noch Baumrinde und Rasenstücke, um die Kälte abzuhalten. Dennoch fror Sternenauge an den kalten Herbsttagen oft jämmerlich, denn das kleine Hüttenfeuer strahlte nur wenig Wärme aus.

Die gute Suwami merkte bald, daß der weiße Knabe noch nicht so abgehärtet sei wie seine roten Kameraden. Da gab sie sich denn die erdenklichste Mühe, ihm aus Tierfellen die wärmsten Kleider und Schuhe zu machen, zumal Hemd und Höschen und Jacke, welche er bei seiner Entführung getragen, schon sehr zerrissen waren, obwohl die sorgsame Mutter dieselben aus festem, selbstgewebtem Stoff genäht hatte. Aber wenn der Kleine in der warmen Pelzkleidung nun auch nicht mehr so fror, seine roten Wangen wurden doch immer bleicher, denn ihn verzehrte das Heimweh. Sonst ging es ihm ja ganz erträglich. Die beiden Alten blieben gleichmäßig freundlich; mit den andern Kindern kam er leidlich aus, wenn er sich auch oftmals vor ihren Roheiten entsetzte und seine kleinen Fäuste in Selbstverteidigung tüchtig gebrauchen mußte. Sie merkten bald, wie stark und gewandt er war für seine Größe, und er konnte schon einen tüchtigen

Puff vertragen, ohne zu weinen. Auch die fremde Sprache lernte er sehr schnell, wie das ja bei kleinen Kindern meistens der Fall ist. So lange er sich draußen im Walde tummeln konnte, ging es noch so leidlich. Als aber der erste große Schneesturm ihn an die Hütte fesselte, kam mit der Langeweile auch das Heimweh so stark über ihn, daß er wirklich daran krank wurde. Es mußte um die liebe Weihnachtszeit sein, deren er sich aus vergangenen Jahren so klar erinnerte, die aber jetzt so unerreichbar weit hinter ihm lag. Er weinte fast den ganzen Tag, Essen und Trinken wollten ihm nicht mehr schmecken.

Wenn die Dämmerstunde hereinbrach, die ihm sonst immer die liebste gewesen war, weil der Vater ihn dann oftmals aufs Knie genommen und vom Christkindlein und den lieben Englein erzählt hatte, auch wohl Weihnachtslieder angestimmt, dann war er besonders elend und trostlos. Da kam ihm eines Abends der Gedanke, ob er denn nicht auch allein Weihnachtslieder singen könne, obgleich die Eltern und klein Käty nicht mitsangen. Er versuchte zuerst ganz leise und schüchtern das eine und das andere Lied, und siehe da, es ging. Nach und nach kamen auch die anfänglich vergessenen Worte ins Gedächtnis zurück, die Melodien saßen noch ziemlich fest und bald erklang sein „Gelobet seist du, Jesu Christ, daß du Mensch geboren bist," so laut und klar in der Indianerhütte, wie nur je in der väterlichen Schmiede.

Eulenauge war nicht daheim; Suwami aber, die sich über sein stilles Weinen und Dahinsiechen so tief gegrämt hatte, faltete andächtig die Hände, wie sie den Kleinen beim Beten und Singen tun sah, und blickte klopfenden Herzens auf die freudige Veränderung, die mit einem Male mit dem kranken Knaben vor sich gegangen war.

Einmal in Zug geraten, flossen dem sangesfrohen Knaben die Lieder nur so zu, und es schien, als ob er sich mit jedem Verse die quälende Sorge, das zehrende Heimweh, mehr und mehr vom Herzen sang. Besonders den ersten Vers von „Gelobet seist du, Jesu Christ," wiederholte er immer wieder, und als er endlich mit Singen einhielt, da war es nur, um über den Sinn der Worte ernstlich nachzudenken. Wie oft hatten Vater und Mutter ihm vom lieben Heiland erzählt, der vom Himmel herabgekommen und arm und klein ge-

worden war um unsertwillen, damit wir einst groß und reich würden im schönen Himmelreich. War dieser liebe Heiland denn nicht immer noch sein Heiland, konnte er nicht immer noch zu ihm beten und ihm danken? Wie hieß doch das Lied weiter? — Von Vaters Kind, vom ew'gen Licht und Lichteskindern war da die Rede, aber die Strophen wollten sich doch nicht mehr aneinander reihen. „Aber ich habe so viel Zeit," dachte er dann flugs weiter, „ich kriege die andern Verse schon wieder heraus." Und richtig, mit einem Male stimmte er fröhlich wieder an:

Er ist auf Erden kommen arm,
Daß er unser sich erbarm'
Und in dem Himmel mache reich
Und seinen lieben Engeln gleich. Kyrieleis.

Als er endlich mit Singen innehielt, saß Suwami noch lange da mit gefalteten Händen. Zuletzt bewegten sich ihre Lippen und sie betete wirklich: „O du großer Geist der Weißen, die alte Suwami dankt dir, daß du Sternenauge die Lieder und Gebete gegeben hast, die ihn wieder fröhlich machen. Lehre auch mich einst singen und beten." Dann ging sie ans Herdfeuer, bereitete ihre Kornkuchen mit besonderer Sorgfalt, schnitt ein zartes Stück Bärenschinken dazu und brachte es dem Kleinen mit flehendem Blick und Wort. Zu ihrer großen Freude langte er wirklich zu und aß zum ersten Male seit langer Zeit wieder ein herzhaftes Mahl. Als er sich dann, nachdem er, wie er immer tat, sein Tischgebet gesprochen, wieder auf sein Lager streckte, tat er es mit einem Seufzer des Wohlbehagens. Lange blickte er in die Glut des Feuers, das Suwami um seinetwillen aufs neue angefacht hatte, nachdem sie ihn mit mütterlicher Sorgfalt in seine Decken gehüllt. Ihm war so froh zumute wie nie seit seiner vereitelten Flucht.

Es war wirklich Weihnachtsabend, und das liebe Christkind hatte durch seinen Geist und sein Wort auch in das Herz des vor Heimweh vergehenden Knaben einen Strahl des Weihnachtsglanzes fallen lassen.

„Wenn ich groß bin und selbst ein kühner Jäger, dann finde ich Vater und Mutter gewiß wieder," dachte er schon halb im Traum, „und dann stehen wir alle wieder unter dem schönen Weihnachtsbaum."

Das wache Träumen aber wurde bald zum echten, rechten köstlichen Weihnachtstraum; das flackernde Feuer in dem Indianerwigwam wurde zum brennenden Tannenbaum in der deutschen Schmiede; fröhlich lächelnd lag Sternenauge da und über ihn beugte sich strahlenden Auges die alte Suwami, und über ihm wachte das ewige Vaterauge, das niemals schläft noch schlummert.

Der Winter verging und die Frühlingsstürme nahten; langsam schlichen die Tage dem lebhaften Sternenauge in der engen Hütte dahin. Wohl hatte Suwami, die sonst so schweigsam war, manchmal versucht, den Kleinen, der nun schon ziemlich mit ihr reden konnte, zu erfreuen mit den Geschichten und Sagen ihres Volkes. Der Knabe hörte dieselben auch ganz gerne, mußte dann aber immer wieder an die lieben Eltern, den guten Onkel und den freundlichen Pfarrer denken, die alle doch noch viel schönere Geschichten erzählen konnten. Beim Gedanken an den letzteren kam ihm eine Frage in den Sinn.

„Warum erzählst du mir niemals vom lieben Heiland?"

Da er das Wort „Heiland" nicht übersetzen konnte, sagte er es einfach in Deutsch, und natürlich verstand die Alte ihn nicht. Die arme Heidin hätte ihm aber auch nichts vom Heilande erzählen können, wenn er selbst die beste indianische Uebersetzung des Wortes gegeben hätte, denn sie kannte ihn nicht.

„Wer ist der liebe Heiland?" fragte sie, aufmerksam geworden durch den frommen Blick des Kleinen.

„Gottes Sohn," kam schnell die Antwort, das erste Wort wieder in Deutsch.

„Wer ist Gottes Sohn?"

Nun war der kleine Frager selbst zum Erzähler, ja zum Missionar geworden, und hatte mit der fremden Sprache zu ringen, wie jeder Heidenmissionar. Er wußte schließlich keine bessere Antwort, als daß er sagte: „Der, zu dem ich alle Tage bete."

Den meisten Menschen möchte diese Antwort wenig oder gar keine Klarheit gegeben haben; Suwami aber erschien sie wie eine Offenbarung vom Himmel. Sie hatte den Knaben verstanden. Auf die Knie sinkend und die gefalteten Hände mit flehentlichem Blick gegen ihn ausstreckend, sprach sie

schnell: „Ist das der große Geist der Weißen, der seinen Sohn für die Menschen gegeben hat, weil er sie so liebt?"

Sternenauge schloß mit Recht, daß die Alte mit dem „großen Geist" den lieben Gott meine und antwortete getrost: „Ja."

Da ging es wie ein Leuchten über das runzelige Gesicht der Alten, daß Sternenauge sich nicht genug darüber wundern konnte, und sie fragte hastig weiter:

„Liebt er auch die Frauen, oder bloß die Männer?"

Die Frage schien Sternenauge doch gar zu leicht und überflüssig und er antwortete mit großer Bestimmtheit: „Er liebt alle Menschen!"

Als ob seine liebe Mutter nicht ebensogut in den Himmel kommen sollte, wie sein Vater! Er ahnte nicht, daß so manche heidnische Religion sich um die Seligkeit der armen Frauen gar nicht kümmert; ahnte nicht, welch seliger Trost ins friedlose Herz der armen Suwami kam durch seine einfache Antwort.

„Kommen denn auch alle Menschen in die glücklichen Jagdgründe des großen Geistes?" fragte Suwami weiter.

Dies war ein ganz neuer, zuerst unverständlicher Gedanke für Sternenauge. Er merkte aber bald, daß die Indianer den Himmel „glückliche Jagdgründe" nennen, und dachte, daß das gar keine so üble Benennung sei. War doch auch ihm die Jagd das Schönste auf Erden. Auch erinnerte er sich des Briefes Doktor Luthers an sein Söhnchen Johannes, den der alte Pfarrer ihm noch am Abend vor seiner Entführung vorgelesen hatte. Im übrigen aber war er nicht umsonst in einem christlichen Hause aufgewachsen und zur Christenlehre gegangen; so antwortete er denn trotz seiner Jugend klar und frei: „Alle, die an ihn glauben."

Da hatte die alte Suwami den Kern der frohen Botschaft gehört und hatte viel, viel Stoff zum ernsten Nachdenken. Auch ihre Seele bebte vor dem Gedanken an Tod und Ewigkeit, so schwach auch die Erkenntnis ihrer Sündhaftigkeit aus dem Gesetz der Natur war. Sie fragte noch mancherlei, und Sternenauge gab Antwort, so gut er konnte. Vieles wußte der Kleine selbst noch nicht; anderes, das ihm ganz selbstverständlich war, konnte er ihr nicht klar machen; der Altersunterschied war doch zu groß und das Sprachver-

ständnis zu schwach. Als sie aber an dem Abend sich zur Ruhe niederlegte, da faltete sie fröhlich die Hände und betete: „Großer Geist, ich danke dir, daß du alle Menschen liebhast, auch die alte Suwami. Ich will ja gerne an dich und deinen Sohn glauben, mach mich nur selig nach dem Tode.“ Auch in ihr Herz war die Freudenbotschaft der Engel gekommen, „die allem Volk widerfahren wird.“

Suwami und Sternenauge hatten nun ein großes Geheimnis, das sie einander immer näher brachte. Oefters pflegte die Alte den Kleinen zärtlich zu streicheln und ihm zu sagen, wie lieb sie ihn habe. Da faßte er sich eines Tages ein Herz und sagte: „Wenn du mich wirklich liebhast, warum hast du mich denn geraubt?“

Heftig erschrak die Alte bei der Frage, die sie sich selbst noch gar nicht offen und ehrlich zu stellen gewagt hatte. Sie wußte ihm auch nichts darauf zu erwidern, als daß Eulenauge es getan habe.

„Du hast ihm aber geholfen; und wenn du mich wirklich liebst, dann mußt du mich auch wieder zu Vater und Mutter bringen.“

Das Wort fuhr wie ein Pfeil ins Gewissen der armen Frau, und der Pfeil drang noch tiefer ein, als Sternenauge, seinen Vorteil gewahrend, hinzufügte:

„Der liebe Gott liebt keine Räuber, denn das siebente Gebot heißt: Du sollst nicht stehlen.“

Die liebe Mutter hatte ihm die zehn Gebote solange vorgebetet, bis er sie auswendig konnte, und er freute sich, daß er seine Kenntnis hier so schön anwenden konnte. Hätte er geahnt, welch einen bitteren Kampf er mit seinen Worten in dem Herzen der alten Squaw entzündete, er hätte sie vielleicht doch nicht gesprochen, denn er hatte sie wirklich liebgewonnen.

Sie sagte an dem Tage kein Wort mehr, sondern saß meistens, in dumpfes Brüten versunken, in der Ecke. Sie fühlte zum ersten Male das schwere Unrecht, das sie an dem Kleinen und den Seinen begangen. Aber was konnte sie, die Sklavin ihres Mannes, denn dabei tun? Und wenn sie wirklich den Kleinen hätte zurückbringen können, würde mit ihm nicht die ganze Freude ihres Alters, ja ihre ewige Seligkeit verschwinden? Wer sollte ihr dann noch vom großen

guten Gott erzählen? An dem Abend konnte sie nicht mit fröhlichem Herzen zum großen Geist beten.

Sternenauge merkte sehr wohl, daß Suwami etwas fehle. So fragte er sie denn nach einigen Tagen: „Warum redest du nicht mehr mit mir?"

Da rollte eine Träne über ihre braune Wange, sie faßte seine Hände und sprach: „Kann Sternenauge nur Vater und Mutter lieben und nicht auch die alte Suwami?"

Jetzt kamen auch dem Kleinen die Tränen, und er antwortete: „Ich habe auch dich lieb, denn du bist immer gut zu mir; aber Vater und Mutter liebe ich doch noch viel mehr."

Es lag doch ein kleiner Trost in den Worten und sie sprach: „Magst du denn gar nicht bei mir bleiben?"

Ihr Kummer ging ihm zu Herzen, er sann nach einer Lösung der Schwierigkeit und rief dann ganz fröhlich aus: „Du gehst mit mir, dann sind wir immer beieinander und du kannst alles lernen vom lieben Gott, was ich noch nicht weiß."

Leicht hatte der Kleine auch diesen Gedanken hingeworfen; im Herzen der alten Suwami aber blieb er haften.

„So lange Eulenauge lebt, ist es ja unmöglich," sprach sie leise. „Danach möchte es am Ende sein; ich möchte doch Sternenauge glücklich sehen und selbst zu gerne in den Himmel kommen."

An dem Abend konnte sie wieder beten.

Der linde Frühling linderte auch das Weh in Sternenauges Herzen. An der alten Suwami hatte er nun nicht nur eine zweite Mutter gefunden, sondern sogar eine Art Verbündete. Daß Eulenauge ihn nicht freiwillig wieder hergab, das wußte er. Aber wann wäre die glückliche Jugend lange hoffnungslos geblieben? Ein paar Jahre konnte er es ja schließlich schon aushalten im Walde. An Kost und Wohnung und Lebensweise der Wilden hatte sich seine kerngesunde Natur bereits gewöhnt. Entsprach doch besonders die letztere so ganz seinen Neigungen. Wäre nur wenigstens Onkel Traugott bei ihm gewesen, so wäre er mit seinem Lose zufrieden gewesen. Brauchte er hier doch rein gar nichts zu tun, als was er gern tat. Fischen, Jagen und Spielen war ja immer seine Lust. Daheim mußte er nicht nur pünktlich die Kühe holen, Holz tragen, und oft ins Haus kommen, wenn er noch so gerne spielen wollte, sondern vor allem auch Lesen und Schreiben lernen, und das war furchtbar saure Arbeit. Ja, wenn er nur einmal auf einige Tage hätte heimgehen können, um den lieben Eltern zu sagen, daß sie sich nicht um ihn zu grämen brauchten, dann wäre es schließlich auch bei den Indianern ganz schön gewesen. Doch Suwami wollte auch davon nichts wissen. Da er nun einstweilen nichts Besseres tun konnte, so ging er täglich mit den andern Knaben auf den Fischfang im klaren Gebirgsbach. Auf der Suche nach besseren Stellen kamen sie dabei eines Tages mit ihrem Kanoe weit den Bach hinab an einen größeren Fluß, in den der Bach mündete. Der Fluß schien etwas kleiner zu sein, als der Mohawk; aber auf seine Frage antwortete ein älterer Knabe, daß es wirklich sein heimatlicher Strom sei. Da wurde er ganz bleich vor Aufregung, denn nun lag die liebe Heimat wieder lebendig vor seinen Geistesaugen und in erreichbarer Nähe. Mochte es auch weit von Hause sein, so viel war ihm gleich klar, es ging den Fluß hinab. Daß das Entkommen

nicht so leicht sei, hatte er ja im vorigen Sommer erfahren. Freilich schien Eulenauge nicht mehr so mißtrauisch zu sein. Einige Male war er sogar schon auf mehrere Tage fort gewesen. Sollte das noch einmal vorkommen, dann wollte Sternenauge sein Glück noch einmal versuchen. „Lieber Heiland," flehte er, „laß mich diesmal glücklich heimkommen."

Zu Hause sagte er klüglich nichts von seiner Entdeckung, auch der alten Suwami nicht. Er fürchtete doch, daß sie sein Vorhaben verraten möchte.

Die ersehnte Gelegenheit kam bald. Eulenauge schien wirklich nicht mehr an die Flucht des Knaben zu denken, da derselbe sich in letzter Zeit so schön eingelebt hatte und ganz zufrieden zu sein schien. So zog er denn eines schönen Tages mit den meisten Männern des Stammes auf die Bärenjagd. Sternenauge hatte aus den Reden der Leute kaum vernommen, daß man wenigstens eine Nacht draußen zu bleiben gedenke, als sein Entschluß auch schon gefaßt war. Da es noch keine Beeren im Walde gab, so nahm er sich heimlich einige Hände voll Hickorynüsse, die noch vom vorigen Jahre übrig waren, brachte auch von seinem Essen glücklich etwas beiseite, ohne daß Suwami aufmerksam wurde. Als er dann klopfenden Herzens dalag und auf ihr Einschlafen wartete, ging es ihm doch ordentlich nahe, die gute Frau zu verlassen, die ihn so liebhatte und so gerne vom lieben Heiland hören wollte. Da kam ihm ein Gedanke, der ihn darüber beruhigte. „Wenn ich erst wieder daheim bin, dann erzähle ich dem alten Herrn Pfarrer von der alten Suwami. Der tut nichts lieber, als den Leuten vom lieben Gott predigen, und der kennt alle Wege im Lande, der findet auch das Dorf mit seinem Pferd."

Endlich ließ ein sanftes Schnarchen der Alten sein Entkommen sicher erscheinen. Ruhiger als vor neun Monaten erhob er sich, faßte Bogen und Pfeile, und schlich sich zum Bach hinab. Glücklich gelangte er ins Boot, und bald lag das Dorf weit hinter ihm. Freilich meinte er jeden Augenblick die finstere Gestalt Eulenauges wieder im Bache auftauchen zu sehen, und der Weg bis zum Mohawk schien ihm endlos lang zu sein. Endlich aber sah er seine blauen Fluten durch die Bäume blitzen. Kräftig holte er mit seinem kurzen Ruder aus und bald schwamm sein Kanoe auf dem heimatlichen Strom.

Da mußte sein gepreßtes Herz sich wiederum in einem kleinen Jauchzer Luft machen, und diesmal endigte der Jauchzer nicht in einem Schreckensruf. Mit der Angst vor dem Wiedereinfangen schwand auch allmählich die kindliche Bangigkeit, die ihn trotz all seines Mutes doch ziemlich gepeinigt hatte. Er merkte nun aber auch, wie müde er war; er konnte die kleinen Arme kaum mehr bewegen.

Zum Glück war das nun auf dem Flusse, wo das Kanoe frei treiben konnte, auch nicht mehr so nötig. Er zog das Ruder ein und tat nur hier und da noch einen Schlag, um das Boot mitten in der Strömung zu halten. Das ging so eine kleine Weile ganz gut; aber die Müdigkeit war doch zu groß. Er dachte wohl einmal daran, sein Kanoe ans Ufer zu lenken und bis zum Morgen auszuruhen. Aber die Angst vor der Verfolgung ließ ihn ausharren.

„Ich will nur die Augen ein wenig zumachen," dachte er, „schlafen brauche ich ja nicht."

Gedacht — getan, aber damit war der Kampf auch bald zu Ende. Noch einige Male versuchte er die schweren Lider zu heben, dann sank sein Köpfchen auf die Brust, und dann er selbst lang ausgestreckt ins Boot, sein Ruder immer noch fest umklammernd.

Die Frühlingssonne schien ihm hell in die Augen, als er erwachte. Ihn fröstelte stark und erschrocken schaute er sich um in der wildfremden Umgebung. Bald aber war ihm alles klar, seine Flucht am vorigen Abend, wie sein Einschlafen mitten auf dem Mohawk. Sein Kanoe war an einem überhängenden Zweige sitzen geblieben. Angstvoll gedachte er der vielen verlorenen Stunden, schnell faltete er die Hände zum Morgengebet, dann griff er hastig zum Ruder und schoß bald weiter den Fluß hinab. Die starke Bewegung trieb ihm schnell den Nachtfrost aus den Gliedern, regte aber gleichzeitig auch den Hunger an. Er langte sein bißchen Speise hervor und aß alles auf einmal auf. Für später hatte er ja noch seine Nüsse, die er hier im Boot doch nicht gut aufklopfen konnte. Vor Abend hoffte er ja daheim zu sein, und dann würde die liebe Mama ihm sicher die schönsten Pfannkuchen backen und gar nicht sagen wie sonst beim Pfannkucheneſſen: „Nun hast du aber genug, Willy, du kriegst jetzt keinen mehr, sonst kannst du nicht gut schlafen."

Fröhlich ruderte er den Fluß hinab, mit jeder weiteren Stunde wurde seine Angst vor Eulenauge geringer. Schon jetzt schaute er immer auf das rechte Ufer, ob nicht bald des Onkels Hütte auftauche. Er mußte sich dann freilich sagen, daß das gar nicht möglich sei, da sie ja im vorigen Sommer viele Tagereisen nach Westen gewandert und so gewiß viele Meilen von seiner Heimat entfernt waren. Einmal bemerkte er eine Anzahl Blockhütten am nördlichen Ufer des Flusses. Einen Augenblick dachte er daran, dort anzuhalten. Aber dann verlor er viel kostbare Zeit; hungrig war er noch nicht, und so fuhr er schnell vorüber, ohne einen Menschen gesehen zu haben. Es freute ihn schon, daß er aus der Indianerwildnis herausgekommen war. Nachmittags freilich, als er wieder müde und hungrig wurde und gar keine Ansiedelung mehr in Sicht kam, bereute er seinen schnellen Entschluß bitterlich. Er fing an zu weinen, und fühlte sich schrecklich einsam und verlassen.

Als die Sonne endlich hinter den Bäumen des Waldes verschwand und weder des Onkels Hütte, noch sonst irgend eine menschliche Wohnung sich zeigte, da mußte er sich endlich entschließen ans Ufer zu rudern, denn der Hunger plagte ihn gewaltig, und die Augen wollten ihm auch schon wieder zu fallen. Er suchte sich einen weit überhängenden Baum, unter dem sein Kanoe hübsch verborgen lag. Dann suchte er eiligst ein paar Steine, um seine harten Hikorynüsse aufzuklopfen. Ein paar hatte er vorhin schon wirklich mit den Zähnen aufgeknackt, aber das ging viel zu schwer. Der ärgste Hunger wurde denn auch glücklich gestillt; ein tiefer Trunk aus dem Fluß beendete sein Nachtmahl. Nun suchte er sich eine trockene Stelle unter einem Baum, trug einen großen Haufen dürrer Blätter zusammen und kroch hinein. Er war so müde, daß die Angst vor Wölfen und Bären ihn kaum berührte, er faltete die Hände, betete sein „Breit' aus die Flügel beide", und war beim letzten Worte schon in traumlosen Schlaf versunken.

Als er am nächsten Morgen erwachte, war er nicht so kalt wie am vorigen Morgen, aber er war sehr hungrig. Er dachte an seinen Bogen, erspähte auch bald ein Eichhörnchen und schoß es glücklich vom Baum. Da aber kam ihm erst der Gedanke, daß er ja kein Feuer habe, um das

Tierchen zu braten. Die Indianer konnten ja im Notfall auch rohes Fleisch essen, aber ihm ekelte trotz seines Hungers noch davor. Seufzend legte er das Eichhörnchen ins Kanoe und begab sich wieder auf seine nun so schwere Fahrt. Die Glieder schmerzten ihn von der schweren Arbeit des vorigen Tages und der Hunger nagte. Ein tiefer Trunk erquickte ihn etwas. Dabei sah er viele schöne Fische im Wasser spielen. „Hätte ich nur eine Angel mitgenommen," dachte er; „aber wenn ich auch Fische fange, ich kann sie ja doch nicht braten."

Er weinte und betete, aber immer noch wollte sich kein Haus zeigen, obgleich die Sonne bereits hoch am Himmel stand. Da dachte er daran, daß die Indianer das Fleisch des Wildes in der Sonne trocknen und dann essen. Flugs zog er sein Messer und häutete sein Eichhörnchen, wie er es bereits beim Onkel gelernt hatte. Es war ja eine langsame, schwierige Arbeit für ihn, aber sie gelang doch schließlich. Nun schnitt er eins der Hinterbeinchen ab und legte es hin, wo die Sonne am heißesten schien. Der Hunger war bereits so groß, daß er bald alles andere darüber vergaß, und nur noch das saftige Beinchen betrachtete. Lange rangen Hunger und Ekel miteinander, bis schließlich der Hunger den Sieg gewann.

Mit schnellem Griff führte er das Beinchen zum Munde und schlug die Zähne hinein. Doch im nächsten Augenblick öffnete er den Mund wieder, warf das Beinchen weit fort und stieß einen lauten Freudenruf aus: Sein Kanoe schwamm dicht vor dem Hause Onkel Traugotts.

* * *

Seine Rachsucht gegen Heinrich Diehl und seine Frau hatte Karl Schleicher gestillt, glücklicher war er darüber jedoch nicht geworden. Wenn er an den bleichen Gesichtern Heinrichs und Annas das Elend sah, das er mit der Entführung ihres Kindes mutwillig angerichtet, so beschlich ihn bei aller Bosheit doch allemal eine gewisse Unruhe, die er dann im Branntwein zu ersäufen suchte. Daß dadurch die an sich schon so herbe Gesinnung seiner Gattin nicht gebessert wurde, läßt sich denken. Täglich gab es die ärgsten Streitigkeiten, bei denen die Frau regelmäßig das letzte Wort behielt. Er mußte ein Schimpfwort nach dem andern einstecken. Konnte

er es nicht mehr aushalten im eigenen Hause, dann ging er hinüber zu den Eltern, und machte denen die bittersten Vorwürfe, daß sie ihm zu dieser unglücklichen Heirat geraten hatten.

Den Alten war die hochfahrende, verschwenderische Schwiegertochter ja auch keineswegs nach ihrem Sinn; dennoch pflegte besonders der Vater immer ängstlich zum Frieden zu raten.

„Sei doch vernünftig, Karl," pflegte er zu sagen; „deine Frau ist eine der reichsten Erbinnen in der Kolonie. Allein in dieser Gegend besitzt ihr Vater 20,000 Acker Land, und die dummen deutschen Ansiedler, denen ich das Land verkauft habe, obwohl es eigentlich noch Johnson gehört, haben bewiesen, was für fruchtbares Land es ist. Einmal wirst du es ja doch bekommen; ich wollte nur, du hättest es schon. Als ich hierher kam, dachte ich nicht, daß ich hier so lange bleiben würde. Mein altes Blockhaus könnte ich ja jeden Tag verlassen. Nun aber hat deine Frau das viele schöne Geld in euer neues Haus gesteckt, mein Handel wird auch immer einträglicher; darum möchte ich gern in Frieden hier wohnen bleiben. Sollten aber die deutschen Ansiedler den wahren Sachverhalt erfahren, so wären sie imstande, uns das Haus über dem Kopf anzustecken. Ich fürchte, Johnson ahnt bereits die Wahrheit. Beim letzten Hiersein fragte er mit eigentümlichem Lächeln, wer denn all die Squatters auf sein Land gebracht habe. Ich antwortete ausweichend, er solle sich doch freuen, daß die dummen Deutschen sein Land umsonst urbar machten. Er freut sich auch, aber ich traue ihm und seiner Tochter doch nicht recht; darum vertrage dich mit ihr, so gut du kannst, und laß vor allem dein unvernünftiges Trinken. Du bringst uns damit noch um Hab und Gut."

„Wenn's nicht nur eure elende Geldgier wäre, so hätte ich Anna Vollert zur Frau bekommen und wäre so glücklich wie Heinrich Diehl," sagte hierauf Karl mürrisch.

„Der ist jetzt unglücklich genug, und die ganze Ansiedelung gibt dir die Schuld an dem Unglück," fiel nun die Mutter bitter ein. Ich kann auch gar nicht begreifen, daß du dich nicht einmal nach dem Kinde umgesehen hast."

„Jetzt kommst du auch noch damit," fuhr Karl grimmig

auf; „glaubst wohl gar, ich hätte den Jungen ertränkt! Ja, wenn's sein Vater gewesen wäre!"

Damit stürmte er hinaus in die Nacht.

Die Mutter aber preßte die Hand aufs Herz und sagte tief aufseufzend: „Dann wäre mein Sohn ein Meuchelmörder. Meik! Meik! (Michael) ich fürchte, all unser Raffen und Schaffen bringt uns keinen Segen. Am Ende behält der alte Traugott doch noch recht, obgleich du immer über seine dumme Gottesfurcht spottest. Unsern Karl hat unser Geld noch nicht glücklich gemacht, und uns auch nicht."

Ihr Mann fand dieses Mal die Antwort nicht, um die er sonst nie verlegen war.

Sein alter Schurkenstreich an den armen, vertrauensseligen deutschen Ansiedlern machte ihm Not, wenn leider auch keine Gewissensnot.

Als Karl das Elternhaus verlassen hatte, stürmte er in den Wald hinaus, und nahm seine Zuflucht zu dem letzten Tröster, der ihm geblieben, — zu der Schnapsflasche, die er immer in der Tasche trug. Daraus sog er sich namentlich den Mut, in sein Haus zurückzukehren. Er wollte doch einmal sehen, wer Herr im Hause sei. Schwankenden Schrittes ging er zum Tisch, warf sich in einen Stuhl, der in allen Fugen krachte, und verlangte sein Abendbrot.

„Die Essenszeit ist vorbei, zweimal mache ich kein Nachtessen, am wenigsten für einen betrunkenen Mann," sagte die Frau heftig.

„Weib, sei still, oder ich vergreife mich an dir! Ich will meine Ruhe haben im eigenen Hause!" schrie er sie an.

„Als ob das Haus und alles, was drin ist, nicht mir gehörte," keifte sie dagegen, „und nun sollte ich mir im eigenen Hause den Mund verbieten lassen!"

Da sprang ihr Mann, vor Wut und Whisky rasend, auf, und schlug ihr mit der geballten Faust ins Gesicht, daß sie rückwärts taumelte und schreiend in einen Stuhl sank. Ihr armer Knabe, der das Schreckliche mit ansehen mußte, warf sich weinend über sie, als wolle er sie vor der Roheit des eigenen Vaters schützen. Ihre Nase blutete und ihr linkes Auge war blau angelaufen.

Ihr Mann schien durch den Wutausbruch einigermaßen ernüchtert. Wenigstens sagte er nichts mehr, sondern ging

ins Schlafzimmer, um sich auszuschlafen. Die Frau jedoch hatte sich kaum genügend von dem furchtbaren Schlage erholt, als sie auch schon mit zitternden Händen ihre Wertsachen nebst ihren besten Kleidern zusammenraffte, und das Haus verließ, den weinenden Kleinen an der Hand.

Diehls waren aufs höchste betroffen, als sie wenige Augenblicke später so zu ihnen ins Haus trat, das sie bisher noch niemals betreten hatte.

„Ihr habt recht getan, daß ihr mit meinem Mann und seinen Leuten niemals etwas zu schaffen haben wolltet. Er ist ein Vieh, seht, wie er mich zugerichtet hat. Ihr müßt mich über Nacht behalten; zu ihm zurück gehe ich nie mehr, obwohl das Haus mein Eigentum ist, lieber bleibe ich im Walde. Morgen muß mich dann einer von euch Deutschen zu meinen Eltern bringen, ich will's euch reichlich lohnen."

Heinrich und Anna hatten Mühe, die furchtbar erregte Frau zu verstehen, da sie sehr wenig Englisch konnten; noch größere Mühe hatten sie aber, dieselbe zu beruhigen. Von einem Zurückgehen zu ihrem Manne wollte sie durchaus nichts wissen; da war alles freundliche Zureden, alles ernste Ermahnen verlorene Liebesmüh. Sie wollte sich scheiden lassen von ihrem Manne, was Heinrich und Anna bei ihrer glücklichen Ehe und ihrem christlichen Sinn rein unverständlich war.

Dabehalten mußten sie die verzweifelte Frau ja während der Nacht; aber ihr zu versprechen, sie zu ihrem Vater zu bringen, dazu konnten sie sich nicht entschließen. Sie hofften immer noch auf eine Aussöhnung der entzweiten Gatten.

Da sagte endlich die Frau mit rachsüchtigem Blick: „Wie kommt es, daß ihr und die anderen Deutschen so viel Mühe und Arbeit auf Land verwendet, das euch doch nicht gehört?"

Heinrich meinte die Frau nicht recht verstanden zu haben und sagte: „Wir alle haben unser Land von dem alten Schleicher gekauft und ehrlich bezahlt —"

„Dem gehört aber weiter nichts als die 200 Acker, auf denen sein Laden steht, alles andere gehört meinem Vater," sagte die Frau mit schneidender Stimme.

Heinrich und Anna erbleichten. Sie konnten das gar nicht fassen. „Ich habe doch selbst die Verkaufsurkunde gesehen," sagte Heinrich, „nach welcher Schleicher 2000 Acker von Herrn Johnson gekauft hat."

„Dann hat der alte Betrüger den Schein gefälscht," sagte die Frau, „mein Vater hat mir selbst gesagt, Schleicher hätte nur 200 Acker gekauft."

Nun dachten Heinrich und Anna an Onkel Traugotts Worte über seinen alten Geschäftsteilhaber, und Heinrich ging in heller Aufregung hinüber zur Jägerhütte, während Anna daran ging, das Nachtlager für den unwillkommenen Besuch zu richten.

Onkel Traugott hatte kaum die Rede der Frau Schleicher vernommen, als er auch von deren Wahrheit überzeugt war. „Es sieht dem alten Geizhals ähnlich; sein Whiskyhandel bringt ihm noch nicht genug ein. Wenn das aber die andern Ansiedler hören, so kann es ihm schlecht gehen, die rauhen Kriegszeiten lassen auch manchen, der sonst ein Christ sein will, bei solchem Schurkenstreich sein Christentum vergessen. Aber wir müssen die anderen benachrichtigen. Wir wollen Schleichers Kaufvertrag noch einmal genau ansehen; deutet irgend etwas auf eine Fälschung, dann müssen wir Abgesandte zu Johnson senden. Will die Frau dann auf keinen Fall zu ihrem Manne zurück, so kann sie mit den Männern nach ihrer Heimat reisen, denn ihr könnt sie doch nicht hier behalten."

Michael Schleicher erschrak nicht wenig, als am nächsten Tage sämtliche Männer der Ansiedelung plötzlich mit grimmigen Gesichtern in sein Haus drangen und ihm die Behauptung seiner Schwiegertochter mitteilten.

„Das elende Weib hat sich mit Karl überworfen und lügt nun aus Rache," sagte er.

„Dann bringe deinen Kaufvertrag her!" schrien zehn auf einmal.

„Den habt ihr doch längst alle gesehen, als ihr euer Land von mir kauftet."

„Wir wollen ihn jetzt aber einmal ordentlich besehen!"

„Ich weiß gar nicht, ob ich ihn so schnell finden kann, ich habe ihn lange nicht mehr in der Hand gehabt."

„Nur schnell her damit, sonst suchen wir selbst!"

Wohl oder übel mußte der Alte die Urkunde holen; die scharfen Jägeraugen des alten Traugott entdeckten zuerst den Betrug. Mit seiner Donnerstimme rief er: „Gerade wie ich mir dachte; dort hat er der Zahl 200 eine Null angehängt,

und hier ist das Wort „hundert" ausgekratzt und „tausend" daraus gemacht."

Nun brach der Sturm los. „All unser Geld ist fortgeworfen, und unsere jahrelange Arbeit dazu! Packt den Spitzbuben! Durchsucht seine Hütte, damit wir wenigstens unser bares Geld wieder kriegen! Haut ihn windelweich!" so schrien die betrogenen Männer durcheinander.

Karl, der eben hereintrat und seinem Vater helfen wollte, war im Augenblick von einem Dutzend Fäusten gepackt und zu Boden geschlagen. Auch den Alten hatten sie schon gepackt, als Traugott Kellers Donnerstimme den furchtbaren Lärm noch einmal bändigte.

„Brüder, laßt uns erst einmal hören, was Schleicher zu sagen hat. Vielleicht wird er sich friedlich mit euch abfinden. Als Christen müssen wir lieber Unrecht leiden, als Unrecht tun."

So sprach der brave Alte, dem Schleicher doch so manches bittere Unrecht getan hatte.

Bleich vor Angst rief nun Schleicher in die Menge: „Johnson lügt, wenn er sagt, ich hätte bloß 200 Acker gekauft. Das war zuerst meine Meinung. Als ich aber gesehen hatte, wie gut dies Land wirklich war, ging ich hin und nahm 2000 Acker. Um Mühe und Geld zu sparen, haben wir zusammen den Vertrag so verändert. Schickt nur Leute zu ihm und zum Gericht, da könnt ihr selbst sehen, daß ich 2000 Acker kaufte und keinen von euch betrog. Die Johnsons hassen die Deutschen, wie ihr wißt; vielleicht will dieser nur einen Streich spielen; oder meines Sohnes Frau, das boshafte Weib, hat die ganze Geschichte aus Rache angerührt."

Das klang so einleuchtend, daß die Gemüter sich allgemach beruhigten und Traugott Keller nebst Peter Öhringer als Abgeordnete zu Johnson schickten. Sie meinten dabei, den alten Schleicher ja immer noch in der Hand zu haben.

Als die Männer fort waren, gab es einen fürchterlichen Auftritt zwischen Vater und Sohn. Rasend vor Zorn stürzte sich der Alte auf Karl, der schon wieder am Whiskyfaß saß, ohrfeigte ihn rechts und links und brüllte: „Du, Schandbube, hast die ganze Schuld! Nun können wir bei Nacht und Nebel ausreißen und alles im Stich lassen!"

Der Sohn, in dessen Herzen der Branntwein nach und nach alle besseren Gefühle erstickt hatte, war aber keineswegs gesonnen, sich noch wie einen Jungen prügeln zu lassen. Er sprang auf, faßte seinen Vater roh an der Brust und warf ihn, als der bei weitem Stärkere, rückwärts über die Fässer. Mit Mühe gelang es der Mutter, die beiden zu trennen. Karl wußte sich dann auch mit dem Munde zu verteidigen.

„Nichts hast du verloren, als deine alte Bude; das große Haus gehört Johnsons, der es vorsichtigerweise auf seinem eigenen Lande aufbaute, und die würden dir und mir doch nie einen Fußbreit überschrieben haben, auch wenn ich noch länger mit meinem Weibe leben könnte. Dein Geld hast du sicher im Faß und selbst die 200 Acker sind nicht verloren. Die Deutschen sind viel zu dumm und auch zu arm, eine Klage darum anzustrengen. Johnson wird sie bald genug von ihrem Land vertreiben, wenn sie es ihm nicht teuer abkaufen. Wir packen unsere Sachen und gehen heute nacht den Fluß hinab. Mir ist die Gegend doch längst verleidet."

Der Alte fügte sich denn auch bald ins Unvermeidliche.

Am Nachmittag waren Karls Frau und Sohn mit Keller und Ohringer abgefahren; um Mitternacht fuhr Karl selbst mit den Eltern in zwei großen, schwerbeladenen Booten den Mohawk hinab, um in der weit entfernten Stadt Newyork ihr unrecht erworbenes Gut in Sicherheit zu bringen.

Die Abgeordneten brachten böse Nachricht nach Hause. Johnson, ein hartherziger Geldmensch, jetzt noch besonders erregt durch die rohe Behandlung seiner Tochter, hatte sie einfach verspottet über ihre deutsche Einfalt und Vertrauensseligkeit. Er hatte ihnen Schwarz auf Weiß bewiesen, daß all das Land, welches sie von Schleicher gekauft hatten, immer noch ihm selber gehöre, und gesagt, daß er den vollen jetzigen Wert von allen Ansiedlern fordere, sonst müßten sie abziehen. Die eindringlichen Ermahnungen des alten Traugott, den armen betrogenen Leuten wenigstens die Verbesserungen, die sie in mühevoller Arbeit auf dem Lande gemacht, anzurechnen, hatte er einfach verlacht. Er würde in Kürze mit dem Scheriff heraufkommen und jeden vertreiben, der nicht den vollen Preis zahle.

Nun brach der Sturm aufs neue los. Man eilte nach Schleichers Hause und fand das Nest leer.

„Brennt die Bude nieder! Steckt auch das große Haus in Brand!“ schrie man von verschiedenen Seiten.

„Brüder, vergeltet nicht Böses mit Bösem,“ flehte der alte Traugott. „An dem alten Hause ist ja nichts gelegen; aber das schöne neue Haus gehört Johnson, und der hat euch nichts getan. Eure eigenen Häuser könnt ihr abbrennen, wann ihr sie dem Engländer nicht gönnt; an fremdem Eigentum vergreift sich kein Christ.“

Bei den meisten machten die ernsten Worte Eindruck. Einige aber riefen dagegen: „Johnson ist ebenso schlecht wie Schleicher; vielleicht haben die beiden gar den Schurkenstreich miteinander abgekartet.“

„Brandstifter erwartet schwere Strafe,“ so warnte der alte Traugott noch einmal. „Vielleicht läßt Johnson doch noch mit sich reden, wenn er herauf kommt.“

Aber er ließ nicht mit sich reden. Das einzige, zu dem er sich verstand, war, daß er den Ansiedlern erlaubte, die diesjährige Ernte noch einzuheimsen. Er hatte im stillen gehofft, die fleißigen Deutschen würden ihr Heim nicht im Stiche lassen und alles bezahlen; aber darin hatte er sich gründlich geirrt. Dazu war der Aerger viel zu groß. Sie beschlossen samt und sonders nach Virginien auszuwandern, wo schon manche von ihnen Verwandte hatten, die das Land nicht genug loben konnten. Das Wanderfieber liegt dem Amerikaner im Blut, seitdem der erste Zug Puritaner Pioniere im Jahre 1636 von Massachusetts nach dem damaligen Westen zog, dem fruchtbaren Connecticuttal. Nur dem alten Traugott wurde die Entscheidung schwer. Seine Lieben ließ er ungern ziehen, ungern aber verließ er auch seine alten Jagdgründe, die ihm ans Herz gewachsen waren. Da brachte der Vorwurf mancher der Ansiedler, daß sie nur seinetwegen ihr Geld nicht von Schleicher bekommen hätten, die Entscheidung: er blieb, wenigstens vorläufig, im Mohawktal. Johnson, der den aufgebrachten Deutschen doch nicht recht traute, hatte gleich einen Mann zur Bewachung seines großen Hauses zurückgelassen. Dennoch brannte es in der nächsten Nacht völlig ab. Sobald dann die Ernte eingeheimst war, brachte man alles Getreide, das man nicht mitnehmen konnte, nach Herckheimers Fort.

Die Herckheimers betrieben nämlich einen ziemlich bedeutenden Zwischenhandel in jener Zeit; sie versorgten besonders die westlichen Forts mit Getreide und sonstigen Dingen. Dann lud man Weib und Kind mit allem Hausgerät auf die großen, mit Segeltuch überspannten Wagen. Heinrich Diehl hatte in den letzten Wochen Tag und Nacht gearbeitet, dieselben instand zu setzen. Ihm war die schwere Arbeit die beste Arznei gegen den Kummer. Seiner Anna aber fraß derselbe immer noch am Herzen, so sehr sie auch dagegen ankämpfte. Sie wurde zusehends elender. Beide hofften, daß das Verlassen der Heimat, da alles sie an ihren Willy erinnerte, ihr eine Wohltat sein werde.

Solche Reisen, wie Amerika sie zu Tausenden gesehen hat, wenn sie heute im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität auch seltener werden, sind freilich in der Phantasie meistens viel angenehmer, als in der nackten Wirklichkeit. Das ist schon der Fall, wenn die Emigranten freiwillig die alte Heimat verlassen, und nun geschwellten Herzens einer erhofften glänzenden Zukunft entgegen gehen. Wie vielmehr aber war das hier der Fall, wo die armen Umzügler widerrechtlich um Haus und Hof betrogen waren. Diese Last drückte schwerer als alle Unbilden der langen Reise. Ein wenig hatten sie ja ihren gerechten Aerger gekühlt: Jeder Hausvater hatte zum Abschied das eigene Blockhaus angezündet, unter dem Flammenschein der verlorenen Heimat waren sie ausgezogen, um eine neue Heimat zu suchen. Einige starke, landeskundige Männer, mit Aexten bewaffnet, voraus, um den Weg zu bahnen; die andern trieben das Vieh oder leiteten die Pferde. Dabei hatte jeder die Büchse auf der Schulter, weniger, um hier und da ein Wild zu schießen, als aus Vorsicht gegen herumschleichende Indianer, denen man auch in Friedenszeiten nicht immer trauen konnte.

Bei dem schönen Herbstwetter kam man verhältnismäßig schnell nach Pennsylvanien hinein. Alle waren munter, bis auf Frau Diehl. Bei derselben brach ein Nervenfieber aus, das jede Weiterreise verbot. In einem kleinen Dörfchen im lieblichen Wyomingtal mußte Heinrich Diehl notgedrungen Halt machen, wollte er nicht seine Anna verlieren. Mehrere Tage hielten dann alle Emigranten an; da das Fieber aber immer schlimmer wurde, und der Winter vor der Tür stand,

mußten sie endlich Diehls zurücklassen. Nur ihr nächster Nachbar, Öhringer, blieb bei ihnen.

Die beiden Familien waren so eng befreundet, daß sie Lieb und Leid miteinander teilten. Ohne die aufopfernde Hilfe von Frau Öhringer wäre Frau Diehl auch schwerlich jemals genesen. Man wohnte zusammen in einem kleinen verlassenen Blockhaus, das man sich so wohnlich wie möglich für den Winter herrichtete. Im Frühjahr hoffte man den andern nach Virginien folgen zu können.

Nun traf sich's aber, daß auch der Schmied des Dorfes vom Wanderfieber angesteckt war. Kaum hatte der erfahren, daß Diehl ein Schmied sei, als er ihm seine Schmiede um ein Geringes zum Kauf anbot. Die Bürger redeten zu. Arbeit gab es hier augenscheinlich genug, sowohl in der Schmiede wie im Wald. Da entschloß sich Diehl, ganz hier zu bleiben und Freund Öhringer trat als gleichberechtigter Teilhaber ins Geschäft und erlernte das Handwerk. Beide hatten sie eben genug Geld, die Schmiede zu kaufen; Verdienst kam schnell herbei, und als mit dem neuen Frühling auch Frau Anna wieder frisch erblühte, da war man glücklich und zufrieden in der neuen Heimat. Dem Onkel Traugott schrieb man nun einen Brief, der nach Jahresfrist auch glücklich beantwortet wurde. Der Alte freute sich, daß es ihnen so gut ginge, und sie nicht gar so weit von ihm entfernt seien. Wenn es ihm einmal zu einsam würde in seinem Walde, dann würde er zu ihnen kommen und seinen Lebensabend bei ihnen verbringen. — —

* * *

Mit vor Freude zitternden Händen lenkte Sternenauge sein Kanoe ans Ufer, als er so plötzlich Onkel Traugotts Hütte erblickte. Er nahm sich nicht die Zeit, sein Boot zu befestigen; kaum daß er es ein wenig auf den Ufersand zerrte, stürmte er, laut den Namen des Onkels rufend, auf die Hütte zu. Aber zu seiner Enttäuschung fand er sie verschlossen, auch von den Hunden kam keiner auf sein Pfeifen und Rufen. „Der Onkel ist auf der Jagd," sagte er, ohne sich weiter darüber zu grämen. In ein paar Minuten war er ja daheim bei Vater und Mutter.

Er lief so schnell, wie er noch nie gelaufen, schon von

weitem rufend: „Vater, Mutter, euer Willy kommt heim!“ Keuchend kam er am Rande des Waldes an, da hielt er plötzlich inne im rasenden Lauf, und stand da wie versteinert: die Heimat war nimmer da, eine öde, wüste Brandstätte lag vor ihm und kein menschliches Wesen war zu erblicken. Er wandte die entsetzten Augen nach Onkel Öhringers Haus, es war nicht mehr da; nach Schleichers Häusern — sie lagen in Asche.

Eine Zeitlang lähmte der furchtbare Schreck ihm alle Glieder, nicht einmal einen Laut konnte er von sich geben.

Endlich wankte er nach dem Ort, da seine Heimat gestanden; vor der verkohlten Schwelle stehend, stieß er einen gellenden Wehruf aus, dann brach er ohnmächtig zusammen.

Als er wieder zu sich kam, fiel sein erster Blick auf die alte Suwami, die einen leisen Freudenruf ausstieß und ihm eine Schale frischen Wassers an die Lippen preßte. Gierig sog er den kühlen Trunk ein, dann schloß er wieder die Augen. Doch er schlief nicht wieder ein, sondern fing an, wachend zu träumen. War er nicht von hier fortgewesen, hatte er nicht die Hütte Onkel Traugotts gesehen und dann, — was war das, ein wüster, schrecklicher Traum oder schreckliche Wahrheit? Heftig wollte er sich aufrichten, doch matt sank er wieder aufs Lager zurück.

Sanft streichelte ihn die alte Suwami und bat: „Lieg ganz ruhig, mein Schatz, mein Sternenauge. Schwer krank bist du gewesen, aber nun wirst du wieder gesund. Lieg nur fein still und iß diesen schönen Kornkuchen, mein Täubchen." —

Sternenauge nahm gehorsam einige Bissen, aber seine Gedanken weilten ganz wo anders. Bald spiegelte sich wieder ein Grauen auf seinen Zügen; ängstlich faßte er der Alten Hand und sprach: „War ich nicht fort, und ist der Eltern Haus nicht verbrannt?"

Sie versuchte, ihm auszuweichen, aber er ließ nicht locker, denn seine Erinnerung wurde immer klarer. Da sprach sie endlich mit leiser banger Stimme: „Dein Elternhaus ist verbrannt, die Eltern sind tot, nun bist du ganz unser Kind."

Da brachen die Tränen aus den großen Kinderaugen so heftig hervor, daß die alte Suwami sich gar nicht mehr zu helfen wußte. Kein Trostwort wollte helfen in der Kindesseele, die ihr Liebstes genommen wähnte. Nun erst war die Heimat ihm wirklich geraubt. Eine wohltuende Ohnmacht umfing ihn wieder, doch beim Erwachen war die Herzensnot immer noch da.

Endlich sagte Suwami: „Warum weinst du so, Sternenauge, sind nicht Vater und Mutter beim guten großen Geist?"

Das war der erste Balsam für seine brennende Herzenswunde, die freilich lange, lange Zeit gebrauchte, um zu vernarben. Endlich aber forderten Zeit und Jugend doch ihr Recht: Sternenauge betrauerte die leiblichen Eltern als tot und wurde ein Sohn der Wildnis.

Eulenauge hatte ihn bei seiner Heimkehr sofort vermißt, verfolgt und ohnmächtig auf der Brandstätte des väterlichen Hauses aufgehoben. Nur mit äußerster Vorsicht hatte er sich dem Orte genaht, da er Donnermunds lange Büchse fürchtete. Da lächelte ihm das Glück, als er eben alles verloren glaubte: Schnell trug er den Kleinen ins Kanoe, und ruderte mit ihm davon.

II.

Ueber zwei Jahre tobte nun schon der Freiheitskampf der Amerikaner. Ohne die tapferen deutschen Söldlinge, die von ihren ehrvergessenen Fürsten um schnödes Geld verkauft wurden, hätte das stolze Britannien den Krieg niemals so lange und so kräftig führen können. Mehr denn 27 000 Mann hatten Hessen, Waldeck und Bückeburg um 50 Dollar den Kopf verkauft, so daß Friedrich der Große in beißendem Hohn zu Minden an der Weser den Viehzoll von den Abwärtsfahrenden erheben ließ, weil sie als Vieh verkauft würden. Ohne die Deutschamerikaner jener Tage hätte aber auch Washington schwerlich den Sieg gewonnen. Schlimmer als zuvor hatten die Engländer seit dem Abzug der Franzosen die Deutschen im Mohawktal bedrückt; kein Wunder, daß nun diese im Verein mit den Holländern auch die Hauptstütze der Freiheitspartei bildeten unter ihrem Führer Nikolas Herckheimer. Dessen Haus zu Danube galt als das schönste Gebäude im ganzen oberen Tal und bildet noch heute ein auffallendes Wahrzeichen der Gegend. Am 2. Juni 1775 führte er den Vorsitz im ersten Konvent der Mohawkdistrikte, und war der treibende Geist beim Erlaß eines Manifestes, welches als die Unabhängigkeitserklärung der Mohawkpfälzer angesehen wird.

Die bittersten Feinde der Freiheitsfreunde waren die im Mohawktal angesiedelten Engländer, besonders die reiche, vielgegliederte Familie Johnson. Sie organisierten die „Royal Grays" (die königlichen Grauen) und die blutige Indianerbande unter Joseph Brandt, wohl dem bedeutendsten Führer, den die sogenannten sechs Nationen je hervorgebracht haben. Diese waren von altersher Freunde der Engländer gewesen. Dazu kam, daß jetzt, im Jahre 1777, die Sache der Amerikamer schier verzweifelt aussah, was dem schlauen Indianerführer natürlich nicht entging. Washington selbst wurde in diesem Sommer am Brandywine und bei Germantown geschlagen und mußte Philadelphia räumen. Von der Stadt Newyork aus aber leitete der englische Obergeneral Clinton einen gewaltigen Plan, der ihm diesen wichtigen Staat, das einzige Bindeglied zwischen Norden und Süden, völlig in die Hände bringen sollte.

Von Norden über den Champlainsee zog Bourgoyne mit 10 000 Mann gegen Albany am Hudson; von Süden kam Clinton selbst mit einer großen Flotte; und von Westen zog einer seiner tüchtigsten Generale, St. Leger gegen das Mohawktal. So konnte man hoffen, die wenig zahlreichen, schlecht bewaffneten, und noch schlechter disziplinierten Amerikaner einfach zu erdrücken.

Gewöhnlich wird Bennington, da Oberst Stark mit den „Green Mountain Boys", den Vermonter Farmern, eine leichtfertig dahinmarschierende Schar Engländer überraschte und mit geringem eigenem Verlust zusammenschoß, als der Wendepunkt im Revolutionskriege betrachtet. Die Heldentat der Deutschen im Mohawktal wird in amerikanischen Geschichtsbüchern kaum erwähnt. Erst in neuester Zeit fängt man an, Herckheimer und seinen Pfälzern Gerechtigkeit zu erweisen, wie man dem alten Recken denn auch jetzt erst ein würdiges Denkmal errichtet hat. Kein Geringerer als George Washington hat bestätigt, daß Herckheimer zuerst eine Wendung des Feldzuges im Norden für die Sache der Freiheit brachte. Die Schlacht bei Bennington war erst am 16. August, die im Mohawktal schon am 4. August. Die Kunde von diesem Heldenkampfe hat die Amerikaner begeistert zu den weiteren siegreichen Kämpfen am oberen Hudson. Wäre Herckheimer unterlegen und der tüchtige St. Leger General Gates bei Saratoga in den Rücken gekommen, so würde wohl der ganze Krieg eine andere Wendung genommen haben.

An der Stelle, wo heute Rome steht, war noch im englisch-französischen Kriege das Fort Stanwix errichtet worden. Hier pflegten die deutschen Ansiedler ihre Frachtgüter, die sie auf Frachtbooten den Mohawk heraufgebracht hatten, eine Meile weit nach dem Wood Sack hinüberzutragen, von dem aus sie dann den Oneida-See, den Oswego-Fluß und die großen Binnenseen erreichten. Montcalm hatte dieses Fort einst zerstört, man hatte es jetzt aber wieder aufgebaut. Gelang es St. Leger, dasselbe zu nehmen, ehe Hilfe herbeikam, dann schien den Engländern die Unterdrückung der ganzen Revolution ziemlich sicher. Aber ein Häuflein deutscher Bauern, die für Haus und Herd kämpften, warf den ganzen großen Plan Clintons wenigstens im Westen über den Haufen.

Sie mußten freilich, hauptsächlich wegen ihres eigenen Ungestüms, teuer genug dafür bezahlen!

Auf die Nachricht vom feindlichen Anrücken ließ General Herckheimer eiligst alle dienstfähigen Männer zwischen 16 und 60 Jahren zu den Waffen rufen und ebenso schnell wie die „Minuten-Männer" von Massachusetts strömten sie zusammen.

Auch zum alten Traugott kam ein Bote, und kaum fünf Minuten später saß der alte Jäger und Kämpe schon im Boot, um mit langen Ruderschlägen dem Versammlungsort zuzueilen. Ein Jubelgeschrei empfing ihn, als seine wohlbekannte Donnerstimme gehört wurde. Der alte Herckheimer aber faßte seine Rechte und sagte leuchtenden Blicks: „Ueber die Sechzig bist du längst hinaus, aber ich brauche dich diesmal mehr als je, denn diesmal gilt's wie nie zuvor."

„Nächstes Jahr werde ich siebenzig, wenn Gott mir das Leben läßt," antwortete der alte Traugott; „aber nimmer hätte ich es dir vergeben, wenn du mich diesmal vergessen hättest. Meine Büchse trifft noch ebensogut wie vor zwanzig Jahren im französischen Krieg."

„Und dein Rat ist heute fast mehr wert als deine Büchse, antwortete Herckheimer leise. „Schau dir diese Bande an; Mut hat ein jeder für zwei, aber von Gehorsam und Disziplin keine Spur. Ich habe fast schon all meine Autorität bei ihnen verloren und muß sie gegen meine bessere Ueberzeugung vorwärtsstürmen lassen. Ich fürchte, es gibt noch ein Unglück, denn kühle Köpfe wie deiner und meiner sind verzweifelt rar."

„Gott wird uns nicht verlassen; ich werde tun, was ich kann, den jungen Brauseköpfen Verstand zu predigen."

„Du hast das rechte Herz und die rechte Stimme zu dieser Predigt, nur gleich an die Arbeit!"

Als der Alte sich nun mit jugendlichem Feuer unter die Schar der Männer mischte, da hätte niemand ihm seine 69 Jahre angesehen. Seine hohe Gestalt, war noch gerade wie ein Pfeil; sein patriarchalischer Bart war erst von wenigen Silberfäden durchzogen, und seine Augen blitzten unter den buschigen Brauen noch so scharf und kühn hervor, wie je. Er tat sein Möglichstes, die furchtbar erregten Leute zu beruhigen, sie zur Geduld und Vorsicht zu ermahnen, aber er

hatte wenig Erfolg. Der „furor teutonicus“, die deutsche Kampfeswut, war hier in den Wäldern Amerikas ebenso erwacht, wie einst zu Armins Zeit in den Wäldern Germaniens. Aber er war hier wie dort auch gepaart mit demselben Uebermut, derselben Unvorsichtigkeit, die sich auch hier wieder bitter rächen sollten. Obgleich der Feind mehr denn noch einmal so stark, dazu gut verschanzt war, redete man nur vom raschen Vordringen und Dreinschlagen, damit „die roten Teufel“ nicht Zeit und Gelegenheit fänden, auch nur eine Blockhütte auszumorden. Einige junge Hitzköpfe, die den alten Traugott wenig kannten, riefen ihm sogar „Verräter, Tory!“ entgegen. Nicht einmal von der Aussendung von Spähern wollten diese Besserwisser etwas wissen, obwohl einige befreundete Indianer in die Warnungen Donnermunds und Herckheimers einstimmten.

Um nicht ganz die Leitung zu verlieren und dann alles zu gefährden, fügte sich der General endlich dem ungestümen Drängen. Engländer und Indianer belagerten bereits das Fort Stanwix, das von Kommandant Peter Gansevoort tapfer verteidigt wurde. Herckheimer sandte Adam Helmer mit zwei Gefährten als Eilboten zu ihm. Sie kamen auch glücklich durch, aber erst gegen Mittag des 6. August, statt am frühen Morgen. Unter Herckheimers Leuten war eine wirkliche Meuterei nahe. Da erdröhnten endlich die drei Kanonenschüsse, die die Ankunft der Kundschafter im Fort meldeten. Die Besatzung sollte durch einen Ausfall die Aufmerksamkeit von Herckheimers Schar ablenken.

Nun war aber bei derselben kein Halten mehr. Nochmals mahnte Herckheimer in einem hastig zusammenberufenen Kriegsrat zur Vorsicht, nochmals wurde er niedergeschrien. Es ging stürmisch zu, denn man lechzte nach dem Kampf mit den roten Unholden und den verhaßten Briten.

Diese hatten ihrerseits das Nahen der Deutschen längst erkundet, und Häuptling Brandt hatte mit scharfem Blick zwei Meilen westlich von Oriskany eine Waldschlucht, durch welche die Deutschen kommen mußten, für den Ueberfall ausgewählt.

Kaum hatten die deutschen Milizen diese Schlucht in Hast und Unordnung betreten, so widerhallte der Wald von Musketengeknatter und dem Kriegsgeheul der Indianer. Der

größere Teil der Truppe war von einem Feuerkreis umgeben, welcher schnell die äußeren Reihen niedermähte!

Im ersten Augenblick schien wirklich alles verloren zu sein. Die Nachhut, aus einem Teil von Oberst Vischers Regiment bestehend, wurde durch das etwas sehr schnelle Schließen des Kreises abgeschnitten und rannte in panischer Flucht davon, — gerade wie Herckheimer es den Besserwissern vorausgesagt hatte.

Als nun aber die Umzingelten den ersten schrecklichen Augenblick überstanden hatten, da kämpften sie nicht nur mit der verzweifeltsten Zähigkeit und Tapferkeit, sondern auch mit einer kriegerischen Geschicklichkeit, welcher die Engländer und Indianer trotz aller anfänglichen Vorteile schließlich erlagen. Hier marschierten nicht wie zwanzig Jahre vorher unter dem englischen General Braddock 2000 wohlgedrillte englische Soldaten vier Mann tief in festen Gliedern daher, bis 700 Mann niedergeknallt waren, wo nur die Virginier Washingtons den Rest vor gleichem Schicksal bewahrten. Von den Indianern hat Washington die zerstreute Kampfesweise gelernt; von ihm Napoleon, und von dem schließlich alle modernen Heere, besonders das deutsche und das japanische. Hier kämpften amerikanisch-deutsche Hinterwäldler, die die Kampfesweise der Indianer von Jugend auf kannten, wie sie gleichfalls deren Tomahawks und Weidmesser schwangen. Selbst das Indianergeheul übertönend, vernahmen die deutschen Männer die Donnerstimme des alten Keller: „Nieder! Hinter die Bäume! Ruhig gezielt! Immer ruhig gezielt!“ und diesmal gaben alle der Stimme Gehör. In wenigen Augenblicken hatte jedermann Deckung gefunden, und da stand der Kampf. Auch dann noch war er furchtbar, denn es ging nun Mann gegen Mann mit Kugel, Säbel, Tomahawk und Skalpiermesser, unter dem unaufhörlichen dämonischen Geheul der Wilden.

General Herckheimer zeigte sich in seiner ganzen Größe. Er war einer der ersten, die verwundet wurden, und zwar schwer. Eine Kugel tötete sein Pferd und zerschmetterte ihm sein linkes Bein unterhalb der Kniescheibe. Er ließ sich auf halber Höhe des Abhanges gegen eine mächtige Buche lehnen, benützte seinen Sattel als Stütze, und leitete, kaltblütig seine

Pfeife wieder anzündend, die Schlacht, während die Kugeln ihn umsausten und die Streiter rechts und links niedersanken.

Nächst Herckheimer war vielleicht Hauptmann Jakob Seeber der tüchtigste Schlachtordner. Als das Gemetzel schon Dreiviertelstunden gedauert hatte, formierte er den Rest seiner Kompanie zu einem Kreis gegen die enger herandrängenden Feinde; die übrigen Befehlshaber folgten seinem Beispiel und so wurde das Feuer der Patrioten immer wirksamer. Mit wahrer Berserkerwut aber wurde gekämpft, als britischerseits die „Royal Greens" zum Angriff auf ihre früheren Nachbarn vorgingen! Der Indianer geht selten in einen offenen Kampf, so todesmutig er unter Umständen auch zu kämpfen versteht. Der plötzliche Ueberfall ist seine Stärke; mißlingt derselbe, steht der Kampf, dann sucht der Wilde Deckung, nähert sich dem Feinde auf dem Bauche kriechend, und wagt einen Sprung nur dann, wenn er vor der Feindeskugel ziemlich sicher zu sein glaubt. Der rücksichtslos kühne Vorstoß der Engländer in dichten Massen aber war von jeher bekannt, von Bunkerhill im Revolutionskriege bis nach Balaklawa im Krimkriege. Erst die Buren haben ihnen denselben bei Kolsberg und Magersfontein so gründlich verleidet, daß sie nun endlich von ihrem alten Feinde Washington zu lernen angefangen haben. Bei Bunkerhill gewannen sie ja endlich die Schlacht, wenn auch erst beim dritten Ansturm auf Prescots Schanzen, und erst, nachdem den schlecht versorgten Amerikanern die Munition ausgegangen war, wenn sie auch fast drei gegen einen verloren. Hier im Mohawktal versprach die grimme „Charge" der „Royal Greens" besseren Erfolg, denn hier galt es keinen steilen Hügel zu erklimmen wie dort, sondern die Deutschen lagen unten im engen Tal, und ihre Feuerlinie war schon ziemlich dünn geworden. Wurde sie auch nur an einer Stelle durchbrochen, dann konnte sie mit Leichtigkeit aufgerollt werden. Aber den verhaßten Engländern gegenüber verdoppelte sich noch die Kraft der zähen deutschen Hinterwäldler.

Traugott Keller, der schon mehrere tote Indianer vor seinem Baume liegen hatte, erkannte zuerst die neue drohende Gefahr. „Dort kommen die Grünröcke!" rief er mit weitschallender Stimme. „Spart das Feuer, ihr Buben, bis sie auf zwanzig Schritt heran sind!" Jedermann erkannte die Klugheit des Befehls. Einen Augenblick trat an dieser Seite

tiefe Stille an Stelle des Schlachtgetöses. Dann aber krachte eine Salve, welche die ganze erste Reihe der Engländer niederwarf. Im nächsten Augenblicke sausten schon die Tomahawks durch die Luft und man hörte nur noch das Klirren von Eisen und das Krachen von Gewehrkolben. Wie losgelassene Bestien sprangen die nachbarlichen Feinde aufeinander, sich stechend, hauend, würgend und sogar beißend. Da machte ein furchtbarer Gewittersturm dem grauenhaften Kampfe vorläufig ein Ende.

* * *

Sternenauge war zu einem stattlichen Jüngling von siebzehn Jahren herangewachsen, der Stolz Eulenauges, die Freude und der Trost Suwamis. Die Indianer sind ja im allgemeinen körperlich etwas kleiner und schwächer als die Weißen. — Sternenauge aber hatte sich in der frischen Waldluft so schnell entwickelt, daß seine Mutter sicher nicht mehr, wie einst gefragt hätte, ob er wohl so stattlich wie sein Vater werden würde, wenn sie ihn hätte sehen können. Auch der Vater hatte recht gehabt, wenn er manchmal scherzend gemeint hatte, Willy werde als Ebenbild seiner Mutter jedenfalls schöner werden als er selbst, denn er trug wirklich die lieblichen Züge der Mutter. Das strahlende blaue Auge, das ihm den Namen gegeben, war in den zehn Jahren kaum größer geworden; pflegen doch alle Menschenaugen nach dem siebenten Jahre im Wachsen aufzuhören, aber es war ein wunderschönes Auge geblieben. Dieses blaue Auge überraschte denn auch an dem ganz zum Indianer gewordenen Knaben am allermeisten. Die frischen Wangen waren ja tiefgebräunt; die blonden Haare dunkler geworden, und mit Federn verziert. Dem Auge aber fehlte ganz der böse, finstere Blick des Wilden; es war ein sonniges, lachendes Kindesauge geblieben, an dem die alte Suwami sich nie satt sehen konnte, und in das selbst die dunkeläugigen Indianermädchen sehr gerne schauten. Nur wenn's zum Kampfe ging, konnte auch dieses Kindesauge schon sprühen und blitzen wie kaum ein anderes.

Manchen harten Strauß hatte er mit den Altersgenossen ausgekämpft, bis er sich seine Stellung errungen. Er hatte sie alle im Ringen überwunden, bis auf den Sohn des Häuptlings, der freilich auch etwas älter war. Im Schießen war

er auch dem überlegen; darin kam ihm außer dem alten Eulenauge überhaupt keiner gleich, wie denn der Weiße auch hierin im allgemeinen dem roten Manne über ist. Auch hatte Sternenauge längst seine eigene Büchse; damit waren die Engländer damals sehr freigebig. Im Ringen aber und sonstigen körperlichen Fertigkeiten waren die beiden Jünglinge einander so gleich, daß der stolze Häuptlingssohn nach und nach einen tiefen Groll gegen Sternenauge faßte. Einige kleine Streifzüge hatte letzterer schon mitgemacht; er fand bei seinem mutigen Sinn viel Freude daran. Nur das gräßliche Skalpieren, das er schon einige Male hatte sehen müssen, war ihm in der Seele zuwider, obgleich der Indianer darin seinen höchsten Triumph erblickt. Der Widerwille mußte wohl angeboren sein, denn daß es unrecht sei, hatte er nie vernommen.

Das fünfte Gebot machte ihm freilich bei dem kriegerischen Handwerk, das einzige, welches er als Indianer neben der Jagd gelernt hatte, manchmal schwere Gedanken. „Der liebe Gott hat das Töten verboten," sagte er sich selbst, „und ich kann doch nicht kämpfen, ohne zu töten, wenn ich die toten Feinde auch nicht skalpiere." Auch Suwami konnte den scheinbaren Widerspruch nicht recht lösen. Sie meinte nur: „Es muß doch Krieg sein in der Welt, wenn es freilich auch ohne Krieg viel besser wäre."

„Warum muß denn immer Krieg sein?" forschte Sternenauge weiter.

Die Alte sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Weil die Menschen sich immer hassen."

„Warum hassen sie sich denn immer?"

„Ich weiß es nicht."

„Der alte Prediger hat gesagt: Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Totschläger, und kommt nicht in den Himmel."

Suwami erschrak; dann war auch sie eine Totschlägerin. Sie haßte des Häuptlings Frau, die sie von Jugend auf wegen ihres stillen Sinnes als feige und nichtsnutzig verhöhnt hatte. Sie haßte die weißen Händler, die Eulenauge das Feuerwasser verkauften und ihn damit zum rasenden Unhold machten, der seine arme Squaw prügelte. Gar nicht hassen dürfen, das war doch zu schwer.

Aber Sternenauge blieb dabei, und in ihrer kindlichen Einfalt glaubte sie ihrem kleinen Prediger, dem einzigen, den

sie hatte, aufs Wort. Ihrem unausgesetzten Forschen nach Licht und Wahrheit hatte er es unter Gottes Gnade vor allem zu verdanken, daß er mitten im finstersten Heidentum ein Christenkind geblieben war, das sich seines Heilandes Jesu Christi tröstete im festen, seligmachenden Glauben. Er wußte noch die meisten seiner Gebete, Bibelverse und Lieder auswendig; er betete und sang noch immer deutsch, dachte dabei freilich längst indianisch. Immer und immer wieder hatte er Gebete, Verse und Lieder übersetzen müssen, so gut er konnte und Suwami hatte ihm die Worte von den Lippen gelesen und selbst nachgesprochen, bis auch sie dieselben auswendig wußte. Die lieblichen biblischen Geschichten von Christi Geburt, seinem Leiden und Auferstehen usw. hatten in ihrem gnadehungrigen Herzen längst die törichten heidnischen Sagen verdrängt. Ja, Sternenauge und Suwami hatten mitten in der heidnischen Umgebung eine Art Sonntagsfeier veranstaltet, die beiden zum größten Segen wurde, und das war so zugegangen.

Als Sternenauge sich nach seinem zweiten Fluchtversuch endlich in sein Schicksal gefunden hatte, zumal er auch Onkel Traugott erschlagen wähnte, da vermißte er vor allen andern Dingen den christlichen Sonntag. An Wochentagen war ja sein Leben dem jetzigen gar nicht so unähnlich gewesen, besonders wenn er beim Onkel war. Aber der liebe Sonntag, für den die Mutter schon immer am Samstag Küche und Haus gerichtet; an dem er immer besonders gewaschen und angezogen wurde; an dem dann all die lieben Nachbarn mit ihren Kindern in die Schmiede kamen, sangen und beteten, während der Vater aus dem großen Predigtbuche vorlas; an dem manchmal gar sein alter Freund, der Pfarrer, kam, und lehrte und predigte, — nein, den Feiertag des Herrn, vermißte er am allermeisten.

Und gerade am lieben Sonntag war er der Mutter ungehorsam gewesen, und mußte nun zeitlebens dafür büßen! Das brachte ihm das vierte Gebot ins Gedächtnis. Er konnte sich noch sehr gut erinnern, wie ernstlich der Herr Pfarrer dabei alle Kinder ermahnt hatte, den lieben Eltern zu folgen, zu gehorchen. Das fiel ihm jetzt schwer aufs Gewissen. Mit den andern Geboten fand er sich schon leichter ab. Er wollte ja keine anderen Götter haben, sondern ein Christenkind

bleiben. Freilich, was der alte Pfarrer dabei gesagt hatte, Gott über alles zu lieben und den Nächsten wie uns selbst — das war so eine Sache. Das zweite Gebot verstand er nicht recht; nur daß man nicht fluchen dürfe, hatte er behalten. Den Feiertag hätte er ja nur zu gerne gehalten. Das fünfte Gebot hatte ja auch seine Schwierigkeit für ihn, wie wir schon gesehen haben. Das sechste verstand er nicht recht, wunderte sich nur, daß Suwami dabei so viel fragte. Daß Mann und Frau einander lieben sollten, hatte er noch behalten. Stehlen war eine große Sünde, das hatte ihm die liebe Mutter oft genug gesagt, ebenso das Lügen. Vor beiden Sünden hütete er sich deshalb auch nach Kräften. Beim neunten und zehnten dachte er lange nach über die Bedeutung.

„Gar nichts wünschen, was andere haben, das scheint der Sinn zu sein," meinte er. Er meinte auch schon wohlgemut, die beiden Gebote gehalten zu haben, bis ihm der Häuptlingssohn mit seiner silberbeschlagenen Büchse einfiel, um die er ihn schon so oft beneidet hatte. Da senkte er beschämt sein junges Haupt; noch tiefer sank dann dasselbe herab, als er sich dabei ehrlich gestand, daß er diesen Gegner eigentlich hasse, weil er ihm schon so manches böse Wort zugerufen, so manchen bösen Streich gespielt hatte. Als sein Gewissen einmal erwacht war, kam er auch wieder auf das dritte Gebot und fragte plötzlich: „Suwami, wann ist Sonnentag?"

„Alle Tage, wenn die Sonne scheint."

„Nein, nein, ich meine den ersten Tag in —"

Hier stockte der Kleine, denn er fand kein indianisches Wort für „Woche", die der Wilde, soweit er eben noch nicht vom Christentum berührt ist, nicht kennt.

Mit vieler Mühe brachte er der Alten die Bedeutung der christlichen Woche bei, aber den Anfangstag kannte sie nicht. Eulenauge auch nicht, obgleich der schon von dem Feiertage der Christen gehört hatte. Er schalt Suwami, daß sie sich mit solchen Dingen abgebe, seitdem wagte die etwas schüchterne Squaw nie mehr mit ihrem Manne von christlichen Dingen zu reden.

Sternenauge war sehr betrübt, daß er nicht erfahren konnte, wann Sonntag sei. „Ich dachte, wir könnten dann

all unsere Gebete und Gebote hersagen, und all unsere Lieder singen; dann wäre es doch ein wenig Sonntag," sagte er.

„Das können wir ja doch alle sieben Tage einmal tun," meinte die Alte.

„Ja, aber am rechten Sonntag, wenn alle Christen feiern, wäre es doch viel schöner. Weißt du nicht mehr den Tag, da ihr mich raubtet? Das war ein Sonntag."

„Es war am Vollmondtag im Hochsommer; der ist bald wieder da."

„Dann fangen wir unsere Gottesdienste an," rief nun Sternenauge erfreut, und so geschah es.

Eine Zeitlang schnitt er dann an jedem Morgen eine Kerbe in einen kleinen Stab, bis es sieben waren, um seinen lieben Sonntag nicht wieder zu vergessen. Kam derselbe heran, dann wusch er sich mit besonderer Sorgfalt am Bach; auch die Alte suchte ihre armselige Hütte ein wenig zu reinigen und mit Blumen und Tannengrün zu schmücken. Sowie dann Eulenauge dieselbe verlassen hatte, begannen die Alte und der Knabe ihren Gottesdienst mit einer Andacht, wie sie selten in christlichen Kirchen gefunden wird, und der Heiland war nach seiner Verheißung mitten unter ihnen.

So behielt Sternenauge selbst seine Melodien; Suwami summte dieselben mit, wenn sie die deutschen Worte auch nicht verstand und die Uebersetzungen nicht in Rhythmus und Reime bringen konnte. Sie war schon so glücklich bei der geringen Heilserkenntnis, die sie hatte, und Sternenauge tröstete sie immer wieder: „Wenn ich erst ein großer Krieger bin und selbst weit reisen kann, dann hole ich dir einen christlichen Prediger."

* * *

Durch den Urwald wand sich ein kleiner Reitertrupp dem Indianerdorf entgegen. Voraus ritt auf starkem, grobknochigem Pferde ein großer Mann, in der Kleidung der amerikanischen Grenzer. Sein Gesicht war braunrot und stark aufgedunsen, sein Haar bereits stark ergraut. An der Leine führte er mehrere große, schwerbeladene Maultiere. Den Schluß bildeten zwei weitere Reiter, gleichfalls in Grenzerkleidung, von denen der vordere aber ein englisches Vollblut ritt. Auch sonst merkte man bald an Gesicht und Haltung

des Mannes, daß er kein gewöhnlicher Grenzer sei. Stolz und verdrossen schaute er drein. Nach und nach verfinsterten sich seine Züge immer mehr; mißtrauisch blickte er auf den Führer des Zuges, schaute auch mehrere Male nach dem silberbeschlagenen Griff der beiden Pistolen, die er im Gürtel trug neben der Büchse auf der Schulter.

Endlich rief er dem Führer grollend nach: „Hallo, Mann! Kommen wir denn nicht endlich nach dem Indianernest? Nach deiner Beschreibung hätten wir bald nach Mittag da sein sollen, und jetzt ist es fast schon Abend, und immer noch sieht man nichts als Bäume."

Der Führer wandte den Kopf und sagte beschwichtigend: „Wir mußten einen weiten Umweg machen, Kapitän, um ja von keinem der deutschen Ansiedler gesehen zu werden, und der Weg war nach den letzten schweren Regengüssen besonders schlecht. Doch, wenn mich meine Waldkunde nicht ganz im Stiche läßt, dann sind wir jetzt in weniger als fünfzehn Minuten am Ziel."

„Hoffentlich," brummte der andere und setzte drohend hinzu: „Uebrigens kennst du Kapitän James als den besten Pistolenschützen seines Regiments, dem es auch wenig Unterschied macht, ob er einen roten oder einen weißen Amerikaner vor seinem Rohre hat."

Aus den tiefliegenden, stechenden Augen des Führers schoß ein böser Blitz bei diesen Worten; doch schnell überwand er den Zorn und sagte rauh lachend: „Mich verlangt viel mehr nach den fünf Pfund, die der General mir nach erfolgreicher Mission versprochen hat, als nach Eurer Kugel."

„Der Henker traue diesem Deutschen!" dachte der Kapitän; „er hat einen niederträchtigen Blick, und seine Landsleute sind alle Rebellen. Aber der General schien ihn ja zu kennen. Dort scheint sich der Wald auch endlich zu lichten."

So war es in der Tat; bald stürmten die Dorfhunde mit wütendem Gekläff heran, gefolgt von den jungen Indianern. Mit wildem Jubel wurde der Zug umtanzt, denn man wußte bereits, was er brachte, und hatte ihn sehnsüchtig erwartet.

Die Alten hielten sich noch ernst und würdevoll zurück; sie wollten erst die Bedingungen hören, welche der englische Unterhändler ihnen brachte. Im stillen waren sie ja alle zum Kampfe gegen die Amerikaner entschlossen, denn Häuptling

Brandt war auch bei ihnen gewesen. Dennoch wollten sie auch gebeten sein, und vor allem wollten sie ihre Hilfe so teuer wie möglich verkaufen.

Bald war man denn auch im großen Beratungszelt des Stammes versammelt; nur der Diener des englischen Offiziers war draußen beim Gepäck geblieben. Der Händler hatte den Häuptling und seinen Bruder, die er von früher her gut kannte, vertraulich begrüßt. Letzterem hatte er dabei zugeflüstert: „Rede für mich, dann bekommst du zwei Gallonen des besten Feuerwassers geschenkt."

Da hatte es aufgeblitzt in den roten Augen des alten Säufers, obwohl er sonst keine Miene verzog. Aber der Händler schien seinen Mann zu kennen und ging befriedigt zum großen Pow-Wow. Hier entzündete der Häuptling die große Friedenspfeife, die dann langsam die Runde machte, wenn auch nicht ganz so langsam wie gewöhnlich.

Der Händler und Dolmetscher, der dicht neben dem Häuptling saß, hatte nämlich wie von ungefähr den Hals einer großen Flasche unter seinen Kleidern hervorblicken lassen, und das hatte den Rundgang der Friedenspfeife einigermaßen beschleunigt.

Nun erhob sich der englische Offizier und hielt seine Rede. Nach einigen derben Schmeicheleien über die Tapferkeit des Stammes kam er auf den großen Krieg zu sprechen. Er schilderte die Lage der Amerikaner als völlig hoffnungslos, erzählte dagegen viel von der Macht und dem Reichtum des großen Königs von England, die Häuptling Brandt ja selbst in London gesehen habe. Ohne Zweifel würde auch dieser Stamm das Kriegsbeil ausgraben. Als eine kleine Erkenntlichkeit bringe er für jeden Krieger ein neues Gewehr nebst Munition, eine neue Wolldecke und eine Gallone Whisky; für den Häuptling von allem das Doppelte."

Wortgetreu übersetzte der Händler die Rede, vielfach von zustimmenden „Ughs!" unterbrochen. Nur beim letzten Geschenk sagte er „eine halbe", anstatt „eine" Gallone Feuerwasser.

Sofort erhob sich wildes Geschrei. Der Häuptling sprang auf und sagte: „Ist mein Stamm weniger tapfer als die anderen Irokesenkrieger, die ja eine ganze Gallone Feuerwasser erhalten haben?"

Der Offizier schaute erstaunt und besorgt auf die wilde Rotte, denn er verstand kein Wort.

Der Händler aber erhob sich ruhig lächelnd, zog seine große Flasche aus der Tasche und sprach: „Wer kennte nicht deine und deines Stammes Tapferkeit, o Häuptling; sie steht beim englischen General am höchsten angeschrieben. Darum sagte er zu mir, ich solle vom allerbesten Feuerwasser nehmen, das viermal mehr kostet, als das gewöhnliche; ein solch tapferer Stamm kenne auch den Unterschied zwischen gutem und schlechtem Trunk. Da schmeckt einmal, was ich für euch besonders erstanden habe im großen Newyork."

Er entkorkte die Flasche und hielt sie dem Häuptling unter die Nase. Der ließ sich nicht lange nötigen; er sagte nichts, aber die Länge seines Zuges redete für ihn. Dann nahm sein Bruder Eulenauge die Flasche, deren Duft ihm und den andern Rothäuten längst die Nase kitzelte. Hatte der Häuptling schon einen langen Zug getan, so hielt sein Bruder die Flasche noch länger an den Mund, bis die andern Krieger um ihren Trunk besorgt wurden und in lautes Murren ausbrachen. Laut schmatzend und tief aufatmend hielt er endlich inne, sprang jauchzend in die Höhe, rieb sich mit der Rechten den Magen, hielt mit der Linken die Flasche hoch und begann eine Rede: „Viel Feuerwasser hat Eulenauge schon getrunken, aber niemals kostete er einen Tropfen wie diesen. Nur ein wahrer Freund des Stammes konnte diesen für uns wählen. Der eine Schluck brennt mir im Halse und Magen, und steigt mir schon in den Kopf, als wenn ich sonst eine volle Flasche leerte. Brüder, ich stimme für Annahme des Vertrags; ich kann nicht länger warten auf dieses herrliche Geschenk des großen englischen Königs. Versucht es nur selber, und ihr alle werdet mir beistimmen."

„Gib nur endlich einmal her," rief der nächste, „sonst fährt das ganze Geschenk in deinen großen Hals!" Damit nahm er ihm die Flasche aus der Hand.

Nun wurde allseitig ernstlich und gründlich geprüft; die Flasche enthielt wirklich einen besonders guten, starken Branntwein, und die wilde Gier nach dem sofortigen Beginn des Trinkgelages brachte schnell die Entscheidung zu Gunsten des Händlers. Sofort öffnete der Händler ein Fäßlein des gleichen starken Branntweins und das Trinkgelage nahm seinen An-

fang. Als der Kapitän nachher fragte, warum die Indianer so laut getobt hätten beim Nennen des Whiskys, log der Händler glattweg: „Die Unersättlichen wollten ja zwei Gallonen haben, aber meine gute Flasche hat ihnen solchen Durst gemacht, daß sie sich doch endlich mit einer zufrieden gaben."

Die Ueberreichung der Flinten und Decken übernahm der Offizier noch selbst, obwohl er von dem langen Ritt sehr ermüdet war; dann zog er sich mit seinem Diener in das leere Zelt zurück, das man den Weißen für die Nacht überlassen hatte. Die langweilige Verteilung des Whiskys glaubte er nicht überwachen zu brauchen, denn er hatte genügende Fässer auf den Maultieren gesehen; die Wilden kannten das Maß sehr genau, und würden schon aufpassen, daß sie ihre volle Gallone bekamen, die ihnen die Regierung geliefert hatte. Er ahnte ja nicht, daß der schlaue Händler kurz vor seinem Aufbruch die Hälfte der gefüllten Fässer mit leeren vertauscht hatte. Da die kleinen tragbaren Fäßchen in der Wildnis schwer zu beschaffen waren, pflegte er auch die leeren wieder mit heimzunehmen.

Glücklich wie die Kinder kamen nun die tapferen Krieger, vom Fäßlein des Händlers bereits tüchtig angeheitert, herbei mit allen möglichen Gefäßen, um ihr herrliches Feuerwasser zu holen. Kosten mochten sie sparsamerweise heute davon noch nicht, denn das aufgelegte war noch lange nicht leer. Angeheitert wie sie waren, hätten sie jetzt auch kaum den Unterschied zwischen dem ersten Faß und allen andern bemerkt. Letztere enthielten natürlich den gewöhnlichen giftigen Rachenputzer, den man den Wilden zu verhandeln pflegte, und der so schrecklich unter den Armen aufgeräumt hat.

Eulenauge kam als der letzte. Einmal hatte das Faß des Händlers ihn am längsten festgehalten, und dann hatte er ja ein paar Worte unter vier Augen mit dem Händler zu reden, dem er zu einem solch großen Vorteil verholfen hatte. Als sein Bastgefäß die versprochene halbe Gallone mit noch einem dankbaren Zuschuß empfangen hatte, schaute er dem Händler fragend in die Augen. Ohne eine Bewegung zu machen, flüsterte derselbe: „Hinten im Zelt; aber der Kapitän darf nichts merken. Laß dreimal den Eulenruf hören, dann rolle ich es hinaus."

Mehr wollte der Alte nicht wissen. Eiligst begab er sich

mit seinem Feuerwasser nach seiner Hütte. Er brauchte Suwami nicht zu verbieten, von dem teuren Trunk zu kosten, sie verabscheute denselben, und ebenso stand es mit Sternenauge. Doch etwas anderes hatte er zu befehlen. „Grabe mir dort hinten ein Loch für ein Zweigallonenfäßchen; das bekomme ich von dem Händler für meine schöne Rede. In seinem Zelt liegt es schon für mich bereit, gleich nach dem Lagerfeuer hole ich es und wir bergen es dort. Aber sagt mir niemand ein Wort, sonst schlage ich euch halb tot."

Damit eilte er zum Lagerfeuer zurück, um das die roten Krieger sich wieder gesammelt hatten. Bald war ein wilder Kriegstanz im Gange, daß die Weißen vor dem entsetzlichen Geheul keinen Schlaf fanden trotz aller Müdigkeit. Als endlich das Fäßchen geleert war, wankten die wilden Gestalten ihren nahen Hütten zu, und nun endlich wurde es still im Lager.

Eulenauge hatte mehr getrunken als irgend ein anderer, aber er konnte auch am meisten vertragen. Sein Kopf war noch ziemlich klar, aber die Beine waren doch schon ziemlich schwer. Freilich stellte er sich betrunkener als er war, da er als letzter vom Trinkgelage aufstand. Zur Hütte gekommen, warf er sich aber nicht sofort aufs Lager, sondern kauerte sich in der Tür nieder, bis alles ringsum still war. Dann erhob er sich und ging so vorsichtig wie er nur konnte, in den Wald, wo er dreimal den Eulenruf ausstieß, was ihm trotz seines Rausches auch ziemlich gut gelang. Dann kroch er vorsichtig bis zur Hütte der Weißen. Richtig sah er dicht vor sich den Zeltvorhang gehoben und ein Zweigallonenfäßchen herausrollen. Gierig faßte er danach, hob sich langsam mit demselben empor und verschwand hinter den Bäumen. „Es ist mir nicht so schwer, wie ich fürchtete," murmelte er vor sich hin; „der alte Eulenauge ist doch noch ein starker Kerl und allen über im Trinken. Ich glaube, keiner von den andern könnte das Fäßchen mehr heimtragen nach dem langen Lagerfeuer."

Glücklich gelangte er zu seinem Zelt ohne gesehen zu werden, warf das Fäßchen in die fertige Grube und sich selbst mit seinem Riesenleibe darüber. Im nächsten Augenblick schwanden ihm die Sinne.

* * *

Die Ankunft eines Händlers war jedesmal ein Ereignis im Indianerdorf, besonders für die liebe Jugend. Da gab's doch einmal eine Abwechslung in der Eintönigkeit des Lebens. Trotz aller Armut konnte man da auch so mancherlei erstehen, ein Messer, ein paar Glasperlen, ein buntes Tuch, und wonach sonst der Sinn der Wildnissöhne stand. Natürlich war dieser große Zug, von dem man im voraus wußte, daß er reiche Geschenke des Königs brachte, auch mit besonderem Jubel begrüßt worden.

Sternenauge war unter den ersten der Begrüßenden, und sein „Hi! Ji Ji!" klang so gellend wie das irgend eines Vollblut-Indianers. Kaum jedoch hatte er dem Händler aus nächster Nähe ins Auge geschaut, da erstarb ihm der rauhe, wilde Ton in der Kehle. Es war ein bitterböser Blick, der ihn aus den stechenden Augen traf. Gesicht und Auge kamen ihm merkwürdig bekannt vor, und doch konnte er sich durchaus nicht entsinnen, diesen grauköpfigen Händler je gesehen zu haben. Je länger er den Mann anblickte, um so tiefer wurde das Gefühl des Mißtrauens und Unbehagens, das in ihm aufgestiegen war. Als der Händler merkte, wie der blonde Indianerknabe ihn anstarrte, wurde er unruhig und wandte schnell den Kopf. Nur hier und da wandte er verstohlen den Blick zurück auf den Knaben, und immer noch traf er dann auf die großen blauen Augen, die argwöhnisch fragend auf ihm ruhten. Doch so sehr Sternenauge auch in seinem Gedächtnis suchte, er fand darin keine klare Erinnerung an den Mann. Doch seine Freude war ihm verdorben, mißmutig kehrte er zu seiner Hütte zurück und erzählte der alten Suwami die Sache. Er wunderte sich dann über die große Aufregung, in welche die gute Alte geriet. Sie hatte den Händler trotz seiner grauen Haare wiedererkannt, und bebte nun bei dem Gedanken, daß auch der Knabe ihn wiedererkennen und damit all sein Sehnen nach seinen weißen Verwandten wieder erwachen möchte.

„Kennst du ihn, Suwami?"

Diese Frage des Knaben brachte die Alte in die schwerste Verlegenheit. Das Nein, das sie früher unbedenklich gesprochen, schwebte ihr bereits auf der Zunge. Aber es blieb unausgesprochen, denn Suwani bestrebte sich ernstlich, als Christin zu leben und gedachte an das achte Gebot. Ihr Geist

arbeitete nur langsam, dennoch fand er einen Ausweg: „Ich habe ihn noch niemals hier im Lager gesehen," sagte sie mit abgewandtem Gesicht, und der Knabe gab sich damit zufrieden. Im Herzen der alten Suwami aber stieg nach langer Ruhe nochmals das schwere Unrecht empor, das sie und ihr Mann an Sternenauge und seinen Eltern einst getan, und machte sie sehr unglücklich. Sie versuchte zwar ihr Gewissen mit dem Gedanken zu beruhigen, daß ja die Eltern nun erschlagen seien, daß auch Sternenauge sicher mit ihnen getötet worden wäre, wenn er daheim geblieben wäre. Aber ihr Gewissen war trotz ihrer geringen Gesetzeserkenntnis schon zu zart geworden, als daß es mit einer solchen faulen Entschuldigung der eigenen Sünde vorlieb genommen hätte. Es peinigte sie schwer, und ihre Heilandserkenntnis war doch noch zu schwach, als daß sie in ihr den vollen Seelenfrieden hätte finden können.

„Könnte ich nur mein Unrecht wieder gutmachen," sagte sie oftmals zu sich selbst, „ich würde ihn jetzt seinen Eltern zurückgeben, denn ich fürchte mich vor dem großen Gott. Er würde freilich mein Herz mitnehmen; Suwami könnte nicht mehr leben ohne ihn. Aber ich habe ihn doch nur geraubt; was mag seine Mutter um ihn geklagt haben! Hätte sie gewußt, daß er geraubt sei, sie hätte nie Ruhe gefunden. Nun glaubte sie ihn tot, sie ist jetzt selbst tot, und ich darf ihn behalten; aber geraubt habe ich ihn doch. O, guter, großer Gott, vergib mir meine große Schuld!"

Neue Angst kam über die arme Squaw, als ihr Mann heimkam mit der Nachricht, daß er außer seiner halben Gallone noch zwei weitere Gallonen Feuerwasser von dem Händler erhalte.

„Nun wird er wieder zum rasenden Bären werden und arme Suwami blutig schlagen!" klagte sie.

Das ging Sternenauge zu Herzen. Er sann und sann, wie er ihr helfen könne. Endlich richtete er sich mit blitzenden Augen auf und sagte: „Suwami soll keine Schläge kriegen; Sternenauge wird helfen."

„Wie kann kleiner Knabe helfen gegen starken Mann?"

„Sternenauge wird helfen nicht mit starkem Arm, sondern mit klugem Kopf."

„Was will Sternenauge tun?"

„Suwami muß nicht wissen, dann braucht Suwami nicht lügen."

Damit endete das kurze Gespräch, das freilich der Alten wenig Trost brachte, da sie zur Sklavin ihres Mannes erzogen, sich einfach nicht denken konnte, wie man demselben trotzen könne. Sternenauge aber legte sich lang auf den Rücken; in dieser bequemen Lage konnte er immer am besten Luftschlösser bauen oder Pläne schmieden, was er beides sehr gerne tat. Dieses Mal träumte er aber nicht nur von glücklichen Jagden und herrlichen Kriegstaten; er dachte vielmehr sehr ernsthaft darüber nach, wie er am besten das schreckliche Feuerwasser von Eulenauge fernhalten könne.

Als Suwami ihm einen Augenblick den Rücken wandte, suchte er eifrig in seiner Jagdtasche, und holte einen kleinen Bohrer hervor, den ihm Eulenauge einst auf sein inständiges Bitten von einem Händler erstanden hatte. Bisher hatte er den Bohrer nur als Spielzeug gebraucht, heute sollte er ihm zum ersten Male im Ernste dienen. Schnell barg er denselben im Gürtel, dann legte er sich wieder sinnend und grübelnd auf den Rücken.

„Wenn das Fäßchen nur dicht unter dem Zelttuch liegt, daß ich es erreichen kann. Hören werden sie mich kaum bei diesem Geschrei. Merkt Eulenauge heute nichts, dann bin ich ziemlich sicher, denn morgen ist der Händler fort, und die Freundschaft zwischen den beiden ist dann aus, und das wäre gut, denn das böse Auge des Händlers zeigt, daß er ein Schurke ist. Merkt er freilich was, dann kann es leicht geschehen, daß ich für Suwami Schläge kriege, denn das Feuerwasser ist Eulenauges Gott. Aber ich wag's dennoch, er soll die gute Suwami nicht wieder so mißhandeln wie das letztemal."

Als er ganz mit sich und seinem Plan im reinen war, stand er auf, betrachtete eine Zeitlang das wüste Treiben am Lagerfeuer und schlängelte sich dann so ganz unauffällig hinter die Zelte in die Büsche. Dort schlich er leise weiter, bis er hinter dem Zelte der Weißen angelangt war, wo er sich ins Gras warf und schlangenartig dem Zelte zukroch. Sehen konnte ihn niemand in dem tiefen Zeltschatten, und das Leisetreten und -kriechen hatte er ja schon beim Onkel Traugott gelernt. Beim Zelte angelangt, horchte er lange,

vernahm aber kein Gespräch. Mit äußerster Vorsicht hob er dann einen Zipfel des Zeltes und überblickte das Innere desselben. Die drei Männer lagen alle in ihre Decken gerollt auf dem Boden. Er erschrak nicht wenig, als er im matten Widerschein des Lagerfeuers den Kopf des Händlers ganz nahe bei dem seinigen erblickte. Schnell zog er seinen Kopf zurück und hielt den Atem an. Da sich jedoch nichts rührte, wagte er nach einer Weile, abermals das Zelttuch zu heben. Dieses Mal erspähte er denn auch wirklich das Fäßchen, dem sein gefährlicher Streich galt. Wenige Fuß von ihm entfernt lag es mit dem Boden dich an der Zeltwand.

„Schöner könnte es gar nicht für mich liegen," dachte er, schob sich sachte hinüber, zog seinen Bohrer hervor und setzte denselben ganz unten am Faßrande ein. Es war eine lange, saure Arbeit, denn sein Bohrer war stumpf, das Holz war hart und der Feind auch gar zu nahe. Sollte derselbe das Geräusch des Bohrens vernehmen, so konnte Sternenauge auf eine Kugel rechnen. Er hatte auch schon ausgerechnet, in wieviel, oder vielmehr in wie wenig Sätzen er im Notfall hinter dem nächsten Baum verschwinden könnte. Doch der Lärm des Lagerfeuers übertönte jedes andere Geräusch. Endlich merkte er auch, daß sein Bohrer leichter ging; noch einige Umdrehungen, dann war er hindurch. Hastig drehte er ihn rückwärts, denn seine Nerven konnten die furchtbare Spannung kaum mehr ertragen. Nun konnte er den Bohrer vollends herausziehen, naß vom Branntwein, der munter hinterher floß. Mit dem Finger befühlte er das Loch; es war nur sehr klein, aber der Rand des Fasses war schon ganz naß, in längstens einer Stunde mußte dasselbe fast leer sein, und früher kam Eulenauge schwerlich vom Lagerfeuer weg. Jubel im Herzen, kroch Sternenauge zurück; nur schade, daß er denselben nicht auslassen konnte, selbst nicht vor Suwami, denn die sollte ja nicht in Versuchung geraten, zu lügen.

Leise schlich er ins Zelt zurück, als sei nichts geschehen, legte sich auf seine Bärenhaut und sprach fröhlich sein Abendgebet. Er dankte dem lieben Gott, daß er ihm seinen kleinen Streich so schön habe gelingen lassen. Freilich kamen dann, als er vor Aufregung doch nicht sobald einschlafen konnte, auch wieder schwere Gedanken. Eulenauge wußte ja um den kleinen Bohrer; sah er das kleine Loch, dann kam er auch

wohl bald auf den Urheber, und dann konnte es was Ordentliches setzen. Dennoch tat ihm sein Streich nicht leid.

„Er soll die arme, gute Suwami nicht schlagen," wiederholte er mehrmals, selbst wenn ich Prügel kriege," und tröstete sich schließlich mit der letzten Strophe seines Lieblingsliedes:

„Dies Kind soll unverletzlich sein."

Als Eulenauge am nächsten Morgen mit schmerzendem Kopfe erwachte, stand die Sonne längst hoch am Himmel. Das leibliche Elend, das dem unmäßigen Trunke immer folgt, verschonte auch ihn nicht, trotz seiner zähen Natur. Mürrisch schaute er um sich und erblickte seine Squaw, die ihm eine Kürbisschale frischen Wassers reichte. Zornig schlug er ihr die Schale aus der Hand und schrie: „Meinst du, Bachwasser könnte meinen Kopfschmerz bannen? Reich mir Feuerwasser!" Bebend gehorchte die Alte und reichte ihm die halbe Gallonenschale. Gierig faßte der Säufer danach und trank von dem Fusel. Kaum hatte er ihn aber geschmeckt, so rief er wütend: „Der Händler hat gelogen wie immer; dies ist nicht dasselbe gute Feuerwasser, das er uns gestern zum besten gab. Die andern werden schön auf mich schimpfen, daß ich für ihn geredet habe. Doch laß sie schimpfen, mein Fäßchen guten Feuerwassers liegt sicher unter mir."

Dabei kam ihm aber ein böser Argwohn. „Sollte er mir am Ende auch von dem schlechten Getränk gegeben haben?"

Mit schmerzenden Gliedern erhob er sich, befahl Suwami, sich in die Tür zu stellen, damit niemand hereinsehen könnte, und holte dann seinen Schatz aus der Erde. Wie aber fluchte und wetterte er, als er nun merkte, daß das Fäßlein fast leer sei.

„Darum kam es mir gleich gestern abend so leicht vor, wenn das schöne, starke Feuerwasser, das ich getrunken hatte, mir auch die Wahrheit verbarg."

Wütend schlug er mit seinem Tomahawk den Spund aus dem Faß, setzte die Lippen daran und trank von dem Rest des Inhalts, der nicht hatte ausfließen können.

„Dasselbe Gesöff, wie das andere, und kein Quart mehr davon da!" schrie er so laut, daß Sternenauge ihn kühnlich am Arm faßte und sagte: „Wenn der Häuptling und die andern Krieger dich hören, schlagen sie dich tot, denn du hast

für den Händler geredet. Daß das ein Schurke ist, sagt schon sein böses Auge."

Der Alte starrte ihn an, als wolle er sich in seiner maßlosen Wut auf ihn stürzen. Der Jüngling aber stand blitzenden Auges da, bereit, im Notfall jede schnelle Gewalttat von sich und Suwami abzuwehren. Zum Glück war der Alte nicht mehr sinnlos betrunken, und da kam ihm die Ueberlegung schnell zurück. Einen Augenblick stand er finster brütend da, die breiten Kinnladen fest aufeinander gebissen. Dann fragte er: „Ist der Händler schon fort?"

„Seit Sonnenaufgang," antwortete Suwami.

Eulenauge trat hinaus ins Freie und maß den Stand der Sonne mit den Augen; dann eilte er zurück in die Hütte, ergriff seine Waffen und wollte hinausstürmen.

Angstvoll faßte Suwami ihn am Arm und flehte: „Begehe keinen Mord um des Feuerwassers willen."

Aber er stieß sie roh zurück und stürzte, die Gier nach Rache im Gesicht, hinter den Weißen her.

„Gehst du noch auf die Jagd, da wir doch schon morgen in den Krieg gegen die Amerikaner ziehen?" fragte ihn ein junger Krieger, der seinen Rausch schon ausgeschlafen hatte.

„Ich folge der Spur eines großen Raubtiers," antwortete der Alte und eilte davon.

Die alte Suwami weinte lange, als er fort war und klagte: „Nun wird er zum Mörder werden, denn es ist doch kein Krieg zwischen uns und den Engländern. Vielleicht verliert er gar sein Leben, denn es sind drei gegen einen und der schlaue Händler weiß, was er getan hat und wird sich sehr in acht nehmen."

Sternenauge aber suchte sie zu trösten, indem er sprach: „Eulenauge ist wohl noch ein großer Krieger, aber schon ein alter Mann, und das Feuerwasser macht ihm heute die Beine schwer; er wird die Blaßgesichter auf ihren Rossen nimmer einholen."

Er sollte recht behalten. Selbst der eisernen Natur des alten Eulenauge war das letzte Lagerfeuer zu anstrengend gewesen. Nachdem er einige Meilen im Sturmschritt zurückgelegt hatt, spürte er, daß die alten Beine schwer wurden. Dagegen war sein Kopf in der frischen Waldluft immer klarer geworden und seine Wut allmählich verraucht. An der Spur

selbst konnte sein geübtes Auge zudem merken, daß die Weißen immer noch meilenweit von ihm entfernt seien. „Ich werde ihn auch im englischen Lager finden können, da wird sich schon eine Gelegenheit für einen guten Schuß oder Stoß finden." Nach diesen Worten machte er stracks Kehrt und um Mittag langte er wieder im Dorfe an, von vielen verlacht, daß er ohne Beute von der Jagd heimkehre.

Müde und hungrig kam er zu seiner Hütte, wo Suwami schon mit dem Mahl auf ihn wartete. Sie merkte sofort, daß er seinen Feind nicht erreicht habe, dankte Gott dafür und freute sich über seinen gesunden Appetit. Wohl fing er auch gleich wieder mit dem Whiskytrinken an, aber das konnte nun so sehr schlimm nicht mehr werden, denn er konnte viel vertragen, und hatte nicht mehr allzuviel Vorrat.

Gleich nach dem Essen wurde er auch vom Häuptling zu einem langen Kriegsrat gerufen, da war der Familienkrieg glücklich abgewandt. Vor seinem Weggehen hatte er noch einmal das Fäßchen des Händlers aus der Erde gehoben, hatte es finster betrachtet, hatte den wenigen Whisky, der noch darin war, zu dem andern gegossen und dann zu Sternenauge gesagt: „Vergrabe es tief, daß ich es nicht mehr sehe!"

Bei dem Wort konnte Sternenauge einen kleinen Seufzer der Erleichterung nicht ganz unterdrücken; nun erst war die Gefahr der Entdeckung seines Streiches ganz vorüber. Das Vergraben würde er schon aufs gründlichste besorgen. Hatte er doch schon nach Eulenauges Fortgehen ein wenig Vorsorge getroffen. Ohne daß Suwami es merkte, hatte er das Fäßchen umgedreht, das kleine Bohrloch mit Harz verklebt und mit Schmutz bestrichen, so daß man schon sehr genau suchen mußte, wenn man dasselbe finden wollte. Nun war die kleine häusliche Sorge vorüber, nun konnte er sich mit frohem Mute auf den großen Krieg vorbereiten. Suwami freilich war gar nicht wohlgemut bei dem Gedanken an den Krieg; sie gab auch dem Knaben allerlei Ermahnungen und Ratschläge mit auf den Weg. Aber sein Jugendmut wollte nichts von Wunden und Tod hören, sondern dachte immer nur an Kampf und Sieg.

* * *

Im englischen Lager angekommen, erkundigte sich Eulenauge sofort nach dem Händler; er hatte seine Rache nicht vergessen. Schneller als er gedacht, traf er selbst auf den alten Freund, den er jetzt für seinen Todfeind hielt. Zu seiner höchsten Ueberraschung kam derselbe mit fröhlicher Miene auf ihn zu, als ob er nie einen schnöden Betrug an einem alten Freunde geübt hätte. Der alte Indianer konnte sich auch verstellen, aber dieses Blaßgesicht war ihm in der Kunst doch entschieden überlegen. Finster wandte er sich ab, ohne ein Wort zu sagen.

Das war dem Händler unbegreiflich. Daß die anderen Stammesgenossen ihn finster anschauten, verstand er sehr wohl, aber Eulenauge, sein Helfershelfer, auch? Da lag ein Rätsel vor, das er lösen mußte. Dem Alten vertraulich auf die Schulter klopfend, flüsterte er ihm ins Ohr: „War mein Feuerwasser selbst dem alten Eulenauge zu stark, daß du ein solches Gesicht machst?"

Da hielt der Alte sich nicht länger; messerscharf blitzten die Augen unter den gesenkten Lidern hervor, seine Hand faßte den Tomahawk und seine Lippen zischten: „Schurke, wahre deinen Skalp! Dein Faß war leer!"

Aber wenn er gemeint hatte, der Freche würde jetzt beschämt gehen, so irrte er sich. Der Mann wurde nur lauter und rief aus: „Dann haben die andern dir einen Streich gespielt; ich schwöre dir, daß ich das Fäßchen für dich gefüllt habe."

„Du lügst!" sagte kurz der Alte und wandte sich zum Gehen.

Dem Händler war dies höchst unangenehm; er merkte, daß der Alte im vollen Ernst sei, und fürchtete den rachsüchtigen Sinn des roten Mannes. Der Betrüger war selbst betrogen; wollte er nicht seinen Kopf riskieren, so mußte er schon in den sauren Apfel beißen und dem Alten ein neues Fäßchen bringen. Dieses tat er denn auch am selbigen Abend und das ersehnte Feuerwasser kühlte bald die Rache des Alten.

* * *

Für die Schlacht im Mohawktal hatten die Indianer sich eine ganz besonders wirksame Kampfesweise ersonnen. Sowie ein Deutscher hinter seinem Baum hervor feuerte und

damit seine Stellung verriet, sprangen die Wilden auf ihn los, um ihn mit dem Tomahawk zu erschlagen. So mußte mancher brave Grenzer sein Leben und seinen Skalp lassen.

Traugott Keller stand nicht gebückt hinter seinem Baum wie die meisten Deutschen. Er hatte gelernt, auch im Liegen zu laden. Desto gefährlicher erschien nun freilich seine Lage, als nach seinem ersten Schuß, der eine Rothaut ins Gras gestreckt hatte, ein riesenhafter Häuptling mit hochgeschwungenem Mordbeil und gräßlichem Geheul auf ihn losstürzte. Er hätte keine Zeit gefunden, sich zu erheben und sein eigenes Beil zur Abwehr zu schwingen. Doch er versuchte das nicht einmal, zur großen Ueberraschung des Indianers. Er blieb ruhig hinter seinem Baume liegen, aber seine Hand ließ die rauchende Büchse los und faßte blitzschnell seine alte schwere Pistole, die ihm schon so manchen guten Dienst getan. Der Schuß krachte, und durchs linke Auge getroffen, schnellte der Häuptling in die Höhe, um dann dicht vor ihm tot niederzustürzen. Ein verdoppeltes Wutgeheul zeigte, daß die Feinde ihren schweren Verlust wahrgenommen hatten. Ein Dutzend Kugeln trafen des alten Trappers Baum, oder sausten scharf daran vorbei, ihn selbst traf keine. Sein Kopf lag ungesehen hinter einer dicken Wurzel, während seine Hände geschickt Büchse und Pistole wieder luden. Er hatte wohl bemerkt, wie zwei weitere Feinde, ein alter Krieger und ein Jüngling mit wunderbar lichtem Haar bis zu den beiden nächsten Bäumen vorgesprungen waren, um den Doppelangriff zu erneuern. Der Jüngling war stehen geblieben, wie die hervorstehende Spitze seines Tomahawks bewies. Offenbar hatte er im Eifer des ersten Angriffs vergessen, seine Büchse wieder zu laden und stand bereit, seinen Sprung zu tun, sobald der alte Krieger das Feuer des Weißen angelockt hatte. Er mußte aber lange warten, viel zu lange für sein jugendliches Ungestüm, wie sein unruhiger Tomahawk bewies. Der Alte aber mußte ein erfahrener Krieger sein, denn er gab sich lange keine Blöße. Da nahm der alte Traugott endlich die List zur Hilfe. Langsam schob er die Spitze seiner Kappe über die nächste Baumwurzel, als wolle er ausspähen nach dem Feinde. Im nächsten Augenblick hob sich drüben die Mündung einer Büchse, der Schuß krachte und die Kappe sank durchbohrt zurück. Aber kein Todesschrei folgte, denn die Kappe hatte nur auf dem Lade-

stock gehangen. Vielmehr kam nun auch blitzschnell die Büchse des Deutschen zum Vorschein, und der alte Indianer, der doch ein wenig neugierig nach dem Erfolg seines Schusses ausschaute, erhielt einen schweren Streifschuß an der linken Stirnseite.

Sein Schmerzensruf wurde jedoch übertönt von dem gellenden Kriegsruf des Jünglings, der mit geradezu rasenden Sprüngen hervorbrach, so daß der alte Traugott kaum zeitig genug die Pistole heben konnte.

Doch was war das? Hatte der Alte sich vorhin schon über das langwallende Blondhaar des Jünglings und die weiße Haut seines nackten Oberkörpers gewundert, so blickte er jetzt beim scharfen Zielen in ein großes blaues Auge, das im Kampfesmut förmlich blitzte. Konnte das ein Indianer sein? Wo hatte er dieses Auge, dieses Haar schon einmal gesehen? Blitzartig schossen diese Gedanken ihm durch den Sinn. Die eiserne Faust, die noch bei keinem Schusse gezittert, hier erbebte sie; sie konnte die Pistole nicht abfeuern auf dieses Auge. Aber da schwebte das Mordbeil hoch über seinem Haupte, und der Selbsterhaltungstrieb machte es, daß er im letzten Augenblick die Pistole hob und dem Jüngling die Waffe aus der Hand schoß. Dann rief er mit seiner alles übertönenden Stimme in der Algonquinsprache: „Zurück, Knabe, dein Auge mag ich nicht durchbohren!“

Und der Jüngling gehorchte dem Wort des Alten, er sprang zurück hinter seinen schützenden Baum. Trotz des Verlustes seines Tomahawks hätte er es wohl kaum getan, sondern hätte den Kampf mit dem Messer ausgefochten, wenn Worte und Ton dieser Stimme ihn nicht aufs höchste betroffen hätten. Hatte man jemals gehört, daß ein Weißer im Kampfe eines Indianers verschont hätte, wie dieser Alte hier offenbar getan? Und diese donnernde Stimme? Hatte er die nicht schon früher gehört? Seine Kampfeswut war verraucht; alles um sich her vergessend, lag er unbeweglich hinter seinem Baum in tiefes Sinnen verloren. Er dachte an all die Weißen, die in sein stilles Indianerdorf gekommen waren, — eine solche Stimme hatte keiner gehabt. Und mußte nicht der, der seines Auges verschonte, das er doch leichter hätte treffen können als den geschwungenen Tomahawk, mußte nicht der ihn kennen? Wer konnte das nur sein? Er zermarterte sein Gehirn und fand doch keine Lösung des Rätsels. Sollte es

R. Frothe

am Ende gar ein Indianer sein, der Eulenauge befreundet war, wenn er jetzt auch auf Seite der Amerikaner kämpfte? Er hatte ja indianisch gesprochen! Aber nein, ein Indianer, der soeben den Bruder Eulenauges hingestreckt, hätte seines Knaben sicherlich nicht verschont. Er meinte auch vorhin im ersten wilden Ansturm an dem Manne da vor ihm einen lang wallenden Bart bemerkt zu haben, und Indianer hatten keine Bärte, sondern rupften sich die wenigen Haare, die ihnen im Gesicht wuchsen, sorgfältig aus. Aber auch die meisten Weißen, die er je gesehen, trugen keinen Bart; wo hatte er denn diesen mächtigen Bart zuvor gesehen, diese gewaltige Stimme zuvor gehört? Immer aufgeregter wurde er bei dem Gedanken, der seine ganze Seele erfaßt hatte und sie förmlich zermarterte. Doch all sein Sinnen war vergebens. Da faltete er mitten im Kampfgetümmel fromm die Hände und betete: „Lieber Gott, ich danke dir, daß du mich vor der Büchse des weißen Kriegers bewahrt hast; sage mir doch auch, wer er ist, denn ich muß ihn, und er muß mich kennen!"

Andächtig lauschte er auf die Erhörung seines Gebetes, denn der kindlich-fromme Sinn, den der Heilige Geist durch Vater und Mutter in ihm erzogen, war auch unter den Wilden nicht ganz verloren gegangen. Er meinte, nun müsse er sich bald an die Donnerstimme erinnern. Ein grollender Donner, der Vorbote des nahenden, furchtbaren Gewitters, das dem Kampfe auf einige Zeit ein Ende machen sollte, war jedoch alles, was er neben dem Schlachtgetöse vernahm. „Donnerstimme, Gottes Stimme", es war eins der wenigen Worte, die er noch von seiner lieben Mutter behalten hatte, das er sich bei jedem Gewitter zu wiederholen pflegte. Ja, die liebe, gute Mutter, wie stand sie jetzt vor seinem Geistesauge, klarer als seit Jahren. Wo wäre er jetzt wohl, wenn sie gelebt, wenn er sie wieder gefunden hätte? Wahrscheinlich drüben im Heere der Amerikaner, neben seinem Vater und dem Onkel Traugott. Das wäre doch noch viel besser, als hier neben dem alten Eulenauge zu liegen, der ihn geraubt hatte, wenn er und besonders Suwami auch sonst immer freundlich zu ihm gewesen waren.

Wieder dröhnte ein furchtbarer Donner durch den Wald. „Donnerstimme, Gottes Stimme", murmelte Sternenauge abermals und wiederholte das Wort Donnerstimme, das ihm mit

einem Male so bekannt vorkam, bis er es unwillkürlich ein wenig wandelte und „Donnermund" sagte. Da aber war es gerade so, als ob der blendende Blitz, der eben den Wald durchzuckte, oder eine feindliche Kugel ihn getroffen habe. Hoch zuckte sein Oberkörper empor, um dann stumm und still ins Gras zurückzusinken.

Doch weder Blitz noch Kugel hatte ihn getroffen, sondern nur die Klarheit und Wahrheit, nach der er so lange vergeblich gesucht: Der Feind da vor ihm war niemand anders als sein Onkel Traugott! Nur der konnte, der mußte es sein! Deutlich erinnerte er sich nun des Namens „Donnermund", den die Indianer dem Onkel lange zuvor gegeben, wie er ihm oft mit dröhnendem Lachen erzählt hatte. War's doch eins der ersten indianischen Worte, die er gelernt hatte.

Welch eine Flut von Gedanken stürmte nun aber auf seine tief erschütterte Knabenseele ein! Lebte Onkel Traugott, konnten dann die lieben Eltern nicht auch noch am Leben sein? War der Vater am Ende auch drüben in den Reihen der Amerikaner? Hatte Eulenauge ihn belogen, als er sagte, die Seinen wären alle umgekommen? Konnte der Alte das überhaupt für gewiß wissen? Waren die Häuser verbrannt, mußten darum auch alle Bewohner derselben tot sein? O, warum hatte er sich das nicht längst gefragt? Die alte Heimat war ihm ja fremd geworden, das fühlte er deutlich; er sehnte sich auch lange nicht mehr so dahin zurück, wie vor zehn Jahren. Aber ganz war die Erinnerung an die Freuden der Kindheit, an all die Lieben daheim doch noch nicht in ihm verblaßt. Wie, wenn er einst mit der lieben, guten Suwami zu den Seinen ziehen konnte, wieder mit zum christlichen Gottesdienst gehen, am lieben Weihnachtsfeste unter dem brennenden Tannenbaume stehen, — welch eine Freude mußte das sein! Nach dem Leben der Weißen, ihrem Arbeiten und Plagen auf dem Felde, stand ja sein Sinn ganz und gar nicht; er liebte den Wald und seine Jagd. Aber heim hätte er doch mögen! Und da lag Onkel Traugott dicht vor ihm, hatte ihn erkannt und verschont! Seine Gedanken verwirrten sich, er wußte nicht, was er tun oder lassen sollte. Hinüberspringen zu dem Feinde und rufen: „Ich bin ja der kleine Willy!" Der Gedanke durchzuckte sein Gehirn. Aber war denn auch alles wahr, was er da wachend geträumt? — so

kamen nun die Zweifel. Ratlos schaute er sich um, da erst bemerkte er, daß es plötzlich Nacht geworden, so schwer war das Gewitter. Beim Zucken der Blitze sah er, wie die feindlichen Reihen sich zum Teil zurückzogen; der Kampf hatte offenbar aufgehört. Scharf spähte er hinüber zum Baume Onkel Traugotts, doch da regte sich nichts; nur bemerkte er bei einem neuen Blitz, wie ein großer Mann in einiger Entfernung davon sprang. Er merkte gar nicht den herniederprasselnden Regen, sondern lag wie tot hinter seinem Baum. Da vernahm er dicht an seinem Ohr die bebende Stimme Eulenauges: „Sternenauge, Licht meiner alten Augen, bist du erloschen?" Zugleich tastete die zitternde Rechte des Alten nach dem Herzen des Jünglings, den er erschossen wähnte, weil er gesehen, wie er vorhin in die Höhe schnellte, und nun so totenstill dalag. Als Sternenauge hierauf sein bleiches Antlitz dem Alten zuwandte, stieß dieser trotz der schweren Stirnwunde, die er erhalten, seinen Siegesruf aus und sagte dann: „Komm!" Langsam kroch er in den Wald zurück und der Jüngling folgte ihm.

* * *

Bei dem furchtbaren Gewittersturm konnte von einem eigentlichen Kriegsrat der Deutschen kaum die Rede sein. Die meisten Männer waren überhaupt in ihren Stellungen geblieben, entschlossen, dieselben bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Der alte Traugott aber hatte seinen Baum verlassen und sich zu Herckheimer begeben, nicht weil ihm sein Platz zu heiß geworden war, sondern weil er einen guten Rat und eine große Bitte an den General zu richten hatte. Er befand sich in einer derartig ungewöhnlichen Aufregung, daß Herckheimer es sofort merkte, und ihn nach der Ursache fragte.

Der Alte antwortete: „Laß immer zwei Mann hinter einen Baum stellen. Die Indianer warten immer auf den Schuß und springen dann vor mit dem Tomahawk. Meine Pistole hat den zweiten Mann ersetzt und mich gerettet."

„Dein Rat ist gut, und soll sofort befolgt werden," antwortete Herckheimer, seine Pfeife in den anderen Mundwinkel schiebend. „Aber, Traugott, du alter Bär, deine Donnerstimme zittert ja, was ist denn los, die Lage ist doch gar nicht

mehr so verzweifelt, wie zu Anfang des Kampfes. Jetzt zeigen meine Jungen die deutschen Dickköpfe von der rechten Seite."

„Der Kampf steht gut, aber ich habe eine Erscheinung gehabt, die mich erbeben läßt, obwohl ich als Christenmensch keine Gespensterfurcht kenne. Drüben kämpft ein schöner, hellhaariger, blauäugiger Jüngling, der mein verschwundener Großneffe sein könnte. Laß jedermann bitten, des Jünglings zu verschonen, falls er auf ihn trifft im Kampfe."

„Soll geschehen, so gut es geht; deine eigene Stimme ist aber der beste Bote." —

Diesen besten Boten ließ der Alte denn auch nach Kräften umherlaufen, doch der weiße Indianer ward nicht mehr gesehen. Die Indianer aber erlebten eine unheimliche Ueberraschung bei der Erneuerung der Schlacht. Vorher hatten sie so manchen Patrioten mit dem Tomahawk niedergeschlagen, nachdem er durch seinen Schuß seine Stellung verraten hatte. Jetzt waren allemal zwei Mann hinter einem Baum, und wenn einer geschossen hatte und die Wilden hinzurannten, wurden sie vom Feuer des andern empfangen!

Dies hielten sie nicht lange aus, sie flohen bald und rissen die Briten mit sich fort. Der Kampf schien beendet; an Verfolgung konnten die selbst furchtbar mitgenommenen Deutschen nicht denken. Aber sie dachten eben daran, ihre Verwundeten zu verbinden, als Traugott Kellers Donnerstimme sie noch einmal zum Kampfe rief: „Dort kommen die roten Schurken noch einmal angeschlichen; doch täusche ich mich nicht, so haben sie diesmal weiße Haut. Wahrhaftig, es sind die verkleideten „Royal Greens!"

Mehr bedurfte es nicht, um die Kampfeswut der deutschen Pioniere noch einmal zu entflammen; auch dieser letzte verzweifelte Vorstoß der Engländer prallte ab, Dutzende von ihnen mußten ins Gras beißen.

Dazu machte nun auch die Besatzung des Forts Stanwix einen Ausfall, zerstörte das britische Lager, ehe die Fliehenden es erreichen konnten, und nahm alles Gepäck nebst fünf Fahnen weg.

Unter den verzweifeltsten Verhältnissen hatte deutsche Urwäldlerkraft gesiegt. Aber beinahe ein Drittel der Braven lag tot auf dem Schlachtfelde, als die Sonne an jenem schwülen Augusttage unterging, und fast ebensoviele waren tödlich ver-

wundet oder auch in Gefangenschaft geraten. Die Verluste des Feindes sollen freilich noch bedeutend größer gewesen sein.

General Herckheimer wurde auf einer Sänfte 35 Meilen weit nach seinem Hause befördert. Seine kraftvolle Natur hätte die schwere Verwundung wohl überstanden, wenn nicht am elften Tage nach der Schlacht das Messer eines ungeschickten Wundarztes das Werk der Kugel vollendet hätte. Er war nicht umsonst gestorben, sein Vaterland war und blieb gerettet.

Kaum eine deutsche Blockhütte gab es im Mohawktal, die nicht Trauer hatte! Die wenigen noch kampffähigen Männer konnten jetzt nicht daran denken, allein dem aufs neue hart belagerten Fort Stanwix Hilfe zu bringen. Ohne ihren Heldenkampf wäre es freilich schnell gefallen; und als zwei Wochen später General Arnold mit regulären Truppen von Albany herauf kam, da rüsteten sich die „German Flats" aufs neue zur Hilfe.

Am 22. August, als die Not aufs höchste gestiegen war, bemerkten die Belagerten plötzlich zu ihrer höchsten Ueberraschung, daß der Feind in fluchtartiger Hast abzog, sogar einen Teil seiner Geschütze im Stich lassend. Was war geschehen? In das britische Lager waren durch Oneida-Indianer und einen für halb blödsinnig geltenden jungen Weißen höchst übertriebene Alarmnachrichten über das anrückende Arnoldsche Heer gebracht worden. Der amerikanische Spion hatte bei den Briten Dienste getan, war von den Amerikanern gefangen worden, und hatte Schonung seines Lebens nur unter der Bedingung erlangt, daß er den Briten gehörig bange mache. Dies besorgte er denn auch so gründlich, daß die Indianer, welche die Belagerung bereits herzlich satt hatten, nicht mehr zu halten waren. Als gar zwei ihrer Sachems schrien: „Sie kommen schon!" da gaben sie sämtlich Fersengeld und rissen abermals die Weißen mit sich fort. Alles Wettern des tapfern St. Leger war umsonst, sein ganzer Feldzug war verloren. Aus seiner Vereinigung mit General Bourgoyne wurde nichts; acht Wochen nach Herckheimers Tod mußte dieser unfähige britische General mit seiner ganzen Armee von 6000 Mann bei Saratoga die Waffen strecken.

Der alte Traugott war dem Gemetzel der Schlacht im Mohawktal glücklich entronnen. Als er das blaue Auge des Indianerjünglings verschont hatte, da war auch in seiner

Seele ein Sturm ausgebrochen, ähnlich dem in der Seele des Jünglings. Wer konnte dieser Jüngling sein? Ein geraubter Weißer ohne Zweifel, aber kam er ihm nicht merkwürdig bekannt vor? Er suchte lange in seinem Gedächtnis und es war gut, daß seine Gegner ihn jetzt in Ruhe ließen, denn er vergaß fast des Kampfes. Endlich tat es auch bei ihm einen gewaltigen Ruck, denn vor seiner Seele stand das liebliche Bild seiner achtzehnjährigen Nichte. Hatte nicht ihr Willy dasselbe Haar, dieselben großen blauen Augen? Würde der, wenn er lebte, nicht heute im selben Alter stehen wie dieser Jüngling? War es denn gewiß, daß er seinerzeit ertrunken war? Hatte man je eine Spur von seinem Leichnam gefunden? Zum ersten Male drängten sich diese Gedanken ihm auf; sie kamen alle auf einmal, daß ihm fast schwindelte bei dem Gedanken. „Ja, das wäre dem Karl Schleicher zuzutrauen! Diese Art, Rache zu nehmen, wäre ihm eben recht gewesen! Das arme Kind zu ersäufen, war doch wohl auch dem Schurken zu stark! Aber waren denn damals Indianer in der Nähe gewesen? — Angestrengt dachte er nach; dicht vor ihm lag der getötete Häuptling mit verzerrtem Gesicht. Jetzt erkannte er ihn, es war der Bruder Eulenauges, seines alten Feindes. Sicher war der Alte dort hinter dem Baume, den er eben angeschossen hatte, der Feuerwasser-Indianer selbst. Und nun erinnerte er sich, daß Anna nach dem Verluste ihres Kindes von einem großen Indianer erzählt hatte, der am Tage vor dem Unglück den kleinen Willy gegen Frau Schleicher beschützt habe. Nun war ihm alles klar: Karl Schleicher hatte Willy auf das Wasser gelockt und in den Strom geworfen, und Eulenauge hatte ihn aufgefischt und entführt. Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß des letzteren einziger Sohn im französisch-englischen Kriege umgekommen sei. Er erbebte jetzt bei dem Gedanken, daß er selbst seinen Liebling vor dem Rohre gehabt, tröstete sich aber bald darüber, indem er sich selber sagte: „Das ist Gottes Hand, die hat die meine gelenkt. Hat er den armen Knaben aber bisher so glücklich bewahrt und nun so wunderbar in meine Nähe gebracht, dann wird er ihn auch weiter beschützen und endlich uns wieder zuführen."

Am liebsten hätte er gleich dem Jüngling zugerufen: „Komm hierher, Willy, ich bin dein alter Onkel Traugott!"

Aber würde der Knabe, wenn er es auch wirklich war, sich seiner noch erinnern? Konnte er überhaupt jetzt mitten im Kampf zu ihm übergehen, ohne sein Leben aufs höchste zu gefährden? Doch das furchtbare Unwetter machte jetzt so wie so jede Unterhandlung unmöglich, wie es ja schon dem mörderischen Kampfe zeitweilig ein Ende gemacht hatte.

Als der Alte dem General seinen Rat wie seine Bitte mitgeteilt hatte, eilte er zu seinem Baume zurück, in der Hoffnung, den Jüngling noch hinter dem seinigen zu treffen, ihn fernerhin zu schonen, und womöglich mit ihm zu reden. Aber der alte wie der junge Gegner waren und blieben verschwunden. Seine beiden Rohre fanden noch Arbeit genug, sie trafen noch mehrere Feindesaugen; das strahlende Blauauge sah er nicht mehr.

Nach der Schlacht erkundigte er sich auf das angelegentlichste bei den Gefangenen nach einem weißen Jüngling unter den Indianern. Endlich fand er auch einen englischen Soldaten, der den Jüngling gesehen hatte. Da aber besonders die französischen Kanadier sich oftmals mit Indianerinnen vermählten, so hatte er ihn für ein Halbblut gehalten und sich nicht weiter um ihn bekümmert. Ob er im Kampfe geblieben sei, wußte auch er nicht zu sagen.

Nun suchte der alte Traugott im sinkenden Abend das ganze Schlachtfeld ab, freilich ohne Erfolg, auf den er auch kaum gerechnet hatte; die Feinde hatten wie gewöhnlich ihre Toten und Verwundeten nach Kräften fortgetragen. Er ging dann zurück zu seinem Standort, untersuchte genau die Umgebung des Baumes, da der Jüngling gestanden, fand aber nicht die geringste Blutspur, während er beim Baum des alten Indianers eine ziemliche Blutlache bemerkte. Da atmete er auf und sagte zu sich selbst: „Getroffen habe ich den alten Räuber gehörig, aber nicht getötet, sonst wäre die Blutlache größer. Er wird sich mit Hilfe des Knaben fortgeschleppt haben. Da ist auch der Knabe schwerlich in den zweiten Kampf gekommen und noch am Leben. O, mein Gott und Heiland, wenn dem so ist, so laß mich alten Mann leben, bis ich ihn wieder mit seinen Eltern vereinigt habe!“

Trotz seines Alters übernahm er nun freiwillig Späherdienste beim amerikanischen Heer, suchte er doch etwas viel Höheres als Kriegsgeheimnisse, — seinen kleinen Willy! Er

umschlich das englische Lager bei Tag und bei Nacht, trotz der großen Lebensgefahr. Wurde er gefangen, so hatte er sich schon vorgenommen, dem General offen sein Anliegen zu erklären, und ihn zu bitten, den Knaben heimzuschicken zu den Eltern. Mußte er selbst dann als Spion enden, wohlan, er kannte seinen Heiland und hatte dem Tode schon oft ins Auge geschaut. Doch bei seiner großen Erfahrung und Vorsicht wurde er nicht gesehen. Freilich sah auch er nichts Bemerkenswertes, bis zu der Stunde, da das englische Heer plötzlich den fluchtartigen Rückzug antrat. Die Indianer rannten fast über ihn weg; nur mit äußerster Mühe konnte er sich eben noch in ein dichtes Gebüsch retten, und nur die wilde Erregung der Wilden bewahrte ihn vor Entdeckung. Doch er erkannte bald auch diese plötzliche Gefahr als eine gnädige Fügung Gottes; konnte er doch nun die zurückziehenden Indianer aus nächster Nähe betrachten.

Sein altes Herz hämmerte gegen die Rippen, als er so einen Stamm nach dem andern vorüberstürmen sah. Er kannte sie alle an der Bemalung und den anderen Stammeszeichen, obwohl ein ungeübtes Auge da kaum einen Unterschied bemerkt hätte. Sein Herz klopfte aber nicht vor Angst und Todesfurcht, sondern vor Erregung über die bange Frage: „Werde ich den Kleinen sehen? Wird es wirklich unser Willy sein?“

Da endlich hob er den Kopf trotz der offenbaren Lebensgefahr, denn dort hinten im Walde vermeinte er das blonde Haar seines Lieblings schimmern zu sehen. Und er hatte sich nicht getäuscht: neben einem großen Indianer gehend, der sich schwer auf ihn lehnte, kam derselbe blonde Jüngling daher, den er vor zwei Wochen im heißen Kampfe verschont hatte.

„O Gott, er lebt, und er ist's, er ist's gewiß! Das sind ganz die Züge meiner Nichte, das ist die Gestalt Heinrichs! Da kann kein Irrtum möglich sein. Der, den ich elf Jahre lang als tot betrauert, dessen vermeintliches Ertrinken seine arme Mutter an den Rand des Grabes brachte, — hier kommt er auf mich zu, ein schöner, stattlicher Jüngling, — aber ein Wilder! O, mein Gott, wie sind deine Wege so wunderbar! Ach, könnte ich ihm doch nur ein einziges Wort zurufen, ihn nur einmal bei Namen nennen, er würde mich

doch vielleicht erkennen! Aber dann läge ich im nächsten Augenblick skalpiert im Grase. Sei stille, altes Herz, und verrate mich nicht, Gottes Stunde ist noch nicht gekommen!"

Und das alte Herz ward stille; ja es ward wieder jung und lebendig bei dem Gedanken an die große, herrliche Aufgabe, die ihm nun gestellt war. Sobald die Indianer vorüber waren, entfernte der Alte sich etwas vom Wege, um nicht etwa den bald folgenden Engländern in die Hände zu fallen. Als diese auch vorübergezogen waren, ging er zurück zum Fort und brachte dem tapferen Kommandanten Ganseboort die erste sichere Kunde über den völligen Abzug der Belagerungsarmee.

Da kannte der Jubel keine Grenzen. Nun hatte alle Not ein Ende! Im englischen Lager fand man neben den zurückgelassenen Kanonen noch so manches, was man brauchen konnte. Bald kam auch General Arnold mit seinem Heer herbei. Wie freuten sich da besonders die deutschen Milizen, die das Schwerste und Beste für die Befreiung des Mohawktals getan! Ruhig konnten sie nun zur Heimat zurückkehren. Traugott Keller aber suchte seine ihm doch so traute Blockhütte gar nicht erst auf. Nachdem er sich genügend mit Munition versehen, zog er dem englischen Heere nach, selbst nach Kanada hinein. Unter tausend Gefahren folgte er unentwegt der Spur des kleinen Stammes, bei dem sich sein Willy befand. Er vertraute fest auf die Hilfe des Allmächtigen. Im Spätherbst kam der Stamm wieder nach Newyork herüber und schlug seine Winterquartiere nahe der Grenze auf. Da erst gönnte sich auch der Alte Ruhe und kehrte zu seiner Hütte am Mohawk zurück.

Mit Anbruch des Frühlings war er aber schon wieder auf den Beinen. War es ihm im Vorjahr, als noch alles in wilder Kriegsstimmung war, nicht geglückt, sich mit Willy in Verbindung zu setzen, so hoffte er solches doch diesen Sommer sicher tun zu können. Hätten Eulenauge und manche andere alte Krieger des Stammes ihn nicht so gut gekannt, jetzt wahrscheinlich gar als den Mörder ihres Häuptlings, so hätte er es längst gewagt, als Händler ins Dorf zu gehen. Das ging nun nicht an. Ein nächtliches Anschleichen der Hütte Eulenauges war auch aussichtslos, selbst wenn er den wachsamen Hunden entgangen wäre. Der Jüngling schlief sicher viel

fester, als der alte Krieger, er würde auch beim Anblick eines wildfremden Mannes wohl sofort Lärm gemacht haben, und dann war es sehr wahrscheinlich um den alten Traugott Keller geschehen.

„Ich muß warten, bis einmal wieder ein weißer Händler mit seinem Feuerwasser ins Dorf kommt. Dann gelingt es mir vielleicht, den Kleinen allein zu sprechen. Vielleicht kommt auch bald wieder eine königliche Gesandtschaft zu den „roten Brüdern". Gerade wie einst die Franzosen, verlassen sich nun ja auch die Engländer immer mehr auf die Wilden. Es ist eine brennende Schmach, daß eine christliche Nation hierdurch Brand und Mord in die Hütten der armen, unschuldigen Ansiedler trägt, noch viel schmachvoller als das Kaufen der armen Hessen. Die kämpfen doch wie zivilisierte Menschen, und werden als solche behandelt; aber diese Wilden!

Der kluge Alte, der wohl selten eine Zeitung in die Hände bekam, den Gang der Ereignisse aber doch aufmerksam verfolgte, hatte mit diesen Gedanken nur zu sehr die Wahrheit getroffen. In Zeiten der Not hat das christliche England sich niemals gescheut, die mehr denn tierische Wut der Wilden zu entfesseln. Hat es doch noch im letzten Burenkriege die Basutos und andere schwarze Stämme Afrikas gegen die weißen Feinde bewaffnet.

Der Alte war denn auch gar nicht so sehr erstaunt, als er eines Tages einen langen Zug durch den Wald auf das Indianerdorf zukommen sah. Aufs höchste erstaunt war er jedoch, als er die beiden Führer des Zuges erkannte. Den größeren und jüngeren Mann mit dem grauen Kopfe hätte er kaum wieder erkannt, so hatte der Branntwein den Menschen verändert. Aber der Alte, der da hohlwangig und gebückt auf seinem Gaul hing, das war niemand anders als der alte Michael Schleicher. Seit ihrer nächtlichen Flucht aus der deutschen Ansiedelung hatte er nichts mehr von Vater und Sohn gehört und gesehen.

„Läßt die Geldgier dem Alten noch immer keine Ruhe!" sprach er zu sich selbst. „Nach seinem Aussehen sollte er sich daheim pflegen, anstatt die Beschwerden des Waldes auf sich zu nehmen. Leisten könnte er sich's gewiß. Aber er dient seinem Gott, dem Geldteufel, eifriger, als die meisten Christen dem wahren, lebendigen Gott! Doch um so besser für mich

und meine saure Trapperarbeit. Meinen lieben kleinen Willy wieder einzufangen, das wird mir fürwahr schwerer, als die Jagd auf Ottern und Marder! Am Ende fügt es der liebe Gott noch so, daß die, welche den Kleinen raubten, selbst dazu dienen müssen, ihn zurück zu bringen."

Hinter dichtem Gestrüpp verborgen, horchte er aufs schärfste, ob er nicht irgend etwas Wichtiges von den beiden, oder den drei englischen Soldaten, die den Zug schlossen, erfahren könne. Und das Glück war ihm hold. Eben wandte sich Karl Schleicher an seinen Vater. Er sprach deutsch, und da die Engländer das nicht verstanden, auch so laut, daß der alte Traugott jedes Wort verstand.

„So ganz glatt mag die Verhandlung diesmal nicht ablaufen, wegen meines vorjährigen Streichs, den ich auf deinen Rat den roten Dummköpfen spielte. Jedenfalls werden wir diesmal die vollen zwei Gallonen, die die Regierung jedem Krieger verspricht, auch abliefern müssen. Ob sie gerne mit nach Pennsylvanien ziehen, ist auch eine Frage. Am meisten wird wohl ziehen, daß sie dort den gefürchteten Deutschen des Mohawktales nicht mehr zu begegnen brauchen. Unsere alten Nachbarn haben ihnen doch einen zu derben Denkzettel mit auf den Weg gegeben. Doch der junge Häuptling wird wohl tatenlustig sein, und den alten Eulenauge ködere ich doch wieder mit einem Extrafäßlein."

Was der alte Schleicher erwiderte, konnte der Lauscher nicht mehr verstehen, denn der immer vorsichtige Michel redete leise; der Zug war auch bald im Walde verschwunden.

Aber der alte Traugott hatte eine wichtige Entdeckung gemacht. Auch nach Pennsylvanien, das seit dem ersten Vertrag Wilhelm Penns mit den Rothäuten vor den Greueln der Indianerkriege verschont geblieben war, sollte nun Tomahawk und Skalpiermesser getragen werden. Von Seiten der Engländer geschah dies wahrscheinlich zum größten Teil aus reiner Rachsucht und Zerstörungswut, denn auf den Gang der Ereignisse, auf Washingtons Armee, konnte dieses ja doch wenig Eindruck machen.

„In Pennsylvanien aber wohnen meine Lieben," dachte der alte Traugott, indem er sich erhob und vorsichtig dem Reiterzuge von ferne folgte. „Wyoming ist auch eine ziemlich weit in den Wald vorgeschobene Ansiedelung. Da wird's

Zeit, zu den Meinen zu gehen und sie zu warnen und zu beschützen. Hier oben herum werden die Engländer nach den schweren Niederlagen des vorigen Sommers doch wohl wenig mehr unternehmen. Heute aber, wenn je, muß ich meinen Willy treffen."

Die Ueberzeugung, daß sein Onkel Traugott noch lebe und drüben bei den Amerikanern kämpfe, hatte Sternenauge seine Kampfeslust völlig genommen. Sollte er vielleicht seine nächsten Verwandten umbringen? Und für wen? Für den englischen König, der ihm ebenso gleichgültig war, wie der amerikanische General Washington, von dem man im englischen Heer so viel erzählte? — Der Krieg, für den er sonst immer so geschwärmt, erschien ihm zum erstenmal doch recht unnatürlich und schrecklich. Da war es ihm denn ganz lieb, daß Eulenauge zu ihm sagte: „Du gehst nicht in den Kampf zurück, du mußt mich verbinden und pflegen."

Als er dann die schwere Wunde ausgewaschen und notdürftig verbunden hatte, wagte er endlich die Frage, die ihm auf der Seele brannte: Woher weißt du, daß meine Eltern und mein Onkel Traugott tot sind?"

Eulenauge erschrak, denn er hatte nicht nur die Donnerstimme, sondern auch die Donnerbüchse seines alten Feindes Donnermund beim ersten Schuß wiedererkannt, und gehofft, seinen Bruder, den Häuptling, an dem Alten durch dessen eigenen Großneffen rächen zu können. Nun war wirklich eingetreten, was er so sehr gefürchtet hatte. Auch Sternenauge hatte Donnermund wiedererkannt. Er hätte es nicht für möglich gehalten, da er doch den Händler nicht wiedererkannt hatte, obwohl er ihn lange Zeit aus nächster Nähe betrachtet hatte. Nun galt's, den Knaben irre zu führen, damit er nicht jetzt noch davonlaufe.

„Rote Krieger weiß es, Dorf verbrannt; rote Krieger lassen keine Feinde leben."

„Aber Sternenauge hat Donnermund gehört und gesehen."

„Sternenauge noch junger Krieger; hat den Donnerschlag für Donnermunds Wort gehalten."

„Aber Sternenauge hat das Wort verstanden, und Donnermund, dessen Büchse nie fehlt, hat nur Tomahawk getroffen."

Der alte Lügner hatte sich festgelogen; darum sagte er nur mit matter Stimme: „Eulenauge sehr schwach, gib Wasser."

Eiligst tat der Jüngling nach seinem Begehr, zum Reden brachte er aber den Alten an dem Tage nicht mehr. Im Lager angekommen, schlich Sternenauge tagelang bei den Gefangenen herum, um sich nach seinem Onkel zu erkundigen. Mißtrauisch wollten zuerst die englischen Wächter ihn nicht heranlassen, noch wollten die Gefangenen ihm Rede stehen; doch seine Beharrlichkeit, sein hübsches Gesicht, wie seine weiße Haut brachten ihn doch endlich zum Ziel. Er traf einige deutsche Gefangene, die der Irokesensprache mächtig waren; die fragten dann die andern und fanden auch glücklich mehrere Männer, die den alten Traugott noch zu Anfang des Kampfes gesehen und gehört hatten. Ob er lebendig davon gekommen, konnten sie natürlich nicht wissen. Von seinen Eltern wußte keiner etwas zu sagen. Da hatte also am Ende Eulenauge doch recht, denn ihr Haus war verbrannt, während des Onkels Hütte unversehrt stand. Der Gedanke schmerzte ihn, doch nicht mehr wie vor elf Jahren; zu lange hatte er sie als tot beweint. Er dachte bei sich selbst: „Wenn nur der Onkel noch lebt, dann komme ich auch schon wieder mit ihm zusammen. Ist erst wieder Friede, dann suche ich seine Hütte auf. Eulenauge wird immer älter und soll mich dann nicht mehr daran hindern. Sind die lieben Eltern wirklich tot, dann kommt am Ende der gute Onkel zu uns, und erzählt mir und Suwami alles vom lieben Heiland." Damit gab er sich einstweilen zufrieden. Hatte der Onkel ihn auch wiedererkannt, dann würde er ja auch nicht ruhen, bis er seinen Willy fände.

An jedem Abend fügte er nun seinem gewohnten Abendgebet eine Bitte um das Wohlergehen des Onkels und baldiger Wiedervereinigung mit ihm hinzu.

Als er den großen Händler mit den bösen Augen zum zweiten Male ins Dorf reiten sah, diesmal neben einem alten schwachen Manne, der offenbar sein Vater war, erkannte er ihn, als er abermals den falschen, unruhigen Blick desselben bemerkte. Der Alte hatte sich weniger verändert als der Junge.

„Das ist niemand anders, als Nachbar Schleicher, mit

dem ich zuletzt gefischt hatte, als Eulenauge mich raubte. Nun verstehe ich seinen scheuen, bösen Blick! Er hat mich erkannt, und fürchtet, daß auch ich ihn erkennen möchte. Sein Vater hat sich viel weniger verändert als er. Dann hat er mich aber auch nicht für tot gehalten, er hat um meine Entführung gewußt! Am Ende hat er gar das Boot selbst umgeworfen, damit Eulenauge mich dann aus dem Wasser fischen könne!"

Er zitterte förmlich bei diesen Gedanken, die da auf ihn einstürmten, und starrte den großen Händler so grimmig an, als wolle er ihm an den Kopf fliegen. Schon öffnete er die Lippen, um dem Manne zuzuschreien: „Du hast mich von den Eltern fortgelockt, du Schurke! Wo sind sie geblieben?"

Doch er besann sich schnell, daß er hier mit Gewalt doch nichts ausrichten könne. Der Händler würde einfach lügen, auch wenn er wußte, ob die Eltern noch lebten, und wo sie waren. Aber ein grimmiger Haß gegen den Urheber seines Elends stieg in ihm auf, wie er ihn gegen Eulenauge nie gespürt. Finster blickte er ihm nach und ging dann zur Hütte, um nachzudenken, was er tun sollte.

„Warum mag er es nun getan haben?" fragte er sich. „Doch kaum, weil ich seinen Georg niederschlug, der so grob gegen die kleine Marie war? Die gute Mutter muß wohl gewußt haben, warum sie mich nicht gerne dort spielen lassen wollte. Jetzt frage ich aber Suwami. Als ich ihr von Onkel Traugott erzählte, tat sie zwar sehr erschrocken und wollte nichts dazu sagen; jetzt muß sie aber bekennen."

Die alte Squaw hatte längst bemerkt, welch einen tiefen Eindruck das Kommen des Händlers auf Sternenauge gemacht hatte. Als er nun den Menschenknäuel, der sich um die Ankömmlinge gesammelt hatte, verließ und still zur Hütte kam, ahnte ihr nichts Gutes. Sie fürchtete, wieder in Gewissensnot zu kommen, denn sie empfand, daß auch eine Notlüge Sünde sei.

Sternenauge aber erinnerte sich, wie schlau sie ihm im Vorjahr ausgewichen sei, und sagte daher gerade heraus: „Jetzt brauchst du mir nicht mehr zu sagen, wer der Händler ist; zusammen mit seinem Vater habe ich ihn wieder erkannt. Doch, nun sage mir, warum hat Schleicher mich ins Wasser geworfen und euch übergeben?"

Da dachte die arme Squaw, daß die reine Wahrheit wohl die weiseste Antwort sei, da Sternenauge die Hauptsache doch nun wußte und sagte: „Eulenauge hat alle seine Pelze für dich gegeben."

„Also um ein paar Tierfelle hat der Schurke mich verhandelt, der ich ihm gar nicht gehörte!" rief nun der Jüngling im höchsten Zorn. Mit dem Tomahawk sollte ich ihm seinen Handel bezahlen!"

Dabei hatte er wirklich das Mordbeil ergriffen, denn heißes Blut rollte in seinen Adern, und er war als Wilder erzogen.

Doch aufs höchste erschreckt faßte die Alte seinen Arm und flehte: „Du sollst nicht töten, sagt der große Geist; was würde auch sein Sohn von dir denken, der für die Menschen starb?"

Es war das erstemal, daß die alte Schülerin es wagte, ihrem jungen Lehrer Vorhalt zu tun aus Gottes Wort. Desto größer war denn auch die Wirkung. Sternenauge erbleichte, stieß seinen Tomahawk in den Gürtel zurück und sprach: „Nein, ich will ihm nicht nachjagen mit dem Mord im Herzen, denn ich bin ein Christenkind. Meine Mutter hätte mich gerade so gewarnt wie du. Aber das eine möchte ich doch zu gerne von ihm erfahren, ob meine lieben Eltern noch leben. Ich fürchte nur, er sagt's nicht, selbst wenn er es weiß."

„Frage den alten Händler; der weiß wahrscheinlich gar nichts von deinem Verkauf."

Das war ein neuer Gedanke! Als dann Suwami wieder zu klagen anhob über das viele Feuerwasser, das die Händler gebracht, kam sein alter Streich mit dem kleinen Bohrer ihm wieder in den Sinn. Da konnte er am Ende doch dem verhaßten Händler einen Streich spielen, und nebenbei dem Stamm etwas vom Trinkerelend ersparen. Daß dabei etwas Unrechtes sei, kam ihm wirklich nicht in den Sinn.

Sowie es Abend geworden, schlängelte er sich denn auch richtig wieder an das Zelt der Weißen heran. Die Soldaten saßen mit dem jungen Händler um das Lagerfeuer. Der alte Händler aber saß an der Tür seines Zeltes und bewachte mit Luchsaugen seine Waren. Alle paar Augenblicke stand er sogar auf und ging rund um das Zelt her, so daß niemand sich demselben ungesehen nahen konnte; aber immer setzte er

sich dann wieder auf das eine Fäßlein, das ihm überhaupt sehr am Herzen zu liegen schien, denn er blickte oft auf dasselbe herab, streichelte es auch hier und da, wenn er sich unbeachtet glaubte, und schmunzelte dabei, wie Sternenauge, der ihn lange und scharf hinter einem Baume hervor beobachtet hatte, ganz deutlich wahrnahm.

„Der alte Luchs paßt schärfer auf, als der junge Wolf," dachte Sternenauge. „Meinen Bohrer kann ich da schwerlich anbringen. Aber in dem einen Fäßlein muß er einen besonders guten Tropfen haben, daß er es so sorgsam bewacht und so liebevoll streichelt. Und doch sieht er gar nicht danach aus, als ob er gerne Feuerwasser trinkt; wenigstens hat er noch nichts getrunken, solange ich ihn beobachte, während sein Sohn noch gieriger trinkt als selbst Eulenauge. Am Ende hat er einen ganz andern Schatz in seinem Fäßchen! Muß es mir mal genau ansehen, wenn ich mit ihm rede."

Damit erhob er sich und ging geraden Wegs auf den alten Schleicher los. Der schaute ihn erst mißtrauisch an und griff nach dem Revolver im Gürtel. Bald aber paarte sich sein Mißtrauen mit hellem Erstaunen, als er das schöne weiße Antlitz des Jünglings erblickte, den er vorhin gar nicht bemerkt hatte. Sein Erstaunen aber wuchs zum Schrecken, als der Jüngling mit ernster Stimme zu ihm sprach:

„Kennst du mich noch, den kleinen Willy Diehl, den dein Sohn an die Indianer verkauft hat?"

Schreckensbleich starrte der Alte ihn an, lange keines Wortes mächtig. Endlich sprach er mit zitternder Stimme: „So bist du nicht im Fluß ertrunken?"

„Dein Sohn hat mich hineingeworfen, aber Eulenauge nahm mich ins Boot. Um elende Tierfelle hat man mich verkauft. Leben meine Eltern noch?"

Der Alte saß ganz zusammengesunken auf seinem Faß. Diese Greueltat seines Sohnes ging selbst durch sein in Geiz und Unglauben verhärtetes Herz. Er rang nach Fassung. „Gut, daß seine Mutter das nicht mehr erlebte," murmelte er für sich; ihr Tod war so schon schwer genug, denn sie hatte den Christenglauben verloren und konnte doch nicht loskommen von der Höllenfurcht. Karls schreckliches Trinken und seine Trennung von Frau und Kind drückte sie auch schwer. Ihre letzten Worte: „Meik, du hast mir mit deinem Spott den

Glauben und den Frieden geraubt!" tun mir heute noch weh, denn sie war mir eine gute Frau. Aber es gibt doch nun einmal keinen Gott; es ist alles Aberglauben, was die Pfaffen lehren! Wie kann denn ein aufgeklärter Mann anders als über Hölle und Himmel, über Auferstehung und Gericht spotten! Es gibt keinen Gott, außer dem einen, den der alte Traugott den Mammon nennt, und das ist meiner, dem vertraue ich, ja, dem diene ich mit Leib und Seele! Darin hat mein alter einfältiger Teilhaber ganz recht. Warum sollte ich mich sonst hier im Walde abrackern, wenn nicht um Geld? Die Christen mögen an ihren Gott glauben, ich kann den meinen fühlen" — dabei strich er unwillkürlich wieder mit der Rechten über sein Faß, — „und wenn ich ganz allein bin in meinem Hause und die Fenster und Türen verschlossen, dann kann ich meinen Gott auch sehen und mich an seinem schönen Glanze und seinem Klange weiden!"

„Leben meine Eltern noch, oder sind sie von den Indianern ermordet worden, als ihre Hütten verbrannten?" Diese in angstvollem Tone gesprochenen Worte des Jünglings rissen den alten Mammonsdiener aus seinen Träumen. Erschreckt fuhr er in die Höhe, denn er hatte wirklich den weißen Indianerjüngling vergessen. Als er dann in dies schöne Antlitz blickte, das so flehend auf ihn gerichtet war, da empfand er wirklich etwas wie Mitleid in seinem Herzen und sprach:

„Wir sind gleich nach deinem Verschwinden fortgezogen. Ich habe jedoch erfahren, daß alle deutschen Ansiedler der Gegend noch denselben Herbst nach Virginien ausgewandert sind. Ein Indianerüberfall ist da nie gewesen."

O, welch ein Trost lag doch in dieser Nachricht! Nachdem er zehn Jahre lang die lieben Eltern ermordet geglaubt, vernahm er nun, daß sie freiwillig fortgezogen seien und wahrscheinlich noch lebten. Doch da kam wieder der Zweifel: „Warum sind denn außer Onkel Traugotts Hütte alle Häuser verbrannt, wie ich selbst gesehen habe?"

Niemand wußte die Ursache besser, als der Alte; aber er mochte sich nicht selbst beschuldigen und log deswegen: „Ich weiß es nicht."

Mehr konnte Sternenauge überhaupt nicht aus ihm herauskriegen. So sehr er seines Sohnes Tat verdammte, so überlegte er doch, daß er ihn durch weiteres Reden in Verlegen-

heit bringen könne. Er fürchtete so schon die Rache des Jünglings, der wie ein mutiger Krieger aussah. Darum schwieg er beharrlich, bis Sternenauge endlich fortging. Dann erhob er sich, um Karl zu warnen. Mißtrauisch umging er noch einmal sein Zelt. Da vernahm er klar und deutlich aus dem nahen Gebüsch den leisen Ruf: „Willy Diehl!" Er wurde totenbleich und zitterte am ganzen Körper. Hatte er keinen Glauben mehr, so war er doch voller Aberglauben, wie die meisten Ungläubigen. Diese tiefe, leise Stimme aber, die hier mitten unter den Indianern den deutschen Namen des Knaben rief, mit dem er soeben geredet, erklang ihm geisterhaft. Besonders merkwürdig kam es ihm vor, daß der Knabe, der doch jüngere und schärfere Ohren hatte, den Ruf gar nicht zu bemerken schien. Wer kannte hier den deutschen Namen des Knaben, der selbst wahrscheinlich kein deutsches Wort mehr verstand? Voll Angst eilte er zum Lagerfeuer, winkte Karl herbei, und flüsterte ihm auf deutsch ins Ohr: „Willy Diehl, den du Bösewicht verkauft hast, hat dich erkannt, und drüben im Gebüsch habe ich eben ganz klar und deutlich seinen Namen rufen hören! Was kann das nur sein?"

Karl erbleichte gleichfalls, soweit sein Trinkergesicht das zuließ, doch nicht aus Gespensterfurcht; die hatten nur die alten Deutschen, wie er gerne prahlte, aber kein junger Amerikaner wie er. Er erkannte die Gefahr, in der er schwebte, wenn Willy Diehl ein echter Sohn der Wildnis geworden war, wie es den Anschein hatte. Beim Erwähnen der Stimme aber dachte er sofort an den alten Traugott, von dem Eulenauge ihm nach der Schlacht am Mohawk erzählt hatte. Er dachte mit Schrecken an die einstige Drohung des alten Trappers; jetzt würde er dieselbe wohl ausführen, wenn er den jungen Diehl fände und hörte, wie er entführt sei. Da murmelte er zwischen den Zähnen: „Auge um Auge!" Dann rief er mit dröhnender Stimme: „Dort schleicht ein amerikanischer Verräter! Auf, ihr tapferen Krieger, und holt seinen Skalp!"

Ein entsetzliches Geheul folgte diesen Worten. Wie der Funke eine Pulvertonne auffliegen läßt, so riß dies eine Wort die ganze Bande der Wilden in die Höhe! Ihr Geheul vermischte sich mit dem Geheul der Dorfmeute und dem Geschrei der Frauen und Kinder, die an nichts weniger dachten als

an einen feindlichen Ueberfall. Die jungen Krieger stürmten schon wie ein Wirbelwind auf die von dem Händler angedeutete Stelle los. Doch des alten erfahrenen Eulenauges Stimme rief sie zurück.

„Seid ihr denn alle Pappusen im Kampf! Jagt in den Wald hinein und überlaßt das Dorf dem Feinde! Drei oder vier der jungen Krieger mögen suchen gehen, die andern springen hinter ihre Bäume!"

Der junge Häuptling, der einer der vordersten gewesen war, ärgerte und schämte sich, befolgte aber den guten Rat des Alten, schickte vier seiner jungen Krieger hinter dem Manne her, den man jetzt im schnellsten Lauf durch den Wald davonspringen sah, und übernahm selbst die Leitung der Verteidigung des Dorfes. Doch sei es, daß die schnelle Verteidigung den Feind abgeschreckt, oder daß überhaupt nur ein Späher herangeschlichen war, kein Ueberfall erfolgte. Außer dem immer schwächer werdenden Gebell der verfolgenden Hunde vernahm man keinen Laut. Endlich hörte man einen Schuß, gleich darauf einen zweiten. Bei diesem zweiten zuckte der alte Eulenauge zusammen hinter seinem Baum und sprach zu sich selbst: „Gerade, was ich erwartete seit dem Tage der großen Schlacht; Donnermunds Büchse! Er hat meine Fährte gefunden, und wird sie nicht mehr verlieren."

Sein scharfes Ohr hatte den Wilden nicht getäuscht. Seit dem sinkenden Abend hatte der alte Traugott das Indianerdorf umkreist. Es dauerte lange, bis er den erblickte, den seine alten Augen mit heißer Sehnsucht suchten. Manches heiße Gebet um den Kleinen, wie er seinen Willy immer noch nannte, stieg zum Himmel empor, und fand gewißlich auch wie jedes gläubige Gebet den Weg zum Vaterherzen, wenn auch die Erhörung nicht in gewünschter Weise und zur erhofften Stunde erfolgte. Am Feuer bei den Kameraden vermochte er den Kleinen nicht zu erspähen. Sollte ihm etwas zugestoßen sein? Doch endlich, — da kam er aus einem Zelt hervor! Scharf merkte sich der Alte dieses Zelt, dem er vielleicht heute nacht noch einen Besuch abzustatten hatte.

„Aber was treibt denn der Kleine? Hat er keine Freude am Gelage, wie alle seine Kameraden? Jetzt steht er und blickt starr auf Karl Schleicher; sollte er den verräterischen

Schurken erkannt haben? Und jetzt geht er quer durchs Lager zum alten Michel. Na, da muß ich auch dabei sein!"

Eiligst, wenngleich mit aller Vorsicht, umkreiste er mehrmals das Lager, und näherte sich dem Zelte des Händlers. Er sah, wie betroffen Schleicher war, wenn er leider das Zwiegespräch auch nicht verstehen konnte. Jetzt verließ der Kleine den Alten, jetzt, wenn je, war die Zeit gekommen, ihn anzurufen, da er ganz nahe vorüber ging. Mit bebender Stimme rief daher der alte Traugott ihn bei Namen: „Willy Diehl! Willy Diehl!"

Doch der Junge war so in Gedanken verloren, daß er die lockende Stimme des Onkels nicht hörte. Nochmals rief der Alte fein: „Willy Diehl!" diesmal so laut, daß er vor seiner eigenen Stimme erschrak, aber der Kleine ging gesenkten Hauptes zurück zu seiner Hütte.

Aufs äußerste erschrak nun aber der alte Traugott, als er beim Umschauen seinen alten Teilhaber dicht vor sich stehen sah. Nur das hohe Gras verbarg ihn ein wenig. Zum Glück spähte der alte Michel nicht lange umher, obwohl er den Ruf sicher gehört hatte, sondern lief schnell hinüber zum Lagerfeuer. Da wußte der alte Traugott, was die Uhr geschlagen hatte. Ein kurzer Stoßseufzer, dann sprang er auf und eilte davon, so schnell er konnte.

„So, da heulen sie schon, die roten Wölfe! Nun wird der alte Schleicher am Ende auch noch mein Leben aufs Gewissen kriegen, wie er mein und der Meinen Eigentum längst darauf hat. Hätte ich nur den Kleinen mit seinen Eltern erst vereint, dann würde ich gern sterben. O, hilf mir doch noch diesmal, mein treuer Gott! Laß mich nicht sterben, bis ich den Kleinen von den blinden Heiden zu seinen christlichen Eltern zurückgebracht!"

Eine Zeitlang lief er davon so schnell wie ein Jüngling; aber bald zeigten sich die siebenzig Jahre doch in den alten Beinen und der alten Brust.

„Wagen sie sich weit genug fort von ihrem Dorf, dann muß ich bald kämpfen um mein Leben," dachte er. „Die Hunde sind gleich da, und die jungen Krieger werden bald folgen. Vor zwanzig Jahren hätte mich noch keiner eingeholt, heute geht's doch nicht mehr ganz so schnell. Doch viele werden es schwerlich sein, denn sie können ja nicht wissen,

daß ich allein hier bin. Im stehenden Kampf aber nimmt's der alte Traugott immer noch mit drei, vier Wilden auf."

Da war auch schon der erste Hund ihm dicht auf den Fersen, aber ein plötzlicher Hieb mit dem Tomahawk streckte ihn heulend zu Boden. Einem zweiten erging es ebenso; da begnügten sich die übrigen Tiere damit, auf seiner Spur zu bleiben, bis die Krieger nahten. Immer noch hoffte der Alte, die Feinde möchten von ihm ablassen, denn trotz seines rauhen Trapper- und Kriegerlebens war ihm das Blutvergießen immer noch verhaßt. Aber da schwirrte schon ein Pfeil an seinem Kopfe vorbei, und eine Kugel durchlöcherte seinen Aermel.

„Na, dann muß es wieder mal sein!" sagte er, hinter eine dicke Eiche springend. Im nächsten Augenblick sprach seine alte Büchse ihr ernstes Wort, und trotz der Dunkelheit sank der nächste Verfolger, durch den Kopf geschossen, tot zu Boden. Zwei Sekunden später krachte seine Pistole, und auch der zweite Verfolger biß ins Gras. Da sprang der dritte hinter einen Baum und rief seinem Kameraden zu: „Das ist kein anderer als Donnermund, von dem unsere Alten so viel erzählen. Seine Büchse traf den alten Häuptling letztes Jahr; ich kenne ihren Knall. Sein Tomahawk trifft so gut wie seine Büchse und Pistole, und auch das Messer kann er werfen!" Der vierte Verfolger warf sich neben dem dritten ins Gras, sie wagten sich nicht weiter vor.

„Sie haben schon genug!" murmelte der alte Traugott mit grimmigem Lächeln, dann schlich er leise davon.

Als die beiden Verfolger allein ins Lager zurückkehrten, wurden sie besonders von dem jungen Häuptling mit bitterem Hohn empfangen.

Aber sie antworteten: „Habt ihr Donnermunds Büchse nicht erkannt? Vor ihr sank selbst unser großer Häuptling ins Gras!"

Da schwiegen die Spötter bestürzt. Sternenauge jedoch, der auch das Wort vernommen, jubelte auf in seinem Herzen, weil er es mit der Zunge nicht zu tun wagte:

„Onkel Traugott hat den kleinen Willy gefunden, er wird ihn nicht wieder verlieren!"

III.

In kirchlicher Beziehung war die Revolutionszeit die traurigste der ganzen amerikanischen Geschichte. Schon in den Franzosenkriegen hatten vielfach englische Offiziere den damals in England herrschenden Deismus, den Gottglauben, der keinen Gottessohn, keinen Heiland und Erlöser kennt, also den Unglauben, unter den Amerikanern verbreitet. Als dann im Revolutionskriege selbst die Franzosen die politisch und militärisch heiß ersehnte Hilfe brachten, brachten sie doch auch den greulichen französischen Atheismus, den Ohne-Gott-Glauben, die völlige Gottlosigkeit mit herüber. Daß bei den Kriegs- und den Unglaubensgreueln dann auch die christlichen Gemeinden zerrüttet und die Sittlichkeit aufs tiefste erschüttert wurde, kann nicht weiter Wunder nehmen. Wo der Glaube aufhört, wird das Volk wüste.

Doch auch da, wo nicht gerade der Unglaube einriß, brachte die Kriegszeit unsagbaren Schaden. Die deutschen Gemeinden standen ja fast ausnahmslos auf seiten der Patrioten. Sie sagten, wie Dr. Hagelius von der Gemeinde in Ebenezer, Georgia, schreibt: „Um der Freiheit willen haben wir unsere Heimat, Häuser und Güter verlassen und haben uns in die Wildnis in Georgia geflüchtet; sollen wir uns nun wiederum die Knechtschaft aufhalsen lassen? Nein, das wollen wir nicht. So dachten und so handelten selbst die stillen, frommen Salzburger, wenn auch die politische englische Bedrückung gar nicht zu vergleichen war mit ihrer einstigen Vertreibung aus den heimatlichen Bergen durch den Bischof Firmian um ihres lutherischen Glaubens willen."

Sogar manche der Prediger wurden vom Kriegsfieber ergriffen, verließen ihre bedrängten und wehrlosen Herden und eilten zu den Waffen. Das tat vor andern der älteste Sohn Melchior Mühlenbergs, des Patriarchen der lutherischen Kirche in Amerika, Johann Peter Gabriel, welcher in Virginien lutherische und bischöfliche Gemeinden bediente! Er teilte seinen Gemeinden in und um Woodstock mit, daß er seine Abschiedspredigt halten würde. Eine Menge Leute war zusammengeströmt. Am Schlusse des Gottesdienstes rief er aus: „Es gibt eine Zeit für Krieg und eine Zeit für Frieden, und jetzt ist die Zeit, zu kämpfen."

Damit legte er seinen Chorrock ab und stand in der Uniform eines Milizobersten vor seiner Gemeinde. Seine flammenden Worte waren auf empfänglichen Boden gefallen: fast die ganze junge Mannschaft seiner Gemeinden, scharte sich um sein Banner, und es war eins der treuesten Regimenter, die Washington hatte; es hielt aus bis zum Ende des Krieges. Mühlenberg wurde schon 1777 Brigadegeneral und am Ende des Krieges Generalmajor. 1785 wurde er Vizepräsident von Pennsylvanien. Als solcher gab er die denkwürdige Entscheidung gegen die deutsche Sprache, obwohl er selbst ein Deutschamerikaner war. Genau die Hälfte der Staats-Gesetzgebung hatte für Einführung der deutschen neben der englischen Sprache gestimmt. Mühlenberg als Vorsitzender entschied für ein einsprachiges Land.

Fritz Öhringer war einer der ersten Farmerjungen bei Woodstock, der sich anwerben ließ. Seine Mutter, die Witwe Öhringer, die erst vor kurzem von Wyoming, Pa., hierhergekommen war, weinte bei der Nachricht und klagte:

„Fritz, Fritz! Was soll aus mir und all den Kleinen werden, wenn du in den Krieg gehst, aus dem du sicher nicht wieder heimkommst?"

„Ich kann nicht anders, Mutter, ich muß dem Pfarrer folgen! Wenn den seine Gemeinde nicht hält, darf mich auch die Familie nicht halten beim Ruf des Vaterlandes."

„Der Pfarrer hätte auch bei seinem heiligen Amte bleiben sollen; sein alter frommer Vater Melchior hätte es sicher getan. Was soll aus den verwaisten Gemeinden werden? Die Gottlosigkeit nimmt so schon überhand? Im Kriege verlierst du auch bald deinen Glauben, dann können dein seliger Vater und ich dich nicht einmal im Himmel wiedersehen, wenn du umkommst. Du hättest das vierte Gebot bedenken sollen, und mich erst fragen; bist doch selbst kaum achtzehn Jahre alt."

„Liebe Mutter, ich bin dir sonst immer gehorsam gewesen, und meinen Heiland will ich nie verlassen. Meine Konfirmationsbibel nehme ich mit. Es wird ja auch nicht so lange währen. In Massachusetts haben sie die Engländer schon tüchtig verhauen; unser großer Washington wird sie bald in die See jagen. Die Großeltern und der Onkel sind ja bei dir, die sehen schon ein wenig nach der Farm; Marie ist

groß und stark für ihr Alter, die kann schon pflügen, es wird schon alles gut gehen."

Die Mutter weinte, wie die meisten Mütter der Ansiedlung; das Kriegsfeuer der Jugend ließ sich aber nicht dämpfen. Da schon am nächsten Tage marschiert wurde, so hatte sie alle Hände voll zu tun, den Jungen mit Nahrung

und Kleidung zu versorgen. Beim Abschied rief sie ihm noch nach: „Kommst du in die Gegend von Wyoming, dann vergiß nicht, Nachbar Diehls herzlich zu grüßen. Wären die nur hier, dann wäre mein Herz nicht halb so schwer!"

* * *

Vor seiner Schmiede im schönen Wyomingtal saß an einem schönen Sommerabend der Schmied Heinrich Diehl auf der

Bank. Die Aermel hatte er aufgekrempt, und das Schurzfell, sowie der Ruß im Gesicht und an den Händen zeigten, daß er auch heute wieder, selbst nach dem Abendbrot, am Amboß gestanden, und erst mit Sonnenuntergang Feierabend gemacht hatte. Ja, der Schmied der kleinen Ansiedlung war ein sehr beschäftigter und ein sehr arbeitsamer Mann. Groß und stattlich erhob sich denn auch sein Haus mit der Schmiedewerkstatt als Nebenraum. Das alte gekaufte Haus hatte längst diesem schönen Neubau Platz machen müssen. Hinter dem Hause aber waren über vierzig Acker des Waldes gelichtet und mit Korn und Weizen bestanden. Auf der Weide gingen zwei Pferde und vier Kühe. Kaum ein anderes Anwesen des Ortes nahm sich so stattlich aus wie das des deutschen Schmiedes, der doch vor elf Jahren als ganz armer Mann eingewandert war.

Neben ihm saß seine Frau Anna; vor ihm im Hofe ging, ein fröhliches Lied auf den Lippen, seine Tochter Käty, eine liebliche Mädchenknospe „just sweet sixteen“ — eben süße Sechzehn —, wie der Amerikaner zu sagen pflegt. — Heinrichs Blicke flogen hin und her zwischen Mutter und Tochter, als stelle er Vergleiche zwischen beiden an, und dabei wurden seine Blicke immer glücklicher, denn sie ruhten beide Male auf etwas gar Lieblichem und Schönem. Nur der zum Glück so grundverschiedene Geschmack der verschiedenen Menschen hätte entscheiden können, welche die schönere sei, die schlanke sechzehnjährige Tochter, oder die stattliche sechsunddreißigjährige Mutter. Nachdem sie ihre schwere Krankheit durch Gottes Güte glücklich überstanden hatte, war sie in den äußerlich so überaus glücklichen Verhältnissen zu Wyoming wieder erblüht wie eine Rose. Nur etwas stiller war sie durch den herben Verlust geworden; tief im Inneren, wenn auch gestärkt und geheiligt durch den Glauben, wohnte immer noch die Trauer um ihren Willy.

Auch hier im Wyomingtal war Heinrichs Schmiede wieder zur Kirche geworden für die wenigen deutschen Lutheraner der Nachbarschaft. Pastoren kamen besonders in den letzten Jahren, da der Krieg tobte, immer seltener, und Heinrichs Predigtbuch mußte den Ersatz liefern.

Auch der Mutter Augen ruhten mit Stolz auf ihrem schönen Kinde, das bereits die alte „Besty“ vorgenommen

hatte. Erst hatte sie dem Tier den blanken Nacken gestreichelt; nun saß sie auf dem kleinen Schemel und melkte und sang um die Wette. Der Amerikaner denkt ja nie daran, sein Vieh beim Melken anzubinden, wie es in Europa noch heute so vielfach Sitte ist. Etwas von seinem Freiheitssinn, der jede polizeiliche Bevormundung haßt, sich selbst im großen Gedränge der Bahnhöfe und dergleichen allein zurechtfindet, scheint er auch seinem lieben Vieh zu gönnen. Andererseits sorgt er freilich auch lange nicht so gut für dasselbe durch warme Stallung, wie man das in Europa tut.

„Unsere Käty ist doch das schönste Mädchen des Orts"; mit diesen Worten unterbrach Anna Diehl die abendliche Stille.

„Sie ist dir ähnlich, wie ich dich zuerst in Albany sah," antwortete Heinrich, leuchtenden Auges seine schöne Frau betrachtend.

„Ach was!" rief diese dagegen, während sich das frische Rot auf ihren Wangen leise vertiefte, „so schön bin ich nie gewesen."

Heinrich antwortete nicht, wie er denn überhaupt nur selten Derartiges sagte, sondern fuhr fort, seine liebe Anna, die ihn, den armen, verlassenen deutschen Einwanderer so glücklich gemacht hatte, liebevoll anzublicken und ihre schlanke Hand mit seiner derben, rußigen Schmiedehand zu streicheln.

Still glücklich saßen sie wieder eine Zeitlang beieinander; dann sagte Anna: „So gute Milchkühe, wie du jetzt angeschafft hast, hat sonst auch niemand in der Umgegend."

„Und so schöne Butter, so schmackhaften Käse, wie meine Frau, macht auch keine andere hier herum. Das sagte sogar der Armeelieferant, als er mir letzte Woche allen Vorrat abkaufte. Wenn nur sein Papiergeld, das er mir dafür gab, auch so gut wäre, wie Butter und Käse. Ich fürchte, das verliert noch ganz den Wert, wenn General Washington nicht bald entscheidend siegt. Doch wir sind ja, Gott sei Dank! vom Kriege bisher gnädig verschont geblieben, während so viele Landstriche, auch unsere alte Newyorker Heimat, so schrecklich gelitten haben. Da können wir auch einmal etwas umsonst tun für die armen Soldaten, die im letzten Winter in Valley Forge beinahe verhungerten. Solange der Kongreß halt keine Steuern erheben kann, kann er auch kein Geld schaffen, trotz der schönsten Pressen."

Frau Anna hatte erst ein wenig protestieren wollen gegen das wohlverdiente Lob ihres Mannes, mit dem er sonst bei seiner stillen Weise eben nicht gerade freigebig war. Der Schluß seiner Worte brachte sie jedoch wieder auf andere Gedanken.

„Ja, wir können Gott nicht genug danken, daß er uns trotz des schmerzlichen Verlustes unserer ersten Heimat und trotz des schrecklichen Krieges so weit geholfen hat. Wir haben alles im Vollen, nur — und hier zitterte ihre Stimme, und eine Träne stahl sich ins lichte Auge — nur einer fehlt!"

Schnell wandte sich Heinrich zu ihr, legte ihr die Hand auf die Schulter und sprach: „Laß ihn ruhen in Frieden, Anna, er ist glücklicher als wir! Einst werden wir ihn gewißlich wiedersehen, denn er ist noch in der Taufgnade hinweggenommen."

„Ja, ich weiß, ich habe es ja mit Gottes Hilfe auch überwunden. Aber wie gut könntest du ihn jetzt in der Schmiede gebrauchen; du schaffst dich noch tot; von morgens früh bis abends spät klingt dein Hammer durchs Dorf und doch drängt immer noch die Arbeit."

Lächelnd hob der Schmied seine breite gewölbte Brust, streckte seine Arme, an denen die Muskeln daumendick hervorsprangen, und sagte:

„Ja, ich sehe gerade danach aus! Wer so gut gefüttert wird, wie ich, der kann auch schaffen!"

Nach einer Weile sagte Frau Anna mit leise zagender Stimme, als fürchte sie sich, den Gedanken auszusprechen: „Wie würde er jetzt wohl aussehen, unser Willy? Ob er auch so groß und stark geworden wäre, wie du?"

„Er hatte alle Anlagen dazu; jedenfalls wäre er viel schöner geworden, denn er war dir ähnlich."

Frau Anna errötete nochmals, gab der Hand des Gatten einen derben kleinen Klaps und rief wie im Aerger: „Wirst du nach bald zwanzigjähriger Ehe noch zum Schmeichler! Als ob du nicht auch der schönste und stattlichste Mann im Dorfe wärest!"

Der Schmied lachte still vergnügt vor sich hin; auch seine Frau war eine ganze Weile still, denn ihre Gedanken weilten wieder, wo sie so oft waren, bei ihrem Knaben. Endlich brach sie die Stille mit den leisen Worten:

„Wie unser Willy wohl im Himmel aussehen mag? Ob er so klein geblieben ist, wie er uns verließ, oder ob er jetzt die Gestalt eines Jünglings hat?"

Ihr Mann sagte darauf: „Die Bibel hat uns darüber nichts offenbart; wir wissen ja nicht einmal, welche Gestalt die seligen Seelen im Paradiese haben, wenn wir sie uns auch nicht anders als in menschlicher Gestalt vorstellen können. Aber so wie sein Bild in unsere Seele eingegraben ist, so möchten wir ihn gewiß am liebsten einst wiedersehen. Darum glaube ich einfältiglich, daß der liebe Gott es auch so machen wird, denn die höchsten aller Freuden warten unser dort oben. ‚Vor dir ist Freude die Fülle, und liebliches Wesen zu deiner Rechten ewiglich," sagt die Schrift. So als kleinen Jungen würden wir ihn auch am leichtesten erkennen, und daß wir im Himmel einander kennen werden, zeigt uns Petrus auf dem Berge der Verklärung, wo er Moses und Elias ohne weiteres erkannte. Wie öde und traurig wäre dieses Leben ohne Kinder! Da kann ich mir den Himmel auch nicht ohne Kinder denken."

Wieder stockte das Gespräch; dann hob Frau Anna nochmals an:

„Wenn doch nur der Onkel bald käme; seit Öhringers fortgingen, ist es doch recht einsam geworden."

„Er ist jetzt siebzig Jahre alt, nun kommt er bald. In seinem letzten Brief, in dem er von der siegreichen, aber blutigen Schlacht am Mohawk berichtete, scheint er mir schon eine leise Andeutung von seinem Kommen zu machen."

Nach diesen Worten ihres Mannes nahmen Frau Annas Gedanken, die ebensowenig ruhen konnten, wie ihre fleißig strickenden Hände, wieder eine neue Richtung: „Wenn doch nur Frau Öhringer hier geblieben wäre! Ihr Fritz hätte einmal einen guten Mann für unsere Käty gegeben; die Kinder hatten sich schon immer gern. Sollte sie einmal einen Englischen nehmen, so wäre es uns doch sehr unlieb. Die mögen noch so gut sein; kommt einmal was vor, dann heißt es doch gleich: ‚O you Dutch!' Und dann ist auch die Verschiedenheit der Kirche da!"

Diesmal mußte der Schmied wirklich laut lachen, als er antwortete: „Nun sorgt Hausmütterlein schon wieder, und gar um unser junges Kind, das noch gar nicht ans Heiraten

denkt, so wenig ich mich an den Gedanken gewöhnen könnte, unsere Käty fortzugeben. Wer hat denn einst für dich gesorgt, als deine Mutter es nicht mehr tun konnte?"

„Ja, so wunderbar läßt der liebe Gott auch nicht jedes Mädchen einen Mann finden."

„Also meinst du, man muß dem lieben Gott da ein wenig helfen. Na, meinetwegen, sorge nur; graue Haare hast du ja noch nicht davon bekommen. Ich aber denke dabei:

Was mir mein Gott hat zugedacht,
Das wird mir wohl ins Haus gebracht,

und lasse ihn fröhlich walten. Je länger Käty bei uns bleibt, desto besser."

In diesem Punkte schien freilich Frau Anna durchaus nicht überzeugt zu sein, so viel sie sonst auch auf das Urteil ihres Mannes gab. Sie dachte: „Er ist halt ein Mann, das Sorgen muß ich schon allein besorgen."

Während die Schmiedeleute so im Gespräch beieinander saßen, bemerkten sie auf der Straße, die von Süden her den Fluß entlang lief, einen einsamen Reiter. Als er näher kam, rief der Schmied erfreut: „Es ist der Postreiter; seit Wochen ist er nicht mehr durch gekommen. Nun kommt die Zeitung und man erfährt endlich einmal wieder etwas vom Krieg. Ich will nur gleich mit ihm zur Post gehen."

„Laß doch die Käty gehen, die tut's ja so gern und läuft schneller als du; ruhe du dich nur endlich einmal ein bißchen aus. Um fünf Uhr stehst du doch schon wieder am Amboß."

„Meinetwegen. Aber sieh, was ist denn das? Der Postreiter hält ja an dem Hoftor und spricht mit der Käty!"

„Da ist gewiß ein Brief für uns angekommen!" rief Frau Anna in freudiger Erregung, denn das Eintreffen eines Briefes war dazumal ein Ereignis. Benjamin Franklin hatte sich als Generalpostmeister ja recht verdient gemacht, aber in dem dünn besiedelten und nun gar vom Kriege durchtobten Lande kamen die Postsendungen doch meistens nur langsam und unregelmäßig an ihren Bestimmungsort. „Sieh nur, wie eilig die Käty mit ihren vollen Eimern angelaufen kommt!"

Käty kam in der Tat nicht nur eilig, sondern auch hoch erregt mit roten Wangen daher und rief schon von weitem:

„Er bringt einen Brief für uns vom Heer! Darf ich gleich gehen und ihn holen?"

Damit setzte sie ihre beiden vollen Eimer nieder, bereit, dem Postreiter schleunigst nachzulaufen.

„Warum denn so eilig?" meinte neckend der Vater; „die Postsachen sind ja noch gar nicht ausgepackt. Am Ende ahnst du schon, von wem der Brief kommt!"

Käty erglühte wie eine Rose, wurde verlegen und bat wiederum: „Darf ich gehen?"

„Na, so geh nur," sagte gutmütig lächelnd der Vater, „aber die Eimer wirst du doch noch erst ins Haus tragen können."

„Geh nur, Käty," sagte darauf, schnell aufstehend, die Mutter, „die Milch besorge ich schon."

Da sprang Käty auch schon munter wie ein Kind davon, und war doch kein ganzes Kind mehr, wie der Vater noch eben gemeint hatte. Im Heere kannte sie nur einen, und der hieß Fritz Öhringer. Schon im Vorjahr hatte er ihnen einmal geschrieben; Käty hatte den Jugendgespielen nicht vergessen.

Als Frau Anna aus dem vom Bergquell durchströmten und ebenmäßig gekühlten Milchhause zurückkam, spielte ein glückliches Schelmenlächeln um ihre roten Lippen.

„Glaubst du immer noch, daß unsere Käty nur noch ein Kind ist. Sie ist größer, als ich mit sechzehn Jahren war, wie denn hierzulande die meisten Kinder den Eltern über den Kopf zu wachsen scheinen. Wenn der gute Fritz den Krieg überlebt, dann werden die beiden noch einmal ein glückliches Paar, wie Frau Öhringer und ich uns schon lange gewünscht haben."

„Nun sehe mal einer die Frauen an! Pläne können sie schmieden, besser als ein Grobschmied das heiße Eisen! Na, wenn der liebe Gott, der doch auch hier das Beste tun muß, es so fügen wollte, ich würde ihm herzlich dafür danken. Aber da kommt wirklich schon die Käty, und nach ihrem Springen zu urteilen, wirst du wohl nicht so ganz vorbeigeschossen haben mit deinen Vermutungen."

Käty, barfüßig, barhäuptig und noch im kurzen Röckchen, kam dahergetanzt wie eine Zehnjährige. In der Linken hielt sie mehrere Zeitungen; in der Rechten aber schwenkte

sie einen Brief, und sowie sie in Hörweite kam, rief sie laut: „Er ist vom Fritz!"

Ganz außer Atem langte sie bei den Eltern an und reichte dem Vater den Brief. Der aber sagte lachend: „Gib ihn nur der Mutter, die ist doch neugieriger!"

Diesmal fand die Mutter kein Wort zur Abwehr, denn die Finger zitterten ihr vor freudiger Erwartung beim Oeffnen des Briefes. Er war wirklich von Fritz Öhringer, der nun schon mehrere Jahre Soldat war, aber immer gesund und munter geblieben war. Er schrieb, in welch hohem Ansehen sein früherer Pastor Mühlenberg bei Washington stehe und wie die Deutschen am besten aushielten im Heer. Seiner Mutter und den Ihren gehe es auch gut in Virginien. Er selbst wäre nur zu gerne einmal zum Besuch nach Wyoming gekommen, aber die Gelegenheit habe immer gefehlt. Dann erkundigte er sich nach aller Wohlergehen, am angelegentlichsten aber nach seiner „lieben Gespielin" Käty, die er dann auch ganz besonders grüßen ließ, und bitten, auch manchmal an den alten Nachbarsjungen Fritz zu denken.

Welch eine Fülle freudiger Gefühle kann doch ein kleines Blatt Papier erregen! Als die drei Diehls an dem Abend ihr Gebet sprachen, da gedachten alle der fernen Öhringer im Bitt- und Dankgebet, besonders aber des einen, des Soldaten.

* * *

Die neue Schmiede lag am Südende des Dorfes dicht am Flusse. Als Heinrich und Anna wieder einmal in der geliebten Dämmerstunde, im Schummern oder Zwielicht, wie man diesen, den meisten Menschen so angenehmen Tagesteil auch nennt, auf ihrer Bank saßen, kam durch das Dorf her ein großer Mann mit großem Bart in der Kleidung der Grenzer. Eine freudige Ahnung durchzuckte beide beim Anblick dieses Mannes, der sich rechts und links umsah wie ein Ortsfremder, dann aber stracks auf die Schmiede losging.

„Sollte es möglich sein!" rief Heinrich aus, indem er aufsprang und die Hand schützend über die Augen legte.

Frau Anna fragte gar nicht, was denn möglich sein sollte; sie verstand ihren Mann diesmal auch so. Beide eilten

dem jetzt mit langen Schritten Nahenden entgegen, und nach wenigen Minuten lagen sie in Onkel Traugotts Armen.

War das ein Wiedersehen nach so langer Trennung! Nicht nur Frau Anna liefen die Tränen der Freude über die Wangen beim Anblick ihres einzigen Verwandten von der Eltern Seite, ihres alten treuen Onkels Traugott. Auch der starke Schmied mußte eine Zähre mit der schwieligen Rechten abwischen, und dem guten Onkel rollten die dicken Tränen in den langen Bart. Seiner Nichte die Hand auf den Scheitel legend, sagte er:

„Wie bist du nach deiner schweren Krankheit doch wieder so stark geworden, und so jugendfrisch geblieben!"

„Und du hast dich fast gar nicht verändert, Onkel!" rief Frau Anna fröhlich; „dir vermag das Alter nichts anzuhaben. O, wie lange haben wir uns nach deinem Kommen gesehnt!"

„Aber, wo ist denn eure kleine Käty?" fragte jetzt der Onkel. „Kann es das große Mädchen sein, welches dort mit den Milcheimern kommt?"

„Das ist sie! Das ist sie!" rief Frau Anna vergnügt. „Bald ist sie mir über den Kopf gewachsen. Käty, Kind, komm doch schnell her, Onkel Traugott ist endlich gekommen!"

Käty kam heran, den Onkel zu begrüßen, dessen sie sich kaum noch erinnerte, von dem sie aber so oft und viel gehört hatte, daß sie trotzdem meinte, ihn noch ganz gut zu kennen.

„Ganz wie meine Anna vor zwanzig Jahren," sagte der Alte, das liebliche Mädchen aufs herzlichste begrüßend. Nun aber ging's ins Haus und ans Erzählen, während Mutter und Tochter aufs eifrigste bemüht waren, dem teuren Gast das Abendbrot zu richten. Vor allem mußte der Onkel von dem großen Heldenkampf Herckheimers und seiner Pfälzer erzählen, von den Bekannten aus den „German Flats," die an dem schrecklichen Tage gefallen, und dem endlichen Siege der Deutschen. Von seinem eigenen großen Anteil an diesem Siege sagte er kein Wort, teils aus Bescheidenheit, teils auch, weil er fürchtete, durch Frage und Antwort irgend einen Teil seines großen Geheimnisses preiszugeben. Dieses wollte er aber durchaus vermeiden. Er hatte freilich auch daran gedacht, welch eine Freude er den Eltern durch die Nachricht bereiten könne, daß ihr so lange als tot beweinter Sohn noch

lebe. Andererseits aber fürchtete er, sie nutzlos in furchtbare Angst und Aufregung zu setzen. Jetzt hatten sie den schweren Verlust glücklich überwunden; wußten sie aber einmal ihren Liebling unter den Wilden, dann war ihre Ruhe dahin, und geholfen war wenig oder nichts. Hatte er, der alte, erfahrene Trapper fast ein ganzes Jahr oft mit Lebensgefahr umsonst versucht, des Jungen habhaft zu werden, was konnte dann der Handwerker tun, der den Wald nicht kannte! Er wußte ja, daß Sternenauges Stamm auf dem Kriegspfade war, und zwar in Pennsylvanien. Er selbst hatte denselben verfolgt, bis er ein festes Dorf weiter westlich im Staat aufgeschlagen hatte. Aber gerade darauf setzte er seine Hoffnung. Ohne Zweifel würden die Engländer mit ihren roten Verbündeten bald einen Ueberfall in dieser Gegend machen. Konnte er sich dabei dem Knaben nicht nahen, so konnte er doch dem sicher bald folgenden Rachezug der Amerikaner als Führer dienen zu den Indianerdörfern im Westen. Dabei hoffte er dann den ganzen Stamm zu umstellen und gefangen zu nehmen, oder doch den Knaben für einen gefangenen Indianer auszuwechseln. Doch den Eltern sollte die vielleicht jahrelange Sorge erspart bleiben, darum sagte er keine Silbe von seiner Entdeckung, obgleich dieselbe ihn Tag und Nacht beschäftigte.

„Was ist denn aus unserer alten Ansiedelung geworden?" fragte Heinrich Diehl nach einer kleinen Pause in des Onkels Erzählung.

„Johnson hat wieder einige Farmer heraufgebracht, die sich auf eurem Lande ansiedelten. Ich habe wenig Verkehr mit den Leuten gehabt, denn es sind Engländer, Tories, welche die Amerikaner, besonders die Deutschamerikaner, hassen."

„Hast du je wieder von Schleichers gehört?"

„Ich habe sogar den Alten wie den Karl wiedergesehen, aber wie immer auf bösen Wegen. Sie ziehen von einem Indianerdorf zum andern als Schnapshändler und englische Spione."

„Ach, wie können wir dem lieben Gott doch danken, daß er uns hier in Pennsylvanien in den letzten Jahren eine so ruhige, sichere Heimat beschert hat," sagte hierauf Frau Anna.

Da wandte der Onkel sein ernstes Antlitz ihr zu und sprach: „Bete, Kind, bete, daß es also bleibe! Ich fürchte, auch Pennsylvanien wird bald die Schrecken des Indianer-

krieges kennen lernen! Aus Schleichers Munde habe ich selbst zufällig — d. h. durch Gottes Fügung, denn einen eigentlichen Zufall gibt's ja nicht — gehört, daß er die Indianerstämme aufreizen solle, die westlichen Ansiedelungen Pennsylvaniens zu überfallen. Ich bin dem einen Stamme gefolgt; er lagert jetzt westlich von hier. Meine Sorge um euch hat mich zum Teil schon jetzt zu euch getrieben; ich glaube, meine Büchse wird jetzt am Susquehannah nötiger sein als am Mohawk."

Alle waren tief erschreckt durch die Botschaft. Heinrich Diehl faßte sich zuerst und sagte: „Hoffentlich hast du dich diesmal getäuscht, lieber Onkel. Von dem Tage an, da Wilhelm Penn sein berühmtes Bündnis mit den Indianern machte, hat diese Kolonie die Indianer gut behandelt, und nie viel Not mit ihnen gehabt, wenn sie auch vor unserem Herkommen die ersten Ansiedler einmal vertrieben haben."

„Aber seit den Tagen Pontiaks und der Franzosenkriege sind alle Wilden in Aufregung geblieben, und das reichlich gespendete englische Feuerwasser verwirrt die Köpfe. Dazu sind nun Newyorker Indianer zu ihnen gekommen, die sie zum Kriege reizen; ich fürchte das Schlimmste. Ich werde die Behörden nach Kräften warnen, fürchte aber, es wird wenig nützen, denn Washington braucht seine Leute und man wird mich einfach für einen Alarmisten halten. Ich weiß ja auch keineswegs, daß gerade das Wyomingtal zum Angriff auserwählt ist, aber Vorsicht tut not. Ihr müßt Schießscharten in euer Haus machen, wie einst am Mohawk, und euch sonst gegen einen Ueberfall rüsten. Im Notfall müßt ihr versuchen, nach Forty Fort durchzukommen."

„Unsere beiden Büchsen sind im Stand," sagte der Schmied, „nur Munition muß ich kaufen. Meine beiden Hunde sind auch sehr wachsam. Dir aber rüsten wir die große Kammer auf dem Speicher, von da kannst du weit ins Land schauen und uns warnen, wenn Gefahr droht."

„Im Dorfe selbst halte ich aller Hinterwäldler es immer noch nicht lange aus," sagte hierzu mit leisem Lachen der Onkel. „Nachdem ich mich einige Tage bei euch ausgeruht habe, baue ich mir wieder eine Jägerhütte im Walde. Habe mir beim Herkommen schon ein Plätzchen am Bach, etwa eine Meile westlich von hier, ausersehen. Von dort her kommen

wahrscheinlich die Feinde, wenn sie überhaupt kommen, da werde ich immer recht früh schlafen gehen, um recht früh aufstehen zu können. Ihr wißt ja noch, daß die Wilden niemals in der Nacht angreifen, und selten am lichten Tage, sondern fast immer in der Morgendämmerung."

„Warum tun sie denn das?" fragte hier Käty, die von allen am meisten erschreckt war durch den Bericht des Onkels. Einmal war sie eben die Jüngste, dann war sie aber auch nicht, wie einst ihre Mutter, an kriegerische Umgebung gewöhnt. Mit bleichen Wangen und klopfendem Herzen hatte sie bisher dem Gespräch still zugehört.

„Sie haben den Aberglauben, daß ein Krieger, der im Dunkeln fällt, auch in jener Welt stets im Dunkeln wandeln muß. Am lichten Tage aber greifen sie ungern an, weil sie jeden offenen Kampf scheuen. Darum kommen sie immer im Morgengrauen, wenn die meisten Weißen noch schlafen und doch der Krieger schon gesehen werden kann."

Nach diesen Worten setzte sich der Onkel zum Abendessen an den Tisch. „So fein und reichlich habe ich in Jahren nicht mehr gespeist," sagte er dabei zu seiner Nichte, und sein Appetit bewies, daß er keine leere Schmeichelei gesagt hatte.

Ans Zubettegehen war auch nach dem Essen noch lange nicht zu denken, so spät es auch schon war, und so müde der alte Trapper sich auch fühlte vom langen Tagesmarsch. Seine Lieben hatten noch viel zu sagen und zu fragen, und gerne stand er Rede und Antwort. Auch er selbst hatte manche Frage zu tun über ihr leibliches und geistliches Wohlergehen. Letzteres besonders lag ihm am Herzen; den irdischen Wohlstand hatte er ja trotz der Abendschatten einigermaßen bemerkt.

„Habt ihr kürzlich von Öhringers gehört? Ihr schriebt ja, daß auch sie den andern nach Virginien nachgezogen seien."

„Erst vor kurzem haben wir einen Brief von Fritz Öhringer erhalten," sagte Frau Anna; „er dient beim Heer unter seinem früheren Pastor Mühlenberg. Es geht ihm und den Seinen so weit recht gut, Käty, hole einmal dem Onkel den Brief her."

Nun wurden Kätys bleiche Wangen wieder rot. Sie brauchte auch gar nicht zu fragen, wo der Brief sei; wußte sie

es doch nur zu gut, denn mehr als einmal hatte sie denselben schon heimlich aus der alten Bibel hervorgeholt und besonders die Stellen gelesen, die von Fritzens persönlichen Erlebnissen, ganz besonders aber die, welche von ihr selbst handelten. Die wußte sie längst auswendig, und vor dem Wiedervergessen schützte ein oftmaliges Hersagen selbst noch des Abends beim Schlafengehen. Hatte sie doch schon von dem Briefe und seinem Schreiber geträumt.

Der Onkel las den Brief bedächtig durch; dann fragte er: „Habt ihr denselben schon beantwortet?"

„Nein," sagte der Hausvater, „aber in einigen Tagen, wenn der Postreiter wiederkehrt, werden wir schreiben."

„Das paßt sich gut, ich werde einen Brief einlegen; durch Fritz Öhringers Herrn kommt er dann am sichersten in General Washingtons Hände."

Bald kam man dann auch auf das kirchliche Gebiet.

„Kommt noch immer ein lutherischer Pastor hierher?" fragte der Onkel. „Ich konnte schon lange nicht mehr zum heiligen Abendmahl gehen, und sehne mich recht nach dem Tisch des Herrn. Man weiß in diesen wilden Kriegsläuften ja nie, wenn man die letzte Reise antreten muß. Da ist das Mahl des Herrn, welches das Irdische mit dem Himmlischen verbindet, die beste Wegzehrung."

„Der Pfarrer kommt jetzt selten, doch ist in zwei Wochen wiederum seine Zeit," sagte die Hausmutter. „O, wie froh bin ich, daß wir dich nun wieder unter uns haben, und nun hoffentlich auch behalten werden. Jetzt fehlt zu unserem vollen irdischen Glück nur noch einer."

Sie hatte es nicht sagen wollen; aber wenn ihr Herz bewegt war, sei's durch Freud, sei's durch Leid, dann wanderten ihre Gedanken immer unwillkürlich zurück zu ihrem verlorenen Knaben. Ihr Mann zuckte schmerzlich zusammen; noch mehr ergriffen erschien aber der Onkel. Er blickte seine Nichte lange eigentümlich an; etwas an ihm schien nach einem Ausdruck in Worten zu ringen, den es nicht fand. Der starke Schnurrbart zitterte, bis der Alte die Zähne aufeinander biß, als wolle er dem Worte wehren. Seine Lieben wähnten, es sei nur Schmerz und Mitleid, was ihn so bewegte, aber es war doch etwas ganz anderes. Die Tränen in den Augen der

Nichte hätten ihm fast wider Willen sein Geheimnis entrissen. Endlich faßte er sich und sagte in tröstendem Ton:

„Gott weiß am besten, wie viel irdisches Glück wir vertragen können, ohne unser himmlisches zu gefährden. Ihn wollen wir auch ferner walten lassen."

Jetzt stand der Hausvater auf und sprach: „Wir denken nur an uns und vergessen, daß du todmüde sein mußt von der Reise. Morgen gibt's, will's Gott, auch noch einen Tag. Ich denke, wir lesen den Abendsegen und gehen dann zur Ruhe."

So geschah es denn auch. Der alte Trapper hatte kaum sein Lager berührt und sein letztes Gebetlein gesprochen, da lag er schon im festen, süßen Schlaf. Jung Käty, die schon vorhin beim längeren Gespräch vom Kriege sehr müde geworden war, erging es ebenso. Heinrich und Anna jedoch fanden noch lange keinen Schlaf; ihre Herzen waren zu voll, sie mußten sich noch eine gute Weile aussprechen, wie das bei guten Eheleuten Sitte ist: Leid und Freud wird gemeinsam besprochen, gemeinsam ertragen.

* * *

Der Ort, den Onkel Traugott sich für seine Blockhütte ausersehen hatte, lag unweit des Weges, der von der Ansiedlung gen Westen führte, doch hübsch verborgen hinter einem Hügel. Auch die Lichtung, die den Ort rings umgab, reichte bis auf wenige hundert Yards an den Platz heran. Der Eigentümer des Bodens hatte auf Fürsprache Heinrich Diehls gerne die Erlaubnis zur Errichtung der Jägerhütte gegeben. Das schönste Bauholz stand ja überall; die Besitzer freuten sich, wenn sie selbst es nicht zu schlagen und zu verbrennen brauchten, denn an Verkauf war damals und noch hundert Jahre später im amerikanischen Urwald nicht zu denken. Mit des Schmieds kräftiger Hilfe waren die passenden Bäume bald gefällt und mit der Breitaxt behauen; auch die Schindeln zum Dach waren bald gesägt und gespalten. Dann kam das Hausrichten, das im amerikanischen Walde immer als ein Fest gefeiert wird, bei dem alle Nachbarn mithelfen ohne jede Vergütung außer einer guten Mahlzeit. Letztere hatten Frau Anna und ihre Käty gründlich besorgt, so daß auch die geborenen Amerikaner

der deutschen Kochkunst alle Ehre antaten. Das ist übrigens meistens der Fall, denn, von wenigen Ausnahmen abgesehen, steht die deutsche Hausfrau viel lieber am Kochofen als ihre Yankeeschwester.

Am folgenden Tage half der Schmied dem Onkel das Dach decken. Er war sehr früh aufgestanden, um so schnell wie möglich fertig zu werden, denn seine eigene Arbeit drängte aufs äußerste. Schon bei Tagesgrauen war er bei der Jägerhütte. Eben wollte er an die Tür klopfen, um den Onkel zu wecken, da vernahm er Schritte hinter sich und das fröhliche: „Guten Morgen!" des Alten.

„Bist du so früh auf der Jagd gewesen, Onkel?"

„Nur auf dem Anstand, Heinrich."

„Hast du denn so nahe beim Ort noch einen Hirsch aufgespürt?"

„Nein, aber ich erwarte die Indianer. Von zwei Uhr an liege ich hier jeden Morgen auf der Wacht."

Der Schmied erbleichte und sagte: „So fest glaubst du an einen Ueberfall der roten Unholde?"

„Ja, so fest! Die Bewohner eures Ortes haben meine treue Warnung verlacht, und nichts getan zur Verteidigung. Sie meinten, der Ehrenname Onas, den die Indianer einst dem großen Wilhelm Penn gegeben, sei eine bessere Beschützung als Flinten und Schießscharten. Auf meinen Brief an Fritz Ohringer kann man wohl kaum schon Antwort erwarten. Auch Oberst Butler in Forty Fort mißachtet meine Warnung. Mir aber scheint von der Richtung, welche die Newyorker Stämme genommen haben, das Wyomingtal am meisten gefährdet zu sein; und diese Ansiedlung ist die erste im Tal. Da will ich wenigstens meine Schuldigkeit tun. Auf dieser Straße werden die Feinde wahrscheinlich vorrücken; mein Hund wittert vom Hause aus jeden Indianer, der dort vorbei geht, und in den gefährlichen Morgenstunden bin ich selbst auf dem Posten."

„Gott möge uns in Gnaden vor dem Schrecklichen bewahren," sagte der Schmied, fromm die Hände faltend. „Ich hoffe immer noch, daß deine große Sorge um uns dich zu besorgt gemacht hat."

„Daß auch ich dem lieben Gott zuerst und vor allem vertraue, das sagt schon mein Name, für den ich meinen

seligen Eltern oft gedankt habe. Aber „Bet' und arbeit, so hilft Gott allezeit", ist auch ein wahres Sprichwort. Ein alter englischer Kriegskamerad pflegte oft zu erzählen, daß der große englische General Cromwell seinen Soldaten immer gesagt habe: „Fürchtet Gott und haltet euer Pulver trocken!" Das ist auch mein Wahlspruch, besonders im Kampf mit den verräterischen Wilden." — Nach diesem kurzen Zwiegespräch ging man flugs an die Arbeit. — —

Jung Käty hatte an diesem Morgen ihre Kühe gemolken und war dann in den großen Garten gegangen zum Hacken und Jäten. Auch im Gartenbau sind ja die Deutschen den Amerikanern zum leuchtenden Vorbild geworden, wie denn die meisten Gärtner Amerikas heute noch Deutsche sind. Auch in Wyoming war des deutschen Grobschmieds Garten der größte und schönste, wenn auch der Schmied selbst nichts daran tat, als daß er ihn im Frühjahr düngte und pflügte. Hier war Frau Annas Reich, so gut wie in der Küche und im Milchhaus. Es wäre ihr wohl schwer gewesen, zu sagen, in welchem dieser drei Reiche sie am liebsten waltete. Käty stand ihr in allen drei treu zur Seite; sie wurde nicht zum nichts weiter tun als sich schmücken und putzen erzogen, wie heutigentags so manche bedauernswerten Mädchen, die dann nur sich selbst und jedermann sonst zur Last sind. Käty arbeitete gern, doch am liebsten im Garten. Da klang ihr fröhliches Lied, das selten auf ihren Lippen erstarb, am hellsten; da konnte sie aber auch am meisten sehen und hören von Vorübergehenden und von Nachbarsleuten, und das tat Miß Käty sehr gern, ein klein bißchen neugierig war sie in der Tat.

In diesen Tagen ging sie nun aber besonders gern in den Garten, der vor dem Hause lag; sie schaute auch besonders häufig den Weg nach Süden entlang, auf dem der Postreiter kam, wenn er die Antwort von Fritz Öhringer brachte, die ja Onkel Traugott so sehnsüchtig erwartete. Daß auch sonst noch jemand sehnsüchtig auf einen Brief von besagtem Fritz wartete, mochte Miß Käty sich selbst nicht gerne eingestehen, denn bei dem Eingeständnis wurde sie jedesmal ein wenig rot.

„Da habe ich schon wieder die Kartoffel umgehackt," sagte sie plötzlich ärgerlich zu sich selbst; „wenn die Mutter das sieht, dann schilt sie gewiß. Ich muß wirklich besser aufpassen."

Mit dem festen Vorsatz, nun auch ganz lange nicht mehr den Weg entlang zu schauen, ging sie denn auch tüchtig an die Arbeit. Aber die Gedanken waren doch nur kurze Zeit dabei; bald schweiften sie wieder weit herum bis zum Heere Washingtons. Und da — da lag wieder eine abgehauene Staude!

Aergerlich warf sie die Hacke zu Boden und rief aus: „Da kann ich gerade so gut gleich ordentlich Ausschau halten!“

Hastig hob sie das schöne Haupt, umwunden von den dicken, blonden Zöpfen, um sofort ein lautes, freudiges Ah! auszustoßen. Weit dort unten auf der Landstraße tauchte wirklich ein Reiter auf, das war gewiß der Postreiter.

Was man gerne hätte, glaubt man gerne, das mußte auch Käty zu ihrer großen Enttäuschung erfahren. Bald unterschied sie noch einen Reiter, dann noch einige Packesel. Da sagte sie verdrießlich: „Ach, das ist wieder nichts als so ein Pelzhändler!“

Und so war's. Bald unterschied sie einen großen weißen Händler, einen schon älteren Mann mit grauem Haar, neben einem jungen, stattlichen Indianer, die die Saumtiere an der Leine führten. War's nun auch nicht der Postreiter, so schaute sie den Näherkommenden doch mit kindlicher Neugier entgegen. Als dieselben dicht vor ihr angelangt waren, schauten beide scharf nach ihr herüber, und der Weiße rief in englischer Sprache:

„Schöne Miß, wie heißt denn dieser Ort?“

„Newton.“

„Wie heißen denn Ihre Eltern?"

„Heinrich und Anna Diehl."

Bei den Worten verfärbte sich der Mann mit dem roten, aufgedunsenen Gesicht, und starrte Käty so merkwürdig an, daß diese sagte: „Kennt Ihr meine Eltern?"

Da raffte der Mann sich zusammen und sprach: „Wie alt sind Ihre Eltern?"

„Der Vater ist gegen vierzig Jahre, die Mutter sechsunddreißig, wenn ich nicht irre; aber kennt Ihr sie denn?"

„Ich kannte vor Jahren einen Heinrich Diehl in Philadelphia, aber der ist ein weit älterer Mann. Sind die Eltern daheim?"

„Die Mutter ist im Milchhaus, der Vater hilft beim Hausbau."

Nochmals blickte der Mann mit seinen stechenden Augen das Mädchen scharf an, dann blickte er hinüber zur Schmiede. Jetzt erst fand Käty Gelegenheit, auch den Begleiter des Händlers, den jungen Indianer, näher zu betrachten. Er war für einen Wilden ein schöner Mann, aber Käty erschrak, als sie seine großen, schwarzen Augen mit unheimlichem Funkeln auf sich gerichtet sah. Erst wurde sie blaß, dann blutrot; so hatte sie noch niemand angestarrt. Schnell hob sie ihre Hacke auf und eilte zum Hause, während die Reiter weiter ins Dorf hinein ritten.

Als sie am Nachmittage, nachdem sie ihre Pelzwaren verkauft hatten, wieder an der Schmiede vorbeiritten und Mutter und Tochter nebeneinander erblickten, sprach der Indianer in leisem Ton zu seinem Gefährten: „Die Junge darf nicht skalpiert werden; sie ist die schönste weiße Rose, die ich je gesehen, die pflanze ich in meinen Häuptlingswigwam."

„Und ich hole die Alte, nachdem wir ihren Mann skalpiert haben!" sagte der Händler, während seine bösen Augen mit glühendem Blick an Frau Annas schöner Gestalt hingen, die eben vor der Tür erschienen war.

Als Käty in solcher Angst und Aufregung zur Mutter gekommen war, und alles erzählt hatte, da hatte es sich wie eine böse, schwere Ahnung derselben aufs Herz gelegt. Als dann die beiden Reiter zurückkamen und wieder so lange nach der Schmiede herüberstarrten, wurde ihre Angst immer größer. Der Händler kam ihr bekannt vor, doch war die

Entfernung bis zur Straße zu groß, als daß sie seine Züge genau hätte unterscheiden können. Käty konnte sich nicht erinnern, ihn jemals gesehen zu haben. Nun kamen ja oftmals Händler und Indianer durchs Dorf; aber das sonderbare Benehmen dieser zwei, verbunden mit den Warnungen des Oheims, erregten doch große Besorgnis.

Bei seiner Rückkehr versuchte der Vater den beiden die Angst auszureden. Er war ruhigen Bluts; warum sollte auch in Philadelphia nicht wirklich ein Namensvetter von ihm wohnen? Daß ein Indianer ein weißes Mädchen ein wenig anstarrt, sei noch kein Zeichen von Gefahr. Immerhin kam man überein, gleich am nächsten Morgen dem Onkel Mitteilung von dem Vorgefallenen zu machen. Man nahm das Abendbrot ein, und ging nach gewohnter Andacht früh zu Bett. Der Schmied, müde von der langen Tagesarbeit, schlief sofort ein; Frau Annas weiblich weiches Gemüt konnte jedoch die Angst nicht überwinden. Wachend und betend wälzte sie sich stundenlang auf ihrem Lager. Endlich kam der Schlaf auch ihrem kerngesunden Körper, aber er war von schweren Träumen gestört. Ihr Willy stand wieder vor ihren Augen, wie er mit den Wellen rang und um Hilfe schrie; seit Jahren hatte sie den schrecklichen Traum, der sie früher so oft gequält, nicht mehr gehabt. Dann sah sie den Onkel im Kampf mit den Indianern, die gekommen waren, die Schmiede zu stürmen. Hinter dem großen Apfelbaum im Garten stand derselbe, seine Büchse knallte, sein Tomahawk sauste durch die Luft. Ihr Mann wollte hinaus, dem Onkel zu helfen, da warfen mehrere Indianer sich mit gräßlichem Geheul auf ihn, daß sie vor Entsetzen laut aufschrie und erwachte. In Schweiß gebadet saß sie aufrecht im Bett, so daß ihr Mann, der von ihrem Schrei erwacht war, verwundert fragte: „Was ist denn los?“

„Die Indianer! Die Indianer! Ihr Geschrei gellt mir noch in den Ohren! Sie wollten dich und Onkel Traugott ermorden!“

„Ach, Anna, du mußt dir nicht solche unnötigen Sorgen machen, sonst kannst du ja nicht einmal mehr davor schlafen. Laß doch den lieben Gott sorgen, in dessen Hut wir uns täglich befehlen.“

Aber die furchtbar aufgeregte Frau konnte keine Ruhe

mehr finden, sie stand auf, machte Licht und kleidete sich an. Da der Morgen eben graute, so stand auch ihr Mann auf, um gleich dem Onkel Mitteilung zu machen und dann so früh wie möglich an die Arbeit zu gehen. Mit freundlichem Zuspruch suchte er eben noch seine erschrockene Frau zu beruhigen, da vernahm auch er ein entsetzliches Indianergeheul, und diesmal war's kein Traum, sondern furchtbare Wirklichkeit. Schon krachten die Büchsen bei den Nachbarshäusern und deutlich vernahmen beide ein heftiges Rütteln an der Haustür.

Da war bei Frau Anna mit dem Traume auch die Angst verschwunden, und das Kind des wilden Grenzerkrieges war wieder in ihr erwacht. Schneller gefaßt als ihr Mann, hatte sie das Licht ausgeblasen, ihre Büchse ergriffen und sich an die Schießscharte neben der Tür gestellt. Ebenso mutig wie vor zwanzig Jahren blitzte ihr blaues Auge das Rohr entlang, aber diesmal zog sie es nicht lachend zurück. Dicht vor sich sah sie im unsicheren Licht des Morgens eine dunkle Gestalt; sie drückte ab und der Donner des Schusses verschmolz mit dem Todesschrei des Feindes.

Auch ihr Mann hatte längst seine Ruhe wiedergefunden. Er stand an der andern Tür, und auch seine Büchse warf einen roten Krieger ins Gras. Käty war mit wildem Schrei aufgefahren, vernahm aber bald die Stimme der Mutter: „Zieh dich schnell an, und dann nimm deine Büchse zur Hand!"

Der völlig unerwartete, heiße Empfang hatte die übrigen Feinde in wilden Sprüngen davon eilen lassen. Es war das einzige Haus, wo sie so zurückgeschlagen wurden. Die meisten der anderen Häuser waren nach Sitte der Zeit nicht einmal verschlossen, denn der Krieg war fern und unter den Ansiedlern selbst gab es keine Spitzbuben. Bei den andern Häusern waren Türen und Fenster schnell eingeschlagen; schon kündete der Feuerschein aus vielen Häusern, daß die blutige Arbeit der Wilden dort getan sei. Des Onkels Warnung und der Mutter Traum hatten die Schmiede bisher vor einem gleichen Schicksal bewahrt.

Einige Minuten hatten die Belagerten jetzt Ruhe. Die heftig weinende Tochter suchte die Mutter mit den Worten zu trösten: „Weine nicht, Käty, der liebe Gott waltet überall. Onkel Traugott wird auch bald hier sein. Stelle dich an die Schießscharte neben dem Fenster dort und ziele gut, wenn du

einen Indianer siehst. Sei nur nicht so zaghaft. Ich war oft tagelang allein im Walde in deinen Jahren. So leicht können sie uns in unserem festen Hause nichts anhaben."

Sie hatte die letzten Worte noch auf den Lippen, als ein Feuerstrahl durch die Luft zuckte und noch einer, und wiederum einer! Da erbleichten alle drei und der Vater sagte: „Nun schießen sie Feuerpfeile aufs Dach, nun werden wir bald fliehen müssen. Können wir es nicht mehr aushalten, dann springt ihr durch die Hintertür in den Wald; ich decke euch mit der Büchse, so gut ich kann, und folge euch, sobald ihr im Walde seid. Von da könnt ihr mich beschützen, denn dort scheinen noch keine Feinde zu sein. Sollte ich erschlagen werden und der Onkel nicht kommen, dann versucht, nach der Stadt und dem Fort zu kommen. Gott aber tue mit uns nach seinem Wohlgefallen."

Ihr festes Gottvertrauen nebst ihrer Erziehung im Walde, ließen auch die Mutter gefaßt sein, während das Haus über ihren Häuptern lichterloh brannte und der Tod in der schrecklichsten Gestalt draußen auf sie lauerte. Selbst Käty richtete sich einigermaßen auf an dem Mute der Eltern. Der Vater fand sogar Ruhe genug, sein bares Geld aus der Lade zu nehmen und einzustecken. Dann wurde es freilich hohe Zeit, das brennende Haus zu verlassen.

Noch einmal umarmten sich unter Tränen die drei, die einander so innig liebten, wie es auf dieser armen Erde überhaupt möglich ist, dann entfernte der Schmied den schweren Querbalken von der hinteren Tür und ließ unter heißen Gebeten seine Lieben hinaus. Sie liefen davon, so schnell sie konnten, während der Vater durch seine Schießscharte nach auftauchenden Feinden ausspähte. Zu seiner Verwunderung zeigte sich kein einziger, glücklich verschwanden sie hinter den Bäumen des Waldes.

„Gott, dir sei Dank! Der Anfang ist gut! Nun behüte auch mich, wenn's dein heiliger Wille ist!"

Mit diesen Worten stürmte auch er hinaus. Doch kein Dutzend Sprünge hatte er gemacht, da krachte aus dem nahen Kornfeld ein Schuß. Die Schnelligkeit seines Laufes hatte ihn gerettet, die Kugel streifte nur seinen Hinterkopf.

„Warum mag der nicht auf Frau und Kind geschossen haben?" dachte der Schmied, während er mit unverminderter

Schnelligkeit weiter stürmte. Da krachte ein zweiter Schuß, der ihn an der linken Schulter traf, wenn auch nicht gerade schwer. Dieses Mal erblickte er den Schützen im Korn; er hielt inne im Lauf, riß die Büchse an die Wange, und schoß den Indianer mitten durch den Kopf, daß er sich nicht mehr rührte.

„Nun weiter, weiter!" keuchte er. Doch kaum hatte er den Fuß wieder gehoben, da traf ihn etwas Schweres an den Kopf, daß er vornüber zu Boden stürzte. Der Indianer, der zuerst nach ihm geschossen, hatte sich hinter ihm aufgerichtet und seinen Tomahawk nach ihm geworfen. Im nächsten Augenblick sprang er auf den Gefallenen, ergriff ihn bei den Haaren, machte mit dem Skalpiermesser einen runden tiefen Einschnitt auf dem Vorderhaupte und zerrte dann mit aller Macht an den Haaren, bis er die blutige Kopfhaut wirklich losgerissen hatte. Mit gräßlichem Jubelgeheul schwenkte er sie über seinem Haupte, während Heinrich Diehls blutiges Haupt lautlos zurücksank.

* * *

Es war am 30. Juni 1778, als vierhundert britische Provinzialen und siebenhundert Indianer unter Oberst John Butler das herrliche, friedliche Wyomingtal betraten und das Dörfchen Newton vernichteten. Das Tal, vom Susquehannafluß durchströmt, ist ungefähr 21 englische Meilen lang und drei Meilen breit. Im Jahre 1754 hatte die Connecticut-Susquehannah-Gesellschaft dieses Tal von den Sechs Nationen der mächtigen Vereinigung der Newyorker Indianer gekauft. Erst im Jahre 1762 war es zu einer ordentlichen Ansiedelung gekommen, die jedoch im folgenden Jahre von den Indianern zerstört wurde. Dann zogen Pioniere aus Pennsylvanien in das Tal, denen die Sechs Nationen im Jahre 1768 das Land verkauften, das ihnen eigentlich gar nicht mehr gehörte. Man sieht, nicht nur die Weißen haben die Indianer übervorteilt im Handel; manchmal war's auch umgekehrt. Als dann im Jahre 1769 die alte Susquehannah-Gesellschaft vierzig Pioniere als Ansiedler ins Tal sandte, gab es natürlich den schönsten Streit zwischen den beiden Seiten, von denen jede im vollsten Rechte zu sein glaubte.

Die zähen und schlauen Connecticut-Yankees scheinen zuerst den Vorteil gehabt zu haben. Wenigstens hatten sie im Jahre 1775 beim Ausbruch der Revolution zehn Meilen von Newton das blühende Städtchen Westmoreland errichtet, das siebentausend Einwohner zählte. Dergleichen Streitigkeiten über die Charters oder Freibriefe kamen eben oft vor bei den vielfach verworrenen Verhältnissen. Erst zu Anfang des nächsten Jahrhunderts kamen die letzten dieser Wyomingprozesse zu Ende.

Der Revolutionskrieg hatte diese gerichtlichen Streitigkeiten zurückgedrängt. Von beiden Seiten waren die Männer in den Krieg geeilt, und viele waren bereits gefallen. Nur dreihundert Mann jeden Alters konnte Oberst Sebulon Butler zur Verteidigung zusammenbringen. Am 3. Juli wurde Forty Fort, die Hauptbefestigung, so genannt nach den vierzig Pionieren, zur Uebergabe aufgefordert.

Man entschloß sich zum Verzweiflungskampf, wurde aber mit einem Verlust von zwei Drittel der ganzen Zahl geschlagen und aufs Fort zurückgetrieben. Selbst manche Gefangene wurden grausam niedergemetzelt am Abend der Schlacht. So erschlug „Königin Esther", eine Halbblutindianerin, aus Rache für ihren gefallenen Sohn vierzehn Gefangene mit dem Tomahawk nahe bei einem Felsen, der noch heute ihren Namen trägt. Am 5. Juli übergab sich das Fort, und die fortgesetzten Gewalttaten der Indianer und der Tories trieb die überlebenden Einwohner größtenteils in die Flucht. Gegen dreihundert waren getötet worden. Dem grausamen Butler wird die Hauptschuld an den Greueltaten beigemessen.

* * *

Als Mutter und Kind die Schmiede verließen und dem Walde zuliefen, war die flinke Käty bald um mehrere Ruten voraus. Im Walde angelangt, flüchtete sie hinter einen dicken Baum und schaute sich dann nach den Eltern um, glücklich, so weit in Sicherheit zu sein. Die liebe Heimat stand in hellen Flammen, eben erschien der Vater in der Tür. Die Mutter kam dicht hinter ihr hergekeucht.

„Hier, Mutter, hier bin ich!" rief sie laut; da fühlte sie ihre Büchse ihren Händen entrissen, und sie selbst umfangen von starken Armen. Dicht vor ihren Augen erblickte sie das

grinsende Gesicht des jungen Indianers, der sie gestern so glühend angeblickt hatte. Gellend erklang da ihr Entsetzensschrei, und mit aller Macht suchte sie sich aus den rauhen Kriegerarmen zu befreien. Sie war ein starkes Mädchen, aber all ihr Sträuben war umsonst. Doch da nahte die Mutter wie eine Löwin, die ihr Junges verteidigt. Fest faßte sie ihre Büchse, ruhig zielte sie trotz der furchtbaren Lage nach dem Haupte des Indianers. Der aber merkte die Gefahr und hielt das Mädchen zwischen sich und die Mutter. So konnte sie ihn nicht treffen, ohne ihr Kind aufs äußerste zu gefährden. Ohne die Büchse zu senken, ging sie ganz nahe heran. Da schrie Käty mit einem Male:

„Mutter, hinter dir kommt ein anderer!"

Die Mutter wandte sich um, doch es war schon zu spät; ein großer, weißer Mann, der Händler, den sie am vorigen Tage gesehen hatten, hatte schon ihr Gewehr ergriffen und mit einem Ruck ihr entrissen. Andere Indianer nahten nun von allen Seiten; verzweiflungsvoll schauten Mutter und Tochter nach dem Vater aus, sie sahen ihn nicht. Nur dort, neben dem Kornfeld lag etwas Dunkles. Sollte das der geliebte Vater sein? Die Mutter wollte zu ihm hin, da faßte sie der Händler mit rauher Hand, während er offenbar bemüht war, seine rauhe Stimme weich und freundlich klingen zu lassen, als er zu beider höchster Verwunderung auf deutsch sagte:

„Laß deinen Mann ruhen, Anna Diehl; er ist wie ein tapferer Mann in Verteidigung von Weib und Kind gefallen, zusammen mit dem Feinde, der ihn skalpierte. Meiner Fürsprache allein verdankt ihr es, daß ihr noch am Leben seid."

„Karl Schleicher!"

Frau Diehl schrie es mehr, als sie es sprach; das plötzliche Wiedererkennen des früheren Nachbars hatte sie offenbar mehr erschreckt als getröstet.

„Der bin ich; wenn ihr ruhig folgt, wird euch niemand etwas zuleide tun; wenn nicht, dann kann der Marterpfahl euer Los sein!"

Trotzdem versuchte die Mutter, sich von ihm loszureißen und nach ihrem Manne zu sehen. Da sprach der Händler einige Worte zu den Indianern und im Augenblick sahen sich die beiden Gefangenen geknebelt und gebunden und mit Gewalt hinweggerissen von der teuren Heimat.

Das Menschenherz kann doch viel vertragen, sonst würde es in solchen schrecklichen Augenblicken zerspringen!

Der erste klare Gedanke, den die arme Mutter neben dem Seufzen zum lieben Gott fassen konnte, während sie so rauh dahingerissen wurde, galt dem Onkel Traugott.

„Wo bleibt nur der Onkel? Ach, seine Hütte liegt ja am Wege der Wilden, die werden ihn trotz all seiner Vorsicht doch gefunden und getötet haben, und dann sind wir alle gewiß verloren. Lebte er, so wäre er längst hier zu unserer Hilfe!"

In ihrer furchtbaren Aufregung hatte sie ganz vergessen, wie schnell sich alles zugetragen. Kaum eine Viertelstunde war vergangen, seitdem das erste Indianergeheul erschollen war. Der Onkel aber wohnte über eine Meile von ihrem Hause, und konnte, selbst wenn er lebte und gleich beim ersten Schuß aufgesprungen war, kaum schon am Platze sein.

Ja, der alte Traugott lebte, und er sollte jetzt als Siebzigjähriger noch den schwersten Tag seines langen Lebens erleben. Die Indianer waren diesmal doch klüger gewesen als er. Ehe der Händler an dem vorigen Tage mit dem jungen Häuptling ins Dorf kam, hatten sie längst die Gegend durchstreift. Da hatten sie auch die neue Jagdhütte bemerkt, und wenn sie auch nicht ahnten, welch furchtbaren Feind sie berge, so lag sie ihnen doch sehr im Wege. Diese alten amerikanischen Trapper waren ja ihre gefürchtetsten Feinde; die hatten Augen und Ohren wie die Luchse, und dieser eine konnte leicht ihren ganzen Anschlag auf das Dorf zunichte machen. Darum hatten der Häuptling und der Händler bei ihrem Kundschafterritt den weiten Umweg gemacht; darum hatten die Feinde auch an diesem verhängnisvollen Morgen die Jägerhütte in weitem Bogen umgangen. Der treue Alte aber lag auch an diesem Morgen getreulich auf der Wacht. Sein Hund war schon längere Zeit unruhig, da war er doppelt vorsichtig und aufmerksam. Schon konnte er durch die Bäume die schattenhaften Umrisse der Dorfhäuser erkennen; noch wenige Minuten, dann war für heute die größte Gefahr vorüber. Da aber krachte ein Schuß, und der Schall war noch nicht verhallt an den Bergabhängen, als ein hundertstimmiges Indianergeheul die Luft zerriß.

„O, mein Gott, mein Gott!“ rief da der Alte im höchsten Schreck, wenn auch nicht um seiner selbst willen. Ihm war das Kriegsgeschrei der Irokesen nur zu bekannt, er selbst fürchtete es nicht. Aber seine Lieben in der Schmiede! Wie ein Jüngling schnellte er empor, und lief am Rande des Waldes um das Dorf herum, so schnell ihn seine Füße tragen konnten. Durch das Dorf ging ja der nächste Weg, aber Wahnsinn wäre es gewesen, diesen jetzt von Feinden dicht besetzten Weg einzuschlagen. Schon beleuchteten mehrere Brände seinen Pfad, das Angstgeschrei der Ueberfallenen mischte sich mit dem Geheul der Wilden, dem Geknatter der Musketen, dem Prasseln der Flammen! Manch einen guten Schuß hätte der Alte tun können, denn er sah die Wilden dicht vor sich, wie sie in die Häuser eindrangen oder Flüchtlingen nachjagten. Doch vorwärts stürmte er, der Schmiede zu. Noch hoffte er, als letztes Haus möchte dieselbe noch verschont sein. Da sah er sie auch schon durch eine Lichtung in ungewissen Umrissen auftauchen.

„Gottlob, sie brennt noch nicht! Herr, laß mich nicht zu spät kommen! Doch, da blitzt es auch auf aus dem Hause! Brav Heinrich! Hast meine Warnung beachtet! Umsonst werden die Schurken die Schmiede nicht in ihre Gewalt bekommen! Doch was ist das? Da brennt schon das Dach, und bei der Dürre wird es schnell brennen! Gott behüte meine Lieben!“

Als er endlich atemlos am Rande der Lichtung anlangte, sah er das Haus in hellen Flammen stehen und Mutter und Kind eben im Walde verschwinden, während der Vater in der Türe auftauchte.

„Gottlob, sie leben noch!“ rief er aus; „mich wundert nur, daß hier auf dieser Seite keine Feinde lauern!“

Doch im nächsten Augenblick vernahm er das gellende Angstgeschrei von Tochter und Mutter, und aus dem Kornfelde krachte ein Schuß auf den fliehenden Vater, und noch einer. Aber er sah des Schmiedes Haupt noch über dem Korn emporragen; jetzt hielt derselbe inne im Lauf und auch seine Büchse krachte.

„Brav, mein Junge! Gib's den Schurken!“ frohlockte der alte Krieger, um im selben Augenblick einen Schreckensruf auszustoßen, denn dicht hinter dem Haupte des Schmieds sah er einen tomahawkbewehrten Arm über dem Korn erhoben.

Seine treue Büchse flog in die Höhe, aber es war bereits zu spät; das Beil sauste durch die Luft, das Haupt Heinrich Diehls verschwand, und der Indianer beugte sich über den Gefallenen, ohne dem alten Trapper Gelegenheit zu einem Schuß zu geben.

„Gott erbarme sich seiner, meine Hilfe kommt zu spät!“ rief der Alte mit zitternder Stimme.

Da erhob sich denn auch schon der Arm des Wilden mit der gräßlichen Kriegsbeute, und sein Triumphgeschrei gellte durch die Luft. Doch dieser Schrei war sein letzter; die eben noch zitternden Lippen des Alten waren jetzt fest geschlossen, die Büchse lag wieder in der Faust wie in einem Schraubstock, der Schuß krachte, und durchs linke Auge getroffen brach der Wilde über seinem Opfer tot zusammen. Mit schnellen Griffen lud der Alte seine Büchse aufs neue, während seine Augen nach den Frauen ausspähten, deren Geschrei verstummt war. Sollten sie auch erschlagen sein? Sein altes Herz wollte still stehen bei dem Gedanken. Doch sah er nicht dort weit zur Rechten etwas Helles durch den Wald schimmern?

„Das ist Kätys helles Kattunkleid; gottlob, man hat sie nur zu Gefangenen gemacht. Bis zum Abend sind sie nun ziemlich sicher, dann freilich mag der Marterpfahl ihrer warten. Aber da würde meine alte Büchse dann wohl auch noch ein Wörtchen mitzureden haben! Schaden kann's nicht, wenn sie den Wilden gleich einen kleinen Denkzettel mitgibt; Anna weiß dann auch, daß ich nicht fern bin und faßt dann neuen Mut.“

Eiligst, so weit die Vorsicht es erlaubte, strich der Alte nach diesem Selbstgespräch hinter den Feinden her; bald hatte er die Spur derselben gefunden, aus einem Stiefelabdruck sogar bemerkt, daß ein großer Weißer dabei sei. Bald traten nun die Feinde aus dem Walde heraus auf einen Fahrweg; es waren sechs Männer, die die beiden Frauen gebunden davon führten. Auch der alte Traugott trat nun an den Waldesrand, maß die Entfernung mit den Augen und dachte: „Es ist noch ein wenig weit, und das Licht ist noch nicht zum besten. Aber Heinrich verblutet hinter mir, da muß ich eilen.“

Diesmal zielte er sorgfältig und der letzte der Indianer sank, durch den Kopf getroffen, auf den Weg. Mit wildem Geschrei sprangen die andern hinter die nächsten Bäume und

spähten nach dem Schützen, von dem sie freilich keine Spur entdecken konnten.

Die beiden Frauen standen allein auf dem Wege und die Mutter dachte im Stillen, wie aus einem schrecklichen Traum erwachend:

„Das war des Onkels Büchse; er wird nun nach dem Vater sehen und auch uns nicht vergessen."

Es war nur ein grausames, todbringendes Blei, das da geflogen kam als Bote, aber es brachte hohen Trost in die verzagenden Herzen. Einen Augenblick dachte die Mutter sogar daran, zurückzueilen, denn ihre Füße waren ja frei. Aber da sah sie dicht neben sich mehrere Tomahawks erhoben, und Karl Schleicher rief laut und warnend:

„Schnell hierher in den Wald, sonst kann ich die Wut der Feinde nicht mehr bändigen!"

Da ergaben sich beide in das Unvermeidliche und folgten dem Händler und dem jungen Indianer, während die übrigen drei Rothäute hinter den Bäumen Stellung nahmen, um den Verfolger ordentlich zu empfangen.

„Das ist niemand anders, als Donnermund," flüsterte der eine derselben seinen Kameraden zu; „deutlich erkannte ich den Knall seiner Büchse. Der alte Fuchs läuft uns schwerlich in die Schlinge."

Er war einer der beiden Jünglinge, die den Alten vor kurzem umsonst verfolgt hatten. Der Alte wußte auch ganz genau, wie die Rothäute jetzt auf ihn warteten; er dachte aber zunächst gar nicht an Verfolgung, sondern lief eiligst zurück zur Farm des Schmieds. Das ganze Dorf stand in Flammen; einige der Wilden schleppten sich bereits mit allerlei Beute, während andere einige Fässer Feuerwasser entdeckt hatten und jetzt ihren Whiskydurst stillten, nachdem sie eben den Blutdurst gestillt hatten. Lebende Weiße sah der Alte nirgends mehr; Männer, Weiber und Kinder schienen alle massakriert zu sein, außer den beiden Diehls. Vorsichtig durchs Kornfeld schleichend, war er bald zur Stelle. Ein gräßlicher Anblick bot sich ihm dar. In einer großen Blutlache lag Heinrich Diehl, seines Skalps beraubt mit dem Gesicht auf dem Boden. Ueber ihm lag der Indianer, der ihn niedergeschlagen, und nun sein eigenes Blut mit dem des Weißen vermischt hatte. Doch der Alte war an dergleichen von Jugend

auf gewöhnt. Sich halb erhebend faßte er den toten Indianer und hob ihn hinweg vom Körper Heinrich Diehls. Dann fühlte er nach dessen Herzen: Gottlob, es hatte noch nicht aufgehört zu schlagen. Nun untersuchte er mit zarten Fingern die Wunde, die der Tomahawk gerissen, wohl wissend, daß eine Skalpierung, obgleich furchtbar schmerzhaft, doch an sich nicht tödlich sei. Wieder kam ein „Gott sei Dank!" über seine Lippen, als er merkte, daß das Mordbeil wohl eine schreckliche Skalpwunde am Hinterkopf gerissen, aber den Schädelknochen nicht verletzt habe. Wurden doch alle Tomahawks vorsätzlich stumpf gehalten, damit sie nicht im harten Schädelknochen stecken blieben. Sie sollten den Schädel brechen, nicht spalten. Dieser Wurf war dazu aber um einen Zoll zu weit nach links gegangen und hatte bloß die Kopfhaut weithin losgerissen. Die Kugeln hatten den Verwundeten offenbar nur gestreift. Mit einem erneuten: „Gott sei Dank!" hob der Alte denselben auf und trug ihn ins nahe Kornfeld, immer gebückt gehend, damit ja kein Feind ihn erspähe. Hier träufelte er zunächst dem Verwundeten einige Tropfen aus seiner Jagdflasche in den Mund; ein tiefer Seufzer hob die Brust desselben, und er öffnete die Augen auf einen Augenblick, um dann gleich wieder in seine Ohnmacht zurückzusinken.

Hocherfreut kramte der Alte nun aus seiner geräumigen Jagdtasche Salbe und Verbandzeug hervor, indem er dachte:

„Ist gerade gut so, wenn du meine rauhe Doktorhand nicht spürst, mein Junge; nachher wirst du schon wieder aufwachen, denn du hast eine starke Natur. Das Beste ist, daß ich den Skalp gleich bei der Hand habe, sonst möchte deine Heilung trotz deines gesunden Blutes doch große Schwierigkeit machen, wenn ich auch schon von einigen Fällen gehört habe, die trotzdem glücklich verlaufen sind."

Damit ging er gebückt hinüber zu dem toten Indianer, nahm den Skalp aus den erstarrten Fingern, indem er die Haare mit dem Messer abschnitt, reinigte denselben, so gut er konnte und paßte ihn dann genau wieder auf die Schädeldecke.

Der Verwundete stöhnte bei der Berührung, lag aber sonst still. Der Alte strich seine Salbe, legte ein starkes Pflaster über die kurzgeschnittenen Haare, band Leinwandstreifen über

die wunden Stellen und musterte dann sein Werk mit zufriedenen Blicken.

„Wenn die Rothäute uns in Ruh lassen, dann kommst du mit Gottes Hilfe schon wieder durch, mein Junge! Ein tüchtiges Wundfieber wird's schon absetzen, aber das wird ja mit Gottes Hilfe auch überstanden. Bist du erst wieder auf den Beinen, dann suchen wir gemeinsam die Verlorenen. Allzuweit werden sie dieselben heute kaum führen, denn Forty Fort und Westmoreland werden sicher auch genommen werden, ehe die Wilden wieder nach dem Westen abziehen. Ich meine sogar, den großen Weißen erkannt zu haben. Dann brauchte ich mich um die Frauen einstweilen nicht zu sorgen, denn zum Abschlachten hätte Karl Schleicher meine Anna doch nicht mitgenommen."

Er flößte dem Ohnmächtigen wieder einige Tropfen ein aus seiner Flasche, die denn auch bald die gewünschte Wirkung hatten. Heinrich Diehl schlug abermals die Augen auf, und diesmal schloß er sie nicht sofort wieder. Er erkannte den Oheim, und als er seine bleichen Lippen öffnete, da kam zu allererst die Frage: „Sind sie noch am Leben?"

„Ja, Heinrich, sie leben; aber die Indianer sind noch nicht fort; darum rede nur ganz leise und rege dich im übrigen gar nicht auf. Gott hat dein Leben wunderbar behütet, er wird auch weiter helfen. Da trinke einmal ordentlich aus der Flasche, das wird dir gut tun."

Folgsam wie ein krankes Kind tat der Verwundete, wie ihm geheißen. Dann holte er tief Atem wie in Erleichterung und Zufriedenheit, sein Haupt sank zurück und ihm schwanden die Sinne. Der Alte rupfte einige Gräser und Kornblätter zusammen, worauf er das verwundete Haupt sanft bettete. Mit einer weiteren Handvoll schützte er dasselbe vor den Sonnenstrahlen, die doch hier und da durchs grüne Korn hindurchbrachen, dann faltete er die Hände zu langem, brünstigem Gebet. Stunde auf Stunde verrann; endlich gegen Mittag merkte er, daß die Feinde davonzogen. Heinrich Diehl erwachte und flehte um einen Trunk Wasser.

„Ich weiß, wie durstig du bist, Heinrich," sagte da der alte Traugott, „und ich will versuchen, ob ich etwas Wasser holen kann. Die Feinde sind abgezogen; aber ob nicht noch einige Strolche hier herumlungern, kann ich natürlich nicht

wissen. Geht's nicht am Brunnen, so muß ich zum Bach im Walde gehen oder hinab zum Fluß, was aber beides länger dauern würde."

Damit schlich der Alte durchs Kornfeld dahin. Am Rande desselben hielt er Umschau; weit und breit war keine Rothaut zu erblicken. Da lief er schnell über das offene Feld zum Brunnen, suchte und fand auch glücklich einen Eimer und füllte ihn mit Wasser. Das Knarren des Ziehbrunnens schallte freilich durchs ganze Dorf und der Alte hielt die Augen offen nach etwaigen Nachzüglern, die sich beim Feuerwasser übernommen hatten. Und richtig, hinter den Trümmern des Nachbarhauses erhoben sich mehrere wilde Gestalten mit den Gewehren in den Händen und schauten zu ihm herüber. Er hatte sich schleunigst hinter dem Brunnenhaus verborgen, denn er konnte ja nicht wissen, wie viele Feinde hier noch herum lagen. Aber selbst der angetrunkene Indianer behält den angeborenen kriegerischen Instinkt; schon hatte man den Alten am Brunnen bemerkt, mehrere Gewehre krachten und die Kugeln sausten dicht an ihm vorüber. Die Entfernung war ziemlich groß und die Feinde hatten hinter Balken und Zäunen Deckung gesucht. Der Alte überlegte; dort bemerkte er die Skalplocke eines Wilden und einen Zoll breit seines Kopfes. Er getraute sich, den Kopf zu treffen; aber dann wußten die drei Feinde, die dort lagen, mit wem sie es zu tun hatten, sie sahen sich vor und Heinrich Diehl konnte verdursten. Der Alte dachte an seinen alten Trick; ein dickes Stück Feuerholz, das zum Glück nicht weit von ihm lag, sollte denselben noch ein wenig anziehender machen. Er zog es heran, setzte ihm seine Kappe auf, zog ihm seinen Rock an und schob dann das Männchen ganz sachte hinter dem Brunnenhaus hervor, als wolle er nach den Feinden ausschauen. Die List gelang vollkommen. Doch noch ein wenig umnebelt von den Geistern des Feuerwassers, merkten die Wilden den Betrug gar nicht. Zwei Büchsen knallten auf einmal, eine Kugel traf auch wirklich den Klotz, den der Alte dann zu Boden fallen ließ, als sei er selbst gefallen. Mit wildem Geheul sprangen die drei nun auf und stürmten heran. Der Alte ließ sie nahe herankommen, um ganz sicher zu gehen, dann traf seine Büchse den, dessen Büchse nicht rauchte, seine Pistole traf den zweiten, und sein Tomahawk den dritten, der voller Entsetzen vor

der plötzlich dicht vor ihm auftauchenden mächtigen Gestalt zu fliehen versuchte.

„Ihr jagt mir kein Wasser mehr ab!" brummte er grimmig in seinen Bart, dann hob er flugs seinen Wassereimer und sprang eiligst zurück ins schützende Kornfeld, denn in der Ferne sah er mehrere rote Gestalten auftauchen.

Heinrich Diehl trank und trank, als wollte er den ganzen Eimer auf einmal leeren. Er hatte seit acht Stunden keinen Tropfen Wasser mehr getrunken, und das Wundfieber meldete sich allbereits. Als er endlich seinen schrecklichen Durst gestillt hatte, fragte er abermals: „Wo sind Mutter und Kind?"

Gerne hätte der Onkel ihm die volle Wahrheit noch länger vorenthalten; aber Notlügen waren seinem geraden Sinn verhaßt wie alle andern Lügen. Darum sagte er die Wahrheit und überließ dem lieben Gott die Folgen. „Sie sind gefangen, Heinrich, von einem Weißen und einem Indianerhäuptling. Letzteren erkannte ich an seinem Kopfputz, ersteren glaube ich auch erkannt zu haben. Da sind Anna und Käty wohl vor dem Tode ziemlich sicher. Ich habe den Mordbrennern auch eine Kugel nachgesandt, damit Anna wisse, daß ich sie nicht vergessen habe."

„Ich fürchtete das," sagte tiefergriffen der Verwundete, „weil du vorhin nur sagtest, sie seien am Leben. Aber sind nicht manche Gefangene von den Indianern hingemordet worden, trotz der Anwesenheit der Weißen? Hat nicht schon der sonst so edle Montcalm das geschehen lassen? Und wenn sie auch wirklich am Leben blieben, werde ich sie jemals wiedersehen?"

„Man muß nicht gleich ans Schlimmste denken, Heinrich; man muß dem lieben Gott, seiner eigenen Büchse und General Washington auch ein wenig vertrauen. Wie gesagt, ich glaube den weißen Verräter erkannt zu haben; dann kenne ich aber auch das Lager des Stammes, denn ich verließ es erst vor einigen Wochen."

„Davon hast du uns ja noch gar nichts gesagt! Konntest du denn ins feindliche Lager gehen?"

„Ich war nur draußen herum; doch davon ein anderes Mal. Du bist noch zu schwach zu vielem Hören und Reden. Drüben lungern noch immer einige Feinde herum; so wie sie sich entfernt haben, müssen wir versuchen, nach meiner Hütte

zu kommen, um dich ordentlich pflegen zu können. Die Indianer scheinen sie nicht entdeckt zu haben, denn ich sah dort keinen Rauch aufsteigen. Bis zur Dunkelheit aber bist du wahrscheinlich so krank, daß du keinen Schritt mehr tun kannst und zum Hintragen bist du mir altem Knaben doch etwas schwer. Glaubst du jetzt noch ein wenig gehen zu können, wenn du dich ordentlich auf mich lehnst."

„Ich werde es versuchen. Mein Kopf schmerzt stark und das Fieber fängt auch schon an. Aber das Wasser hat mich sehr erquickt, und was ist all mein jetziger Schmerz gegen der unaussprechlichen Qual, die ich beim Skalpieren empfand."

Betroffen rief da der Alte: „Hast du das wirklich gespürt? Warst du nicht betäubt von dem Wurf des Tomahawks? Wie kommt es denn, daß der Wilde dir nicht vollends den Garaus machte, als er dein Schreien vernahm?"

„Er hat keinen Schrei vernommen, denn ich wußte, daß jede Bewegung, jeder Laut meinen Tod bedeuten würde, darum lag ich ganz still, biß die Zähne aufeinander und ertrug den Schmerz, bis ich wirklich ohnmächtig wurde."

Bewundernd legte da der Alte dem Verwundeten die Hand aufs Haupt und sprach: „In dir steckt echtes Kriegerblut, wenn du gleich nie im Kriege warst. Besser hätte es ein Indianer am Marterpfahl auch nicht machen können. Einen gräßlicheren Schmerz als das Skalpieren gibt's überhaupt nicht. Da wirst du mit Gottes Hilfe, der uns bisher trotz aller Not so gnädig beigestanden hat, auch all das Schwere, das noch kommen mag, still und geduldig ertragen Doch nun mußt du ruhen, das Reden greift dich zu sehr an; das Fieber glüht schon in deinen Wangen."

„Eins noch, Onkel," sagte da Heinrich Diehl mit matter Stimme. „Der Weiße und der junge Häuptling sind gestern morgen hier gewesen, und haben mit Käty geredet. Der Händler schien Käty zu kennen, fragte nach meinem Namen und schien sehr betroffen, als er denselben hörte. Der Wilde aber starrte die Kleine mit Augen an, vor denen sie sich entsetzte. Nachmittags kamen sie zurück aus dem Dorf. Anna kam der Weiße bekannt vor, doch sah sie ihn nur vom Hause aus."

„Gerade wie ich dachte!" sagte der Alte hierauf ver-

gnügt; „meine alten Augen sehen doch noch scharf genug, um den Schurken Karl Schleicher zu erkennen."

„Karl Schleicher, mein alter Nebenbuhler?" sagte der Schmied erschrocken.

„Kein anderer, mein Junge! Er glaubt, daß der Indianer bessere Arbeit getan hat, als einst er selbst. Nun er dich für tot hält, glaubt er an deiner Frau, die ihn einst verschmähte, eine gute Beute zu haben, und der junge Häuptling wird sich wohl die hübsche Kleine zur Squaw mitgenommen haben. Nun gräme dich nur gar nicht mehr, auch wenn Anna dich für tot hält, würde sie lieber sterben, als den grauköpfigen Säufer und Meuchler nehmen. Käty aber ist einstweilen noch ein Kind; nachher wird schon Rat werden. Nun aber ruhe, so gut du kannst, während ich mich nach den Feinden umsehe."

Der Verwundete schloß erschöpft die Augen, während der Alte an den Rand des Kornfeldes kroch. Wie er vermutete, hatte der Anblick der drei Toten bei dem Brunnen den übrigen Nachzüglern alle Lust zu weiterem Kampfe mit einem so gefährlichen Gegner genommen. Weit die Straße hinab sah er einige hinter der Uferböschung hervorkriechen; sie hatten die Brandstätte der Schmiede so weit wie möglich umgangen. Da kehrte der Alte schleunigst zu dem Verwundeten zurück, weckte ihn aus seinem Fieberschlummer und sprach:

„So, mein Junge, nun beiße nochmal die Zähne zusammen, nun wollen wir versuchen, heimzukommen, denn die Feinde sind fort."

Damit faßte er Heinrich Diehl unter die Arme und hob ihn auf seine Füße. Dann ging es Schritt für Schritt vorwärts in den Wald hinein. Der Alte trug den schweren Mann fast mehr, als dieser selbst ging. Es war für beide eine blutsaure Arbeit; oft mußten sie ausruhen; mehrfach meinte Diehl, es ginge nicht mehr, aber ein frischer Trunk und ein aufmunterndes Wort des Alten brachten ihn immer wieder auf die Beine. Endlich war die unversehrte Jagdhütte erreicht, — um nichts zu früh. Der Verwundete sank aufs Lager hin und ihm schwanden die Sinne; mit voller Macht brach das Wundfieber jetzt aus. Und es hielt länger an, als der Alte in seinem unverwüstlichen Gottvertrauen und Frohsinn zuerst gemeint hatte. Als dann die schweren Kopfwunden allgemach heilten und das Fieber verschwand, blieb

doch eine große Schwäche, die gar nicht recht weichen wollte. Der seelische Druck, der trotz allem Zuspruch des Alten auf dem Manne lastete, schadete mehr als die Wunden von Tomahawk und Skalpiermesser. Es wurde Winter, ehe man an eine weite Reise denken konnte. Das Indianerdorf hatte der Alte noch nicht wieder aufgesucht. Einmal würden die Wilden, die auch sicher den Knall seiner Büchse vernommen hatten, nun wohl ihr Lager besser bewachen, als vormals; zum andern mochte er den Verwundeten nicht allein lassen, so sehr dieser sich auch nach Nachricht von Weib und Kind sehnte.

Aber endlich war Diehl doch wieder völlig hergestellt; selbst sein Skalp war wieder so schön angewachsen, daß man bei seinem dichten Haar schon genau hinsehen mußte, um die Narben zu bemerken. Nun wollte er aber auch gleich hinter den Gefangenen her und ihnen sein neugeschenktes Leben weihen. Er hatte unbegrenztes Vertrauen zu der Klugheit und Tatkraft von Onkel Traugott, und meinte, es müsse doch möglich sein, daß sie zwei die beiden Gefangenen aus einem kleinen Indianerdorf herausholten. Der Alte aber schüttelte den Kopf und sprach:

„Du traust mir wirklich zu viel zu, Heinrich; du bist jetzt aber stark genug, die Nachricht zu vernehmen, die mir schon seit meiner Ankunft im Wyomingtal auf der Zunge brennt. Habt ihr niemals eine Ahnung gehabt, daß euer Willy noch am Leben sein könnte?"

Alles Blut wich aus des Schmieds Wangen bei dieser Frage; er sprang auf, faßte den Onkel mit beiden Händen an den Schultern und sprach mit zitternder Stimme: „Ist er nicht wirklich ertrunken?"

„Nein, er ist wahrscheinlich von Karl Schleicher an den alten Eulenauge verkauft worden und lebt bei demselben Stamm, der dir Frau und Tochter geraubt hat!"

„Und das ist wirkliche Wahrheit? O, Onkel, erwecke hier keine trügerischen Hoffnungen in mir, das möchte ich nicht ertragen können!"

„Ich habe deinen Willy in der Schlacht am Mohawk gesehen, und habe ihm den Tomahawk aus der Hand geschossen. Ich folge seinen Spuren seit einem vollen Jahr, kann seiner aber nicht habhaft werden, obgleich ich schon mehr als einmal mein Leben dabei aufs Spiel setzte. Er

ist's ganz gewiß, denn er hat deine Statur und Annas Züge, Augen und Haare. Er kennt ohne Zweifel den Karl als seinen Verräter; ich sah, wie er ihn zornig anstarrte und dann lange mit dem alten Michel Schleicher sprach, der höchst betroffen schien über den Knaben und seine Rede. Der zu allen Schandtaten fähige Karl wird gerade diesen Stamm hierher geführt haben, um sich endlich an dir zu rächen. Ich aber sehe Gottes Walten darin, daß unsere Lieben nun alle dort zusammen sind. Können sie sich auch jetzt noch nicht verständigen, bald werden sie einander kennen und verstehen lernen. Dann wird der Jüngling, der schon ein kühner Krieger ist, Mutter und Schwester beschirmen, bis wir zu Hilfe kommen. Wir zwei können aber allein nichts ausrichten. Auch wenn es uns wirklich gelänge, die drei aus dem Lager wegzuschaffen, würden die Indianer die Frauen bald einholen. Schwerlich könnten wir auch jetzt schon Willy bewegen, uns, den ihm jetzt wildfremden Menschen, zu folgen, selbst wenn wir mit ihm reden könnten. Er ist eben ein Sohn der Wildnis geworden in den langen Jahren. Ich habe das ja lange vergeblich versucht, da ich eben nichts Besseres wußte. Nun aber weiß ich einen andern Weg. Um einen weißen Knaben hätte die Heeresverwaltung sich nicht gekümmert; das Blutbad im Wyomingtal wird aber doch wohl nicht ungerächt bleiben. Wir gehen hin zum Heer; meine frühere Warnung wird uns jetzt Gehör verschaffen. Wird aber eine Expedition ausgerüstet, dann gehe ich als Führer voran. Dann wird es sich mit Gottes Hilfe schon machen lassen, die Gefangenen zu befreien."

* * *

In Sternenauges kindlich sonniges Gemüt war mit dem Erscheinen des Onkels und der Schleichers ein männlicher Ernst eingezogen. Es war wie ein Riß durch seine Seele gegangen. Nicht als ob sie nun mit einem Male losgerissen wäre vom wilden Indianerleben, von Eulenauge und Suwami, und hingerissen zum stillen, gesitteten Farmerleben, zu Vater und Mutter, Onkel und Schwester! Keineswegs! Dazu hatte er zu lange im Wigwam gelebt; dazu waren doch auch die Kindheitserinnerungen zu sehr verblaßt, ganz abgesehen davon,

daß schon von Onkel Traugott die Lust an Jagd und Wald auf ihn übergegangen war.

Doch je mehr er nun über sich selbst und sein Schicksal nachdachte, je freundlicher die heimatliche Schmiede mit Vater und Mutter und Schwester, mit warmen Pfannkuchen und rotwangigen Aepfeln, mit Gottesdienst und Christenlehre und Weihnachtsbaum wieder vor seinem Geistesauge auftauchten, — desto stärker regte sich auch das Blut der Weißen in seinen Adern. Der Groll über die schändliche Behandlung, die er erfahren, wuchs von Tag zu Tag, wenn er sich auch fast ausschließlich gegen Karl Schleicher richtete. All der unsägliche Jammer, den er im ersten Jahre nach seiner Entführung durchkostet hatte, wurde wieder lebendig in ihm. Er fing an, Pläne zu schmieden, wie er wohl mit Onkel Traugott in Verbindung treten könne. Seine vorjährige Kriegslust war verflogen, seit er die Schleichers auf seiten der Engländer und Onkel Traugott auf seiten der Amerikaner wußte. Er fürchtete, nochmals dem geliebten Onkel entgegenzutreten im Kampf, wobei dann kaum wieder ein solch wunderbares Erkennen stattfinden möchte. O, warum hatte er sich nicht dort in der Schlacht dem Oheim genähert! Warum war er ihm kürzlich nicht nachgeeilt, als ihn die andern verfolgten! Sollte sich nochmals eine solche Gelegenheit bieten, dann sollte gewiß keine Gefahr ihn davon abhalten.

Nur widerwillig zog er diesmal mit den Kriegern dem Kampfe entgegen. Als er von Suwami Abschied nahm, bat er: „Bete für mich, daß ich nicht meine eigenen Verwandten töte, sondern daß ich sie glücklich wiederfinde."

Da hätte die arme alte Squaw mit dem Propheten Elias, wenn sie dessen Geschichte gekannt hätte, ausrufen können: „Du hast ein Hartes von mir gebeten." Daß er nicht auf den Onkel treffen möge, ja, darum betete sie gleich von ganzem Herzen zum großen guten Geist. Aber nun sollte sie auch beten, daß ihr Liebling seine Eltern wiederfinden möge! — Würde er dadurch nicht ihr selbst entrissen, daß sie dann einsam ihre alten Tage vertrauern mußte, sich verzehrend mit Heimweh nach dem Anblick seiner blauen Augen und dem Klang seiner lieben Stimme! Da entbrannte in ihrer Brust ein heißer Kampf zwischen Sollen und Wünschen, zwischen Gewissen und eigenem Begehr. Sie wollte eine Christin sein, wollte in den

Himmel der Blaßgesichter kommen; sie glaubte auch, daß der Sohn des guten großen Geistes sie dahin bringen werde, wenn ihre Freude auf den Himmel auch noch mit argem Zittern verbunden war, wegen ihrer so sehr schwachen Heilserkenntnis. Mußte sie da nun nicht aus Liebe zu ihrem Sternenauge ihr eigenes Glück opfern, um das seine zu gründen? Der Gedanke an den Gottessohn, der aus Liebe gestorben war für die Menschen, half ihr endlich zum schönen Sieg über sich selbst; sie faltete die Hände, sank auf die Knie, vergrub ihr tränenüberströmtes Gesicht in einer Decke und betete, daß Sternenauge glücklich die Seinen wiederfinden möge. Ganz schüchtern wagte sie dann noch hinzuzufügen: „O, guter, großer Geist, lehre auch mich dann dich besser kennen und gib, daß Sternenauge die alte Suwami nicht ganz vergißt."

* * *

Als der Häuptling und der Händler von ihrem Kundschaftsritt zurückkamen, schaute der letztere Sternenauge an mit ganz eigentümlichem Blick. Etwas wie Hohn oder Triumph schien in dem Blick zu lauern; während er ihn bisher nur finster und mißtrauisch angeblickt hatte. Da schoß es dem Jüngling, der fortwährend an Onkel Traugott dachte, durch den Sinn: „Sollte der Schurke etwas vom Onkel gesehen oder gehört haben?"

Die Eltern waren ja nach Virginien gezogen, wie der alte Schleicher gesagt hatte, an die dachte Sternenauge zunächst gar nicht. Gewiß würde Karl Schleicher sich unbändig freuen, wenn Onkel und Neffe sich im Kampfe gegenseitig abschlachteten, dann hatte er keinen Rächer mehr zu fürchten.

„Ich ziehe nicht mit in den bevorstehenden Kampf," sagte da der Jüngling zu sich selbst. „Aber wie soll ich mein Fortbleiben entschuldigen. Lügen, daß ich krank wäre, mag ich nicht."

Da half ihm der Häuptling aus der Verlegenheit. Mit prahlerischen Worten erzählte er von seinem Zuge, wie das nahe Dorf so unbeschützt vor ihnen liege und an gar keinen Ueberfall denke, wie sie dort rauben und brennen und morden könnten nach Herzenslust, ohne daß ihre Squaws auch nur einen Toten würden zu beklagen haben. Mit Anbruch der

Nacht würden die Krieger des Stammes ausrücken, um gleich am nächsten Morgen das Dorf der elenden Amerikaner zu stürmen.

Wildes Jubelgeschrei ertönte auf allen Seiten und die jüngeren Krieger begannen den wilden Kriegstanz. Nur Sternenauge stand mit bleichen Wangen und finsterem Blick abseits, bis der junge Häuptling ihn erblickte und ihm höhnisch zurief:

„Warum freust du dich nicht auf den bevorstehenden Kampf? Deine Wangen sind bleich wie der Mond; ich fürchte,

auch die Kriegsfarbe wird die kaum färben können, denn die Bläße scheint vom feigen Herzen zu kommen!"

Blitzenden Auges trat der Jüngling auf ihn zu und rief heftig aus: „Frage Eulenauge, ob ich mich in der Schlacht am Mohawkfluß gefürchtet habe, als mir der Tomahawk, der deinen Vater rächen sollte, aus der Hand geschossen wurde! Aber wehrlose Weiber und Kinder zu morden, das ist feige, dazu geht Sternenauge nie in den Kampf!"

Ein wütendes Geheul erhob sich rund um ihn her bei diesen dem ganzen Gefühl der Wilden widerstreitenden Worten. Ihr Mut war ihr höchster Stolz, Wehrlose zu ermorden ihre

höchste Lust. Nun sollte mit einem Male dies letztere Feigheit sein!

Drohend flogen die Tomahawks in die Höhe. Der Häuptling aber, der den starken, kühnen Sternenauge längst als Nebenbuhler haßte, schrie ihn hohnlachend an:

„Da sieht man ja deine Feigheit! Am Mohawk hast du dich nicht mehr in die Schlacht gewagt, nachdem dir eine einzige Kugel nahe gekommen war, und jetzt fürchtest du dich vor Squaws und Papusen!“

Blutrot schoß das Blut in Sternenauges bleiche Wangen zurück bei dieser schweren Beleidigung; er dachte nicht an den sicheren Tod mitten unter all den erhobenen Mordbeilen. Blitzschnell fuhr auch seine Hand an den Tomahawk und hätte den Häuptling, der ganz nahe vor ihm stand, sicher getötet, wenn nicht Eulenauge sein Handgelenk mit eiserner Faust umspannt hätte. Dann rief der alte Krieger, der bei den meisten mehr Ansehen hatte, als der junge Häuptling:

„Spart eure Waffen für den morgigen Kampf, ihr werdet sie vielleicht mehr brauchen, als ihr denkt. Und dann kommt erst Fortn Fort! Du, Häuptling, hattest kein Recht, meinen Sohn zu beschimpfen, der dir in allen Stücken gewachsen ist und sich am Mohawk als ein echter Held gezeigt hat. Wenn er jetzt keine wehrlosen Weißen morden mag, so liegt das an seinem Blut; er ist eben von Geburt ein Blaßgesicht, aber durch meine Erziehung ein tapferer Irokese geworden. Du, Sternenauge, magst morgen zurückbleiben. Ihr andern bereitet euch vor auf den Kampf.“

Die verständigen Worte des alten, geachteten Kriegers verfehlten ihre Wirkung nicht, die Tomahawks senkten sich, beistimmendes Gemurmel ging durch die Reihen und der junge Häuptling fand es geraten, seine Wut einstweilen zu bändigen. Er wußte wohl, daß alle andern den schönen, starken, immer freundlichen Sternenauge gern hatten, wenn er auch eben ihren Zorn erregt hatte.

* * *

Die Gewißheit, daß Onkel Traugott wisse, wo sie seien, hatte Mutter und Tochter ein wenig getröstet in ihrer schrecklichen Lage. Geduldig folgten sie den Feinden stundenlang.

Es ging dem Süden zu; ohne Zweifel sollten Forty Fort und die Stadt Westmoreland auch angegriffen werden. Bald bemerkten sie auch andere Indianer, ja sogar weiße Soldaten. Der Anblick der letzteren machte ihnen auch ein wenig Mut. Die Hände waren ihnen mit Weidenruten auf den Rücken gebunden und schmerzten sehr. Dazu quälte sie der Hunger und besonders der Durst, denn seit dem vorigen Abend hatten sie gar nichts zu sich genommen. Um Mittag traf man beim großen Feldlager in der Nähe von Forty Fort ein. Frau Anna hatte schon mehrfach daran gedacht, Karl Schleicher um etwas Wasser zu bitten, aber das Wort erstarb ihr auf der Zunge, wenn sie den greulichen Menschen nur ansah. Jetzt am großen Versammlungsort der Krieger hatte er sich ganz entfernt; sie blieben sich selbst überlassen, nur hatte der junge Häuptling einem alten Krieger befohlen, sie zu bewachen. Der saß stumm neben ihnen auf dem Boden, mit der Büchse über den Knien. Wahrscheinlich ärgerte er sich, daß er Weiber bewachen mußte, während die übrigen Krieger im Lager herumschwärmen und sich in den Kantinen gütlich tun konnten. Ganz erschöpft hatten sich die beiden Gefangenen im Schatten eines Baumes gelagert. Das wilde Lagerleben erschreckte sie, zumal immer neue Indianerhorden herbeiströmten, welche die weißen Gefangenen wild genug anstarrten. Sie hatten schon mehrfach ihren Wächter auf Deutsch und Englisch um Wasser gebeten, er hatte nicht einmal aufgeblickt. Die weißen Truppen lagerten an der anderen Seite; als die Qualen des Durstes an dem heißen Sommertage immer unerträglicher wurden, sagte die Mutter zur weinenden Tochter:

„Wir wollen versuchen, zu den Engländern zu gehen und sie um Wasser bitten; die werden uns doch nicht verdursten lassen."

Als sie sich demnach mühsam erhoben und fortgehen wollten, sprang der Wächter jedoch wütend auf und schwenkte sein Mordbeil, da mußten sie bleiben.

Wieder kam ein Trupp Indianer daher, als letzte ein alter großer Krieger und ein stattlicher Jüngling, in dem sie trotz der dick aufgetragenen Kriegsfarbe sogleich einen Weißen erkannten. Auch der Jüngling hatte die beiden Gefangenen bemerkt und mitleidig richtete er seine großen blauen Augen auf dieselben.

Wunderbar, welch einen Eindruck Gestalt und Antlitz, Auge und Blondhaar auf die Mutter machte! Mit einem Male hatte sie den Mut, diesen schönen Jüngling um Wasser zu bitten, und unwillkürlich rief sie es in deutscher Sprache: „Wasser, Wasser!"

Der Jüngling blieb stehen, während der alte Indianer ein paar Worte mit dem Wächter wechselte, und dann den übrigen nachschritt. Dem Jüngling aber, dessen Herz durch den Anblick der armen Gefangenen mächtig bewegt war, kamen Wort und Stimme der Frau merkwürdig vertraut vor. — „Wasser? Wasser?" wiederholte er mit dem rauhen Gutturalton der Indianer, als überlege er, was das bedeuten solle. Frau Anna merkte nun, daß der Jüngling sie doch nicht verstanden habe, so gerne er ihnen offenbar auch helfen möchte; darum rief sie nun auf Englisch: „Water! Water!" Doch das schien der Jüngling erst recht nicht zu verstehen; er wiederholte nur immer mit sinnendem Ton das deutsche Wort: „Wasser!"

Mit einem Male aber blitzte es auf in seinen großen Augen; schnell trat er an die Mutter heran, berührte ihre Lippen mit dem rechten Zeigefinger, machte die Bewegung des Trinkens und Schluckens und schaute sie dann fragend an. Sie hatte seine Frage verstanden und nickte wiederholt mit dem Kopfe. Da eilte er davon und kam in wenigen Minuten mit einer Kürbisschale voll Wasser zurück, hielt es der Mutter zum Munde und freute sich über ihren langen, tiefen Trunk. „Gott segne dich, mein Kind!" sprach sie dann aus innerstem Herzen, während der Jüngling seine Schale Käty darreichte.

Auch diese Worte schienen den Jüngling merkwürdig zu berühren. Das Wort „Gott" wiederholte er mehrfach, als ob es ihm bekannt sei. Nun erst bemerkte er, wie die Gefangenen gefesselt waren und wie die grausamen Weidenruten ihnen ins Fleisch schnitten. Er redete eindringlich mit dem Wächter, der schüttelte aber das Haupt und brummte einige Worte, die jedenfalls keine Zustimmung waren. Da zog der Jüngling schnell sein Messer und durchschnitt die Weidenruten, ehe der auffahrende und wild schimpfende Wächter ihn hindern konnte. Dessen Drohung mit dem Tomahawk verlachte er ganz lustig,

klopfte dem Brummer freundlich auf die Schulter und beruhigte ihn allmählich.

Mutter und Tochter wußten kaum, wie ihnen geschah, und dankten innig dem lieben Gott für die Hilfe in der großen Not. Dabei hatten beide unwillkürlich die Hände gefaltet wie zum Tischgebet. Da kam dem Jüngling ein neuer Gedanke. Das Händefalten hatte ihn wirklich ans Tischgebet erinnert und weiter daran, daß die Gefangenen ja nichts zu essen hätten, obwohl sie gewiß ebenso hungrig wie durstig waren. Schnell holte er nun aus seiner Jagdtasche ein Stück getrockneten Hirschfleisches, schnitt zwei tüchtige Streifen davon ab und reichte mit glücklichem Blick einer jeden eins hin.

Mutter und Tochter verwunderten sich immer mehr, daß hier dieser wildfremde Indianerjüngling ihnen so zu Diensten war. Sie nahmen mit dankbaren Blicken die Gabe und aßen, denn trotz allen Jammers forderte ihre gesunde Natur ihr Recht.

„Er ist ein Weißer," sagte die Mutter, „wohl schon in seiner Kindheit zu den Wilden gekommen, denn er scheint nur die Indianersprache zu verstehen. So würde mein Willy jetzt aussehen, wenn er am Leben geblieben wäre."

„Ich glaube beinahe, er hat das Wort Wasser verstanden," meinte Käty, „denn er wiederholte es mehrmals, und gab uns dann zu trinken. Am Ende stammt er gar von deutschen Eltern."

„Das ist wohl möglich; in meiner Jugend sind viele deutsche Familien von den Wilden ermordet worden. Da mag irgend eine mitleidige Squaw den Kleinen mitgenommen haben. Jedenfalls ist er noch nicht so gefühllos geworden, wie die andern Wilden. Er scheint auch zu dem Stamme zu gehören, der uns geraubt hat, denn er kennt offenbar unseren Wächter. Wir wollen Gott danken, daß er uns den weißen Jüngling gesandt hat; er wird uns gewißlich beschützen, so gut er kann. Onkel Traugott ist auch auf unserer Spur; da wollen wir uns getrost in Gottes wunderbare Wege finden. Am meisten bedrückt mich das Schicksal des Vaters."

Bei den letzten Worten kamen der tapferen Frau doch wieder die Tränen, und Käty brach in lautes Schluchzen aus. Der Jüngling stand noch immer vor ihnen. Als sie seine Gabe annahmen und aßen, hatten seine Augen vor Freude

gestrahlt; jetzt schauten sie betrübt auf die bitteren Tränen der Armen. Er hätte sie gar zu gerne gestillt, und wußte doch nicht wie, denn er verstand ihre Sprache nicht. Er redete linde, freundliche Worte zu ihnen; sie schauten auch auf, doch er merkte, daß sie ihn nicht verstanden. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Dicht vor ihnen hinkniend, strich er erst der Mutter, dann der Tochter mit zartem Finger über die Wangen und wischte ihre Tränen ab. Dann legte er die Hand aufs eigene Herz, um sein Mitgefühl zu beweisen und diese allgemein menschliche Gebärdensprache verstanden die Gefangenen. Sie trockneten nun selbst ihre Tränen und blickten den Jüngling dankbar an. Da sprang er fröhlich davon.

Die folgenden Tage brachten freilich des Entsetzlichen so viel, daß Mutter und Tochter mehr als einmal am Leben verzagten. Sie mußten dies grausame Hinschlachten vieler Mitgefangenen mit ansehen; ohne den besonderen Schutz des jungen Häuptlings und die beständige Nähe des weißen Jünglings wären sie auch wohl nicht lebend davon gekommen, denn der brutale, englische Oberst Butler legte den Wilden fast gar nichts in den Weg beim Befriedigen ihrer Blutgier. Freilich bemerkten die Gefangenen auch bald, daß der Häuptling und der Jüngling durchaus keine Freunde waren; einmal hatte der erstere den letzteren mit wilden Worten hinweg getrieben, als er ihn dabei erwischte, wie er ihnen abermals Speise zutrug. Er schien dann freilich dem Wächter strengen Befehl gegeben zu haben, die Gefangenen keine Not leiden zu lassen, denn von da an wurden sie mit Speise und Trank genügend versorgt. War aber der Häuptling abwesend, so kam der Jüngling bald wieder herbei und erwies ihnen allerlei Aufmerksamkeiten. Dabei wandte er sich meistens zuerst und vornehmlich an die Mutter; die hatte er offenbar ins Herz geschlossen. Ganz anders der Häuptling; der nahte sich überhaupt nur der Tochter und blickte sie dabei oft so frech an, daß ihr vor ihm graute und sie am liebsten davon gelaufen wäre, wie am Tage vor dem Ueberfall.

Karl Schleicher hatte sich kaum mehr sehen lassen; er hatte in diesen blutigen Tagen sonst zu viel zu tun, denn sein Weizen blühte. Was die Wilden an guten Pelzwaren oder sonstigen Kostbarkeiten in den Farmer- und Bürgerhäusern raubten, er kaufte es ihnen um geringes Geld ab, denn die

roten Krieger kannten gar nicht den Wert der Sachen, mochten sich auch nicht lange damit herumschleppen. Als er doch einmal Zeit fand, nach den Frauen zu sehen, bemerkte er Sternenauge in ihrer Nähe. Betroffen machte er Kehrt und dachte:

„Ein Glück, daß die einander nicht verstehen, sonst würden sie einander auch bald erkennen, und dann säße mein Skalp wohl nicht fester als der Heinrich Diehls! Ich muß versuchen, Anna gleich zu gewinnen, sonst lernt sie die Sprache der Irokesen und lernt dann auch leicht ihren Knaben kennen. Ist die Mutter erst einmal meine Frau, dann wird ihr Wildling mich kaum mehr beißen."

* * *

Die Greuel im Wyomingtal waren endlich zu Ende; beute- und skalpbeladen kehrten die roten Krieger in ihre Dörfer zurück. Das war ein Jubel, als Weiber und Kinder die Heimkehrenden umsprangen. Im Dorfe Sternenauges freute man sich am meisten über die zwei weißen Frauen, die der Häuptling mit heimbrachte; nun gab es am Abend den lange entbehrten Marterpfahl, dessen unmenschliche Qualen dem entmenschten Wilden süßer schmecken als irgend Speise oder Trank. Die alten Weiber, voran die Mutter des Häuptlings, steckten schon die Köpfe zusammen und machten Pläne, wie sie die beiden am schrecklichsten und längsten martern könnten. Schon im voraus schwelgten sie in diesem auserlesenen Genuß; da traf sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel das Wort des Häuptlings:

„Niemand rühre die Gefangenen an; die sind gar nicht für den Marterpfahl bestimmt. Die ältere gehört meinem guten Freund, dem großen Händler; die jüngere nehme ich in meinen Wigwam, die soll meine Squaw werden!"

Lautes Murren und Keifen erhob sich ob diesen Worten, am lautesten aus dem Munde der grimmigen Häuptlingsmutter. Sie wütete nicht nur wegen des verlorenen Vergnügens, sondern weil sie alle Weißen bitter haßte, seitdem sie ihren Mann getötet hatten, und weil sie selbst ihrem Sohn längst eine Gemahlin aus ihrem Stamme bestimmt hatte.

„Diese weiße Schlange sollte in meinen Wigwam kommen und mein Herz durchbohren! Lieber erwürge ich sie gleich,

wie Königin Esther mit vierzehn Blaßgesichtern getan hat! Meine Rache ist ebenso heiß, wie die ihrige!"

Mit diesen Worten schwang sie wirklich einen Tomahawk über Kätys Haupt, die sich entsetzt in die Arme ihrer Mutter flüchtete. Schon wollte Sternenauge, der etwas derartiges erwartet hatte, herbeispringen, da faßte der Häuptling selbst den Arm der Rasenden und entriß ihr das Mordbeil. Doch ihrer Raserei hatte er damit nicht Einhalt getan. Mit gellendem Gekreisch stürzte sie sich abermals auf das arme Mädchen, schlug ihr ins Gesicht und raufte ihre Haare.

Da aber erwachte auch in dem Häuptling der Wilde; er ergriff nun seinerseits seine Mutter bei den Haaren, zerrte sie rückwärts und trieb sie mit wüstem Fluchen und harten Schlägen ins Zelt. Dann rief er laut: „Wer den Gefangenen ein Leid antut, dem spalte ich den Schädel mit eigener Hand!"

Da merkte jedermann, daß es ihm bitterer Ernst sei und fügte sich. Der Häuptling führte nun die zitternden Gefangenen in seinen Wigwam, der neben ihm selbst und seiner Mutter auch noch seine beiden Schwestern beherbergte. Nachdem er noch einmal die Seinen aufs schwerste bedroht hatte, wenn sie den weißen Frauen Gewalt antäten, befahl er ihnen, denselben zu essen zu bringen. Die Mutter rührte sich nicht, sondern saß mit verbissenem Grimm in der Ecke; die Schwestern aber fürchteten doch den Bruder, der ja ihr unbeschränkter Herr war, und taten, wie er gesagt.

Doch die Gefangenen vermochten vor Angst und Aufregung keinen Bissen zu essen; weinend und betend saßen sie in der dunklen Hütte. Besonders Käty war ganz fassungslos, sie legte ihren Kopf an der Mutter Brust und schluchzte zum Herzzerbrechen. Da gab denn die Mutterliebe der Mutter einigermaßen die Fassung wieder, sie versuchte die Tochter zu trösten. Die Worte fehlten zwar, aber bald gedachte sie an Paul Gerhards Lied, das ihr schon in so mancher Not Trost gebracht, und sie betete Vers um Vers das herrliche: „Befiehl du deine Wege."

Da ward auch Käty stille, denn göttlicher Trost kam mit den köstlichen Worten des Dichters ins erschrockene, verzagende Herz. Nach einer Weile gewannen sie es sogar über sich, von der dargereichten Nahrung zu essen.

Es war gut, daß sie sich körperlich ein wenig gestärkt

hatten, denn bald kam eine neue Prüfung, bei der gerade die Mutter völlig die Fassung verlor. Karl Schleicher kam herein und hielt in aller Form um ihre Hand an. Sprachlos, totenbleich, keines Wortes mächtig, starrte sie lange Zeit in sein von Trunk und anderen wüsten Leidenschaften entstelltes Gesicht. Erst als er aufs neue mit schmeichlerischen Worten seine Werbung vorbrachte, von seinem großen Reichtum redete und dem glücklichen Leben, das sie zusammen in Newyork

führen könnten, gewannen Zorn und Abscheu die Oberhand über das anfängliche starre Entsetzen, und sie rief ihm entgegen:

„Vor zwanzig Jahren hast du versucht, meinen Heinrich zu ermorden; jetzt hast du dein teuflisches Werk vielleicht an ihm vollbracht! Und mit deiner blutbefleckten Hand kommst du nun daher und bietest sie mir an!“

„Höre mich an, Anna,“ sagte hierauf der alte Wüstling; „damals habe ich es in rasender Eifersucht getan, denn du bist meine erste und einzige Liebe. Jetzt habe ich es weder

getan noch verschuldet. Ich bin nur zufällig als Händler zu den Indianern gekommen, ohne mein Zutun wäret ihr schon erschlagen, oder ihr würdet heute abend am Marterpfahl den qualvollsten Tod erdulden. Meine Frau ist längst gestorben, leben konnte ich ja doch nicht mit ihr. Sie hat mich erst recht zum Trunk gebracht; du würdest mich davon befreien, denn du kannst alles mit mir machen. Der Häuptling hat sich deine schöne Tochter zur Squaw ersehen; was für ein Leben das arme Kind in dieser Hütte führen müßte, das ist euch heute schon klar geworden. Sagst du ja, dann finde ich schon Mittel und Wege, sie von hier fortzubringen, auch wenn ich sie um hohe Summe loskaufen müßte. Sagst du nein, dann erwartet euch beide ein schreckliches Schicksal!"

Frau Anna schämte sich in die Seele hinein, daß ihr armes Kind das alles mit anhören mußte. Die Angst um das Schicksal desselben ließ ihr Mutterherz auch erbeben, aber die Entrüstung über die Frechheit dieses Menschen, der ihr, eben von der Leiche ihres geliebten Gatten kommend, von Liebe reden konnte, war doch zu groß, darum rief sie ihm zu:

„Und wenn ich heute abend sterben müßte, könnte ich nicht die Deine werden. Schon mein ertrunkener Knabe würde zwischen uns stehen, viel mehr noch mein erschlagener Gatte, wenn er wirklich tot ist, was noch gar nicht gewiß ist. Du wirst wohl die Büchse Onkel Traugotts am Knall erkannt haben, als ihr uns wegführtet. Wäre er nur um einige Minuten früher gekommen, so möchte dir und deinen roten Brüdern der Sieg nicht so leicht geworden sein. Aber wenn mein Heinrich auch wirklich tot ist, die Deine werde ich niemals!"

Wütend erhob sich der also Abgewiesene, indem er zum Abschied sagte: „Niemals ist eine sehr lange Zeit; der Marterpfahl mag dieselbe erheblich kürzen."

Als er nun aber gegangen war, brach die Mutter völlig zusammen, denn nun erst wurde ihr die Drohung des Schurken recht klar. Für sich selbst bereute sie ihre Worte keineswegs; sie wollte wirklich lieber sterben, als Karl Schleichers Gattin werden. Aber war es recht, ihr Kind, ihre herzliebe Käty, die eben erst ins Leben eintrat, einem lebenslangen, unaussprechlichen Elend als Sklavin eines grausamen Wilden zu

überlassen? Hätte sie als Mutter da nicht lieber das Schwerste erdulden müssen? Sollte sie nicht lieber den Mann zurückrufen? Allzulange würde sie das Leben an seiner Seite ja doch nicht ertragen; dann wurde sie wieder mit ihrem Heinrich und ihrem Willy vereint im seligen Himmel Gottes, wo alles Erdenleid so leicht und kurz erscheinen wird, wie der alte Pfarrer im Mohawktal ihr so oft gesagt hatte, um sie über den Verlust ihres Willy zu trösten.

„O, mein Gott, mein Gott, was soll ich tun?" stöhnte sie endlich nach langem, innerem Kampf. „Darf ich den unnatürlichen Bund eingehen, um mein Kind zu retten?"

„Mutter!" schrie da Käty auf, „du denkst doch nicht daran, auf die Worte des schrecklichen Mannes zu hören! O, denke doch nicht daran, um meinetwillen das zu tun! Ich könnte keine Stunde glücklich sein, wüßte ich dich in einem solchen Elend. Wer weiß, ob er nicht lügt, ob Vater nicht dennoch lebt, und mit dem Onkel auf unsere Befreiung sinnt. Der weiße Jüngling, der uns schon so viel Gutes getan hat, wird sicher nicht zugeben, daß sie uns martern."

Es war für die unglückliche Frau ein hoher Trost, ihr braves Kind so reden zu hören. Beide trugen eben die rechte Liebe im Herzen, die stets bereit ist, für den andern zu leiden. Sie wurden beide etwas ruhiger, wenn auch die Stunden bis zum Abend in Hangen und Bangen vergingen. Ihr Glaube war's, der ihnen vor allem die Kraft gab, geduldig der Hilfe des Herrn zu harren. Sie beteten ohne Unterlaß zum lieben Gott, und er erhörte ihr Flehen. Der Abend kam, aber niemand holte sie zur Marter. Der junge Häuptling kam auf wenige Augenblicke zur Hütte, blickte sie ganz freundlich an, sprach einige Worte zu den Schwestern und ging dann wieder fort. Die drei Indianerinnen verließen darauf das Zelt, um an dem wilden Siegesfeste teilzunehmen, das draußen gefeiert wurde. Durch die Zeltöffnung konnten die Gefangenen sehen, wie alt und jung um ein mächtiges Feuer herumsaßen und die Branntweinflaschen kreisen ließen. Dann erhob man sich zu Spiel und Tanz, wobei die wildesten Sprünge gemacht wurden, als wären die Tänzer alle rasend geworden. Das fortwährende Geheul erinnerte sie nur zu deutlich an den Ueberfall, und erschreckte sie immer aufs neue. Niemand schien sich um sie zu bekümmern; an eine Flucht der beiden

Frauen aus dieser Wildnis heraus, war ja allerdings auch nicht zu denken.

„Mutter," sagte Käty endlich, nachdem sie die Reihen der Wilden mit den Augen durchflogen hatte, „der weiße Jüngling ist nicht dabei; wo mag der wohl bleiben?"

„Er wird wohl keine Freude haben an Tanz und Trinkgelage. Ach, wäre er nur bei uns, oder wir in seinem Zelt, da wäre mir schon die halbe Last abgenommen."

In dem Augenblick erscholl hinter ihnen ein leises „Hist!" Erschrocken schauten sie sich um, denn der Ton schien aus dem Zelte selbst zu kommen, das doch außer ihnen keinen Menschen barg. Aber da kam das „Hist!" nochmals, diesmal ganz klar und deutlich. Nun sahen sie auch, wie die Zeltwand von einer weißen Hand gehoben wurde, und darunter ein weißes Gesicht erschien. Wäre nicht schon so viel des Entsetzlichen über sie gekommen in den letzten Tagen, sie hätten wohl einen kleinen Schreckensruf ausgestoßen bei dem unerwarteten Anblick. Aber so still und vorsichtig nahte ihnen hier sicher keine Gefahr. Und nun hatten Kätys scharfe Augen auch schon das Gesicht erkannt, obgleich vom Lagerfeuer her durch die Zeltöffnung nur ein fahler Schein auf dasselbe fiel.

„Es ist der weiße Jüngling!" flüsterte sie erfreut, „er wird uns sicher nichts Böses tun."

Damit ging sie frisch auf ihn zu und bemerkte jetzt erst ein Körbchen mit Beeren, das er ihnen gebracht. Er winkte und nickte auch so lange, bis sie die schöne Gabe kosteten. So hatte ihnen noch nichts geschmeckt, seit sie die Heimat verlassen hatten. Es war mit Liebe gebracht, das konnten sie an den strahlenden Augen des Jünglings erkennen. Wollten sie innehalten, so forderte er gleich wieder durch freundliches Winken zu weiterem Essen auf, bis auch die letzte Beere verzehrt war. Dann nahm die Mutter das leere Körbchen, brachte dem Jüngling dasselbe zurück, legte ihm dabei die Hand auf den blonden Scheitel und sprach leise und innig: „Gott segne dich, mein Kind."

Der Jüngling schloß die Augen, als sie das tat, und ließ die Hand eine ganze Weile auf seiner Stirne ruhen, daß sich die Mutter dessen wirklich verwunderte.

Sie konnte ja nicht wissen, daß in dem Augenblick ihre

Hand auf dem Haupte ihres eigenen Fleisches und Blutes ruhte; konnte nicht ahnen, welch wundersame Gedanken das Herz des Jünglings durchfluteten. Ja, gerade so hatte, dessen wurde er sich nun klar, die Hand seiner lieben Mutter immer beim zu Bette bringen auf seinem Haupte geruht. O, daß sie nochmals so da ruhen möchte, wie jetzt die weiche Hand dieser fremden Frau. So mußten wohl alle weißen Mütter ihren Kindern die Hand aufs Haupt legen. Das war doch noch ein viel glücklicheres Gefühl, als wenn die gute alte Suwami ihn pflegte. Wie freute er sich nun über seinen Einfall, den armen weißen Frauen eine Erquickung zu bringen!

Er wußte gar nicht, wie sehr er sie erquickt hatte; wußte nicht, daß beide in diesen Augenblicken immer noch bangten vor dem Marterpfahl, der sonst der Gefangenen wartete, und den der schurkische Händler ihnen angedroht hatte. Er wußte, daß der Häuptling die Tochter und der Händler die Mutter zur Squaw nehmen wollten, und bedauerte beide deswegen. Er wußte auch, wie die Mutter des Häuptlings trotz des Befehls ihres Sohnes die armen Gefangenen quälen würde; er hatte schon mit Suwami darüber gesprochen. Wie gerne hätte er jetzt beide seiner und Suwamis Freundschaft versichert. Als die mütterliche Hand so lange und liebevoll auf seinem Haupte ruhte, sprach er es wirklich aus.

„Sorgt euch nur nicht; Suwami und ich sorgen für euch!"

Die Frau hob die Hand von seinem Haupt und sprach ihrerseits einige Worte; beide merkten jedoch an den fragenden Augen, daß sie sich nicht verstanden hatten. Da rief Käty leise, mit warnender Stimme:

„Mutter, die alte Indianerin kommt zurück!"

Erschreckt kroch die Mutter darauf auf ihren vorigen Platz, nachdem sie das Haupt des Jünglings sanft zurückgeschoben und durch andere Zeichen ihn vor der nahenden Gefahr gewarnt hatte. Diese Zeichensprache verstand derselbe sofort, doch es bedurfte dieser Warnung nicht einmal. Sein scharfes Ohr hatte trotz des Getöses am Lagerfeuer den nahenden Schritt bemerkt, wenn sein Auge die Gestalt auch nicht sah. Noch ein herzgewinnendes Lächeln, ein schnelles Winken mit der Rechten, und sie hörten und sahen nichts mehr von ihm.

Die alte Squaw warf ihnen böse Blicke und böse Worte

zu bei ihrem Kommen und bereitete sich selbst etwas zu essen, ohne jedoch den Gefangenen einen Bissen zu gönnen. Auch ihre Töchter kamen heim und alle legten sich nacheinander zur Ruhe. Alle Decken und Felle nahmen sie für sich selbst, für die weißen Frauen hatten sie nur giftige Blicke und Worte.

Am Lagerfeuer hielten jetzt nur noch die Krieger aus, die sich am Feuerwasser gütlich taten, bis sie alle trunken waren.

„Gott sei Dank, für heute ist die Gefahr gewiß vorüber," flüsterte endlich die Mutter der Tochter ins Ohr, welche todmüde ihr Haupt auf der Mutter Schulter gelegt hatte. „Ohne die Beeren des Jünglings hätten wir gar nichts zu essen bekommen. Soweit hat der liebe Gott uns gnädig das Leben bewahrt, wo so viele Weiber und Kinder ermordet sind. Ihm wollen wir fernerhin Leib und Seele befehlen. Komm jetzt, mein Kind, lege deinen Kopf in meinen Schoß, ich lehne mich hier ein wenig an die Zeltstange, zudecken kann ich dich nicht, aber es ist ja eine warme Nacht."

„O, Mutter, ich kann doch nicht schlafen; ich ängstige mich so vor der Heimkunft des Häuptlings," sagte Käty, den Hals der Mutter weinend umfassend.

„Versuche es nur, mein Kind, der liebe Gott schenkt dir doch vielleicht die Ruhe, die du so nötig hast. Vielleicht kehrt der Häuptling gar nicht heim zur Hütte; mehrere Krieger liegen schon im trunkenen Schlaf im Freien umher. Bete deine gewohnten Gebete, und denke, daß der liebe Gott sich mit Sorgen und Grämen gar nichts nehmen läßt."

„Aber du wirst gar nicht schlafen, liebe Mutter; da will ich lieber mit dir wachen."

„Ich kann das Wachbleiben viel besser vertragen, und freue mich, wenn du endlich Ruhe findest. Sei meine gehorsame kleine Käty und lege dich hierher."

Nun folgte Käty; lange und eindringlich betete sie zum himmlischen Vater und schloß wie allabendlich mit dem „Breit' aus die Flügel beide". Während des Gebetes kam Ruhe ins arme verzagte Herz, sie schmiegte sich dicht an die treue Mutter, legte den Arm über ihren Schoß und bei der letzten Strophe schon war sie glücklich entschlummert. Da sandte die Mutter ein Dankgebet zum Himmel empor und seufzte erleichtert auf. Sie selbst fand freilich lange, lange noch keinen Schlaf. Ihr

Heinrich, ihr treuer Gatte, stand ihr immer wieder vor Augen, wie er unter dem Beil des Wilden zusammensank. Sie wußte ja nichts Gewisses, aber Schleicher hatte gesagt, er sei gefallen, und sie selbst meinte, dicht hinter sich Schüsse vernommen zu haben. Eine Möglichkeit war da, daß er, vielleicht schwer verwundet, sich zum Onkel durchgeschlagen, oder daß dieser ihn gerettet hätte. Aber sie konnte in diesen schweren Stunden selbst nicht so recht daran glauben. Das uralte: „Warum, o Herr, warum?" erhob sich auch in ihrem Herzen, und lange und schwer war der Kampf, bis sie in des Heiligen Geistes Kraft sprechen konnte: „Herr, dein Wille geschehe."

Der Häuptling war endlich heimgekommen, aber sofort zu Boden gesunken zu festem Schlaf. Sie fürchtete ihn eigentlich weniger als die Frauen. Daß er sich an ihrem jungen Kinde vergreifen würde, fürchtete sie kaum; daß er es wirklich zu seiner Squaw machen wolle, wie Schleicher gesagt, das glaubte sie, denn ihre Käty war ein sehr schönes Mädchen. Aber darüber ging sicherlich noch einige Zeit hin, und mit der Zeit kam Rat.

Mitternacht war vorüber, und noch immer saß sie wachend da, das Haupt ihres schlafenden Kindes im Schoß. In den vorigen Nächten, die sie im Walde zugebracht, hatten sie sich doch selbst ein Lager aus Zweigen und Blättern bereiten dürfen; hier hatten die wüsten roten Weiber ihnen nichts gelassen als den harten Erdboden. Doch Frau Anna war eine kerngesunde Frau mit starken Nerven. Nachdem ihre Seele im langen Gebet einigermaßen Ruhe gefunden, forderte auch endlich der müde Leib sein Recht, sie legte den Arm gegen die Zeltstange, legte das Haupt darauf und sank in einen tiefen, gesunden Schlaf.

* * *

Als Suwami die beiden weißen Gefangenen hatte ins Dorf kommen sehen und Sternenauge an ihrer Seite, da hatte es ihr einen Stich ins Herz gegeben, denn diese Frauen sahen ihrem Liebling ähnlich bis aufs Haar. Nun hatte der große Gott ihre Bitte, die ihr so schwer geworden, daß ihr Liebling seine rechte Mutter einst wiederfinden möge, schon erhört, viel schneller, als sie es erwartet und gewünscht hatte. Freilich ging nun Sternenauge nicht zu ihnen in ihr großes, schönes

Haus, wie sie gefürchtet, sondern sie kamen zu ihm als Gefangene in das Dorf. Aber sicherlich mußte sie, die arme, häßliche, alte Suwami nun ganz zurücktreten vor dieser schönen jungen Frau, die noch dazu seine wirkliche Mutter war. Sie preßte die Hände aufs alte Herz, als wollte sie es zwingen, sich zu fügen in des großen Geistes Willen. Unwillkürlich faltete sie dabei die Hände, und beim Händefalten kamen ihrer Seele Gebetsworte: „Lieber, guter, großer Gott, die alte Suwami dankt dir, daß du Sternenauge glücklich aus dem Kriege heimgebracht! Gib nun auch, daß er die alte Suwami nicht ganz vergißt über seiner rechten Mutter."

Demütig, wie sie war, hatte sie sich auch schnell in die Rolle gefunden, die sie nun spielen wollte. Ihr Leben lang hatte sie gedient, warum sollte sie nun nicht auch der Mutter ihres Lieblings dienen? Wohl hatte sie geholfen, derselben den Sohn zu rauben, aber sie hatte ihn doch auch all die Jahre gehegt und gepflegt, wie keine Mutter es besser tun konnte. Da würde die schöne weiße Frau ihr nicht gar zu böse sein.

So weit war sie in ihren Gedanken gekommen, als sie bemerkte, daß Sternenauge von den beiden Frauen zurücktrat, wenn er sie auch fest im Auge behielt. Er sah auch gar nicht so froh aus, wie sie erwartet hatte; vielmehr schien schwere Sorge aus seinen Zügen zu sprechen. Sie hatte erwartet, daß Eulenauge, der nicht weit von Sternenauge daherschritt, die Mutter und Schwester des letzteren doch sicherlich sofort zu ihr führen würde. Statt dessen drängten die wilden Weiber und Kinder sich um die Gefangenen, sie vernahm des Häuptlings Worte und sah, wie er die Frauen in seinen Wigwam führte, ohne daß Sternenauge irgendwie dagegen redete. Sollte sie sich doch geirrt haben?

Unruhig lief sie dem Jüngling entgegen und vergaß fast der freudigen Begrüßung über der Frage: „Wer sind die Frauen?"

„Sie sind aus dem Wyomingtal, mehr weiß ich nicht, denn ich bin nicht mitgezogen in den Kampf gegen Weiber und Kinder."

Der alten Suwami stockte fast der Atem, als sie das vernahm. Also war ihre Vermutung doch nicht wahr! Schon schwebte es ihr auf der Zunge, zu sagen: „Aber sie sehen

dir ganz wunderbar ähnlich; ich glaubte gewiß, du hätteſt Mutter und Schweſter gefunden." Doch ſchnell beſann ſie ſich eines andern. Daß ſie ſelbſt den Knaben beunruhige, dazu war ſie doch wohl nicht verpflichtet. Hätte er ſie gefragt, ſo hätte ſie ihm ehrlich ihre Meinung geſagt. Alſo durfte ſie immer noch Mutter ſein zu dem heißgeliebten Jungen! Deſto lieber wollte ſie nun aber die armen Gefangenen haben, die in der Hütte des Häuptlings ſicher keine frohe Stunde erleben würden, dazu kannte ſie ihre alte Feindin, die Häuptlingsmutter, zu genau. Der ſchreckliche Auftritt, der gleich folgte, zeigte nur, wie ſehr ſie recht gehabt mit ihren Befürchtungen. Sowie ſie Sternenauge allein hatte, ſagte ſie denn auch:

„Ich wollte nur, wir könnten die armen Gefangenen in unſern Wigwam holen; die böſe Squaw wird ſie trotz des Verbots ihres Sohnes doch zu Tode quälen, denn ſie hat längſt ein ganz anderes Mädchen für ihn ausgeſucht. Sicherlich müſſen ſie heute gleich hungern, denn der Häuptling wird ſich beim Siegesfeſt wenig um ſie kümmern können."

„Da gehe ich gleich in den Wald, Beeren pflücken," ſagte hierauf Sternenauge; Feuerwaſſer trinke ich doch nicht, und wenn alle beim Lagerfeuer ſind, kann ich leicht zu ihnen gehen. Ich habe ſchon für ſie geſorgt, ſeit ich ſie erblickte, aber ſie ſind unſere einfache Speiſe nicht gewöhnt und eſſen faſt gar nichts. Beeren ſchmecken aber immer gut. Weißt du noch, wie du mir das erſte Körbchen brachteſt? Ich habe es nie vergeſſen."

Damit eilte er in den Wald, und die alte Suwami ſchaute ihm gerührt nach; er war doch ein gar zu lieber Junge, daß er ſelbſt jener kleinen Gabe noch dankbar gedachte.

Es war bereits heller Tag, als Frau Anna erwachte. Die roten Weiber, die ſchon in der Hütte herumhantierten und das Frühſtück bereiteten, hatten ſie aus ihrem feſten Schlaf aufgeſtört. Ihr erſter Blick fiel auf ihr Kind, das immer noch ſanft in ihrem Schoße ſchlummerte, und ihr erſter Gedanke war ein Dank gegen Gott, daß er ihr, ihre Käty bisher ſo gnädig bewahrt. Auch ſie fühlte ſich erquickt, wenn ihr auch die Glieder ein wenig ſteif geworden waren. Nun erwachte auch Käty, und im friſchen Morgenſonnenſchein zeigte ſich auch den Schwerbetrübten die Welt in freundlicherem

Lichte als unter den Schatten der Nacht. Als sie das einfache Mahl der Indianerinnen sahen, regte sich der Appetit, denn sie hatten seit dem vorigen Mittag nichts über die Lippen gebracht, als die Beeren des weißen Knaben. Aber auch heute reichten die roten Weiber ihnen keinen Bissen. Ja, als Käty, von Durst gepeinigt, nach einem nahe stehenden Gefäß langte, riß die alte Squaw ihr dasselbe mit bösem Blick aus der Hand. Als ihr Sohn endlich erwachte, sein Essen verlangte, und fragte, ob die weißen Frauen schon gegessen hätten, sagte sie frech „ja". Selbst konnten die armen Gefangenen sich ihm ja nicht verständlich machen.

Da faßte sich die Mutter endlich ein Herz. Sie nahm Käty bei der Hand und ging hinab zum Bach, um wenigstens ihren Durst zu löschen. Sowie sie aus dem Zelt traten, schlüpfte der freundliche weiße Jüngling aus einem benachbarten Zelte mit einem aus Wurzeln geflochtenen Korbe und eilte hinter ihnen her. Wie freudig waren sie überrascht, als er ihnen mit seinem sonnigsten Lächeln mehrere warme Kornkuchen nebst einigen saftigen Fleischschnitten reichte. Heißhungrig griffen sie danach, Gott und dem Jüngling von Herzen dafür dankend. Doch mitten im hastigen Essen erschreckte sie die Stimme des Häuptlings, der schnell daher kam und zornig auf den Jüngling einredete. Daß zwischen beiden keine Freundschaft bestand, hatten sie ja längst gemerkt. Die zornigen Worte verstanden sie nicht, konnten sich den Sinn derselben aber ungefähr denken. Der Häuptling hatte zu Sternenauge gesagt:

„Jetzt hat's aber ein Ende mit dem Umschleichen der Gefangenen. Auf dem Marsche mochte es hingehen, jetzt sorgt meine Mutter für sie. Du frecher Bursche denkst wohl, sie gehören dir, weil du auch ein Blaßgesicht hast!"

„Deine Mutter läßt die armen Gefangenen verhungern!" rief der Jüngling ebenso heftig entgegen, „während du deinen Rausch ausschläfst. Sieh nur, wie heißhungrig sie der alten Suwami Kuchen verzehren."

In dem Augenblick nahte sich auch der Händler und der Häuptling rief ihm zu: „Frage die Frauen, ob sie in meiner Hütte nichts zu essen bekommen haben."

Karl Schleicher stellte die Frage, und erhielt zur Antwort:

„Keinen Bissen hat man uns gegönnt, selbst einen Trunk Wasser hat man uns verwehrt."

Als dem Häuptling diese Antwort übersetzt wurde, eilte er mit langen Sprüngen zu seinem Wigwam zurück, und wildes Kreischen und Wehklagen verkündete alsbald, wie er seinem Befehl Achtung zu verschaffen suchte.

„In dies Elend hast du uns gebracht, Karl Schleicher; so wahr ein Gott im Himmel ist, so gewiß wird auch deine Strafe einst dafür kommen!"

Mit diesen Worten wandte sich Frau Anna an den Händler. Dieser lachte höhnisch auf bei dem Nennen des Namens Gottes und sagte:

„Man muß allerdings an seinem Dasein zweifeln, wenn es solch frommen Leuten wie euch so elend geht, und solch einem Gottlosen, als den ihr mich ansehet, so gut. An euren Gott glaube ich allerdings nicht mehr; das tut heute kein gebildeter Mann. Aber das Unglück habe ich nicht verschuldet, wie ich dir schon einmal beteuerte."

„Warum bist du dann am Tage vor dem Ueberfall mit dem Häuptling ins Dorf gekommen, wenn du nicht spionieren wolltest? Daß du gerade unser Unglück wolltest, will ich nicht sagen, obgleich es nahe genug liegt. Aber mit den blutgierigen Wilden bist du verbündet; du hast sie mit deinem Rat geleitet, und so hast du unser Unglück verschuldet. Gott möge es dir vergeben."

„Anna, wenn ich mit am Kriege teilnahm," sagte hierauf der Händler, indem er versuchte, freundlich zu reden, „so tat ich nur dasselbe wie Hunderte von Engländern, die ihren Untertaneneid dem Könige nicht brechen wollten. Wenn ich dennoch bei diesem Zuge unrecht tat, dann geschah es aus rasender Liebe zu dir. Mein Wort hat verhindert, daß du nicht gestern abend unter unsäglichen Qualen sterben mußtest. Ich will dir Zeit lassen, denn gegen deinen Willen möchte ich dich doch nicht heiraten, du könntest mich im Schlaf erwürgen, trotz all deiner Frömmigkeit. Ich will dir ein Jahr Zeit geben; dann wirst du ruhiger urteilen, wirst auch vom Tode deines Mannes überzeugt sein. Auf meine Vorstellung hat der Häuptling auch versprochen, noch ein Jahr auf die Verbindung mit deiner Tochter zu warten, zumal sie jetzt noch ein Kind ist. Uebers Jahr aber, wenn ich wiederkehre,

geht's zum Hochzeitsmahl oder zum Marterpfahl, das schwöre ich dir."

Immer lauter hatte er seine Stimme erhoben bei den letzten drohenden Worten, und sein wilder Blick ließ diesmal keinen Zweifel aufkommen an seiner Aufrichtigkeit. Frau Anna fühlte, daß dieser Mann imstande war, sie am Marterpfahl sterben zu sehen, wenn sie sich ihm nicht ergab. Doch: „Lieber sterben, als mit ihm leben!" erscholl es in ihrem Innern; und die Worte drängten sich auf ihre Zunge. Aber sie sprach sie dennoch nicht aus, denn ein zweiter Gedanke sagte ihr, daß es nutzlos sei, ihn weiter zu reizen.

Sie war dankbar für die Gnadenfrist; was konnte sich in einem Jahre nicht alles ereignen! Darum drängte sie ihre Empörung zurück und schwieg ganz still. Dabei fiel ihr Blick auf Sternenauge, und sie erschrak fast vor der Glut des Zornes und Hasses, die jetzt in den bisher so sonnigen Augen des Jünglings brannte. Mit geballten Fäusten stand er da, als wollte er sich auf den Händler stürzen. Auch dieser hatte den Jüngling offenbar bemerkt, denn er warf ihm einen finsteren Blick zu, ohne sich jedoch weiter an ihn zu kehren.

„Die sind auch keine Freunde," dachte Frau Anna; dann fragte sie hastig den Händler: „Kennst du den Knaben, der so freundlich zu uns ist?"

Der abgehärtete Schurke entfärbte sich doch ein wenig bei dieser Frage der armen Mutter, die ihren heißgeliebten Sohn vor sich sah und ihn nicht kannte, auch kein Wort mit ihm reden konnte. Doch Karl Schleicher war nicht der Mann, der weichen Regungen Raum gab, oder vor einer neuen Lüge zurückschreckte. So lange er Mutter und Kind voneinander halten konnte, sollte es geschehen. Darum sagte er scheinbar gleichgültig:

„Irgend ein aufgelesenes Kind ermordeter Eltern, wie ich aus dem Gespräch der Indianer vernommen habe. Er stammt aus Pennsylvanien und scheint ein frecher Bursche zu sein, darum habe ich mich nie mit ihm eingelassen. Jetzt hat er wohl trotz seiner Jugend sein Auge auf deine Tochter geworfen, darum tut er so freundlich. Vor dem nehmt euch nur in acht. Der Häuptling kann ihn sowieso nicht leiden

und wird ihn sicher noch einmal erwürgen wegen seiner Unverschämtheit."

Wenn er gemeint hatte, durch seine Lügen die Gefangenen gegen den Jüngling einnehmen zu können, so hatte er sich gründlich getäuscht. Frau Anna freute sich vielmehr, daß der Jüngling ein Feind des Schurken war. Käty errötete ein wenig, als der Händler die anzügliche Bemerkung machte; doch war auch sie noch viel zu sehr Kind, um sich viel dabei zu denken.

Als nun der Händler Frau Anna die Hand zum Abschied reichte, sagte dieselbe mit tiefem Ernst:

„Karl Schleicher, ich glaube, daß du mitschuldig bist am Blute meines Mannes; deine Hand erscheint mir blutrot, da kann ich sie nicht drücken."

Der Händler biß sich auf die Lippen, bis sie bluteten. Zornige Worte drängten sich ihm auf die Zunge, doch er drängte sie zurück, und sagte so freundlich wie er konnte: „Die Zeit wird deinen Schmerz mildern und mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Du bist die einzige, die mich wieder auf ordentliche Wege bringen kann, Anna, das bedenke auch. Ich würde dich auf den Händen tragen."

Sie antwortete nicht; stumm gingen sie auseinander. Wie gerne hätte sie nun mit dem Jüngling geredet, den Gott ihnen immer wieder zu ihrer ärgsten Not zum Trost bestellte. Aber der einzige Dolmetscher im Lager wollte nichts von dem Jüngling wissen und ging davon, ohne ein Wort zwischen ihnen zu vermitteln. Sie konnte nur seine Rechte ergreifen und ihm dankbar in sein herrliches Strahlenauge schauen. Ja, dieses Auge! Erinnerte es sie nicht lebhaft an das ihres ertrunkenen Willy? Das war ebenso groß und hell!

„Wenn seine Mutter noch leben sollte, wie mag sie sich nach dem schönen Knaben sehnen," sagte sie dann zu Käty. „Doch da kommt der Häuptling zurück; er scheint seine Weibsleute ordentlich verprügelt zu haben. Vielleicht werden sie uns nun zu essen geben, aber freundlicher gesinnt werden sie uns darum sicher nicht! Doch, er winkt, und wir müssen folgen. Müssen wir wirklich ein ganzes Jahr hier bleiben, dann werden wir uns ja auch einigermaßen mit dem Jüngling verständigen und seine Geschichte kennen lernen."

Dann wuschen sich Mutter und Tochter am Bach, ord-

neten, so gut es ging, ihr Haar und folgten dann schweren Herzens dem Häuptling in sein Zelt. Die Blicke der drei Indianerinnen waren ebenso finster wie vorher, doch jetzt auch furchterfüllt. Auf eine herrische Gebärde des Bruders holten die beiden Schwestern hervor, was sie an Speise besaßen und die größte Leibesnot hatte ein Ende.

Karl Schleicher rüstete zum Aufbruch und mehrere Indianer begleiteten ihn. Noch einmal blickte er lange zum Häuptlingszelt, dann schwang er sich in den Sattel mit den Worten: „Auf nächstes Jahr!"

Einige Wochen waren so ins Land gegangen. Bleischwer schlichen den armen Gefangenen die Tage dahin. Gewalttätig waren die Indianerinnen nicht wieder geworden, seit dem ersten Tage, aber es herrschte dennoch eine Gewitterluft in dem engen Zelt, die sich jeden Augenblick entladen konnte. Die alte Squaw redete überhaupt keine Silbe mehr, solange ihr Sohn anwesend war; sie tat auch keinen Handschlag mehr, sondern saß den ganzen Tag finster brütend in ihre Decke gehüllt. Schwer wurde es den Gefangenen, sich an die rohe Lebensweise der Wilden zu gewöhnen, schon daran, daß Männer, Frauen und Kinder Tag und Nacht dichtgedrängt in einem engen Zelt zusammen hausten. Schwer wurde den arbeitsfrohen deutschen Frauen auch die erzwungene Untätigkeit. „Hätte ich doch bloß meinen Strickstrumpf zur Hand," seufzte manchmal die Mutter.

„Und könnte ich doch nur einmal in unsern schönen Garten gehen," sagte dann wohl Käty; „der wird nun ganz verwildern, ich konnte es gleich merken, wenn ich nur einen Tag nicht darin arbeitete." Dabei kamen dann wieder die Tränen.

Sie versuchten bald, sich den Indianerinnen nützlich zu machen, beim Wasserholen, Kornmahlen zwischen den zwei Steinen und dergleichen, und die von Natur trägen Wilden nahmen das bald als selbstverständlich gerne hin.

Als Mutter Anna dann einige Male zugesehen hatte, wie die Wilden die Kuchen aus dem groben Kornschrot machten, versuchte auch sie ihre Hand, und übertraf bald die roten Frauen. Am meisten vermißte sie dabei Salz und Schmalz. Letzteres ersetzte sie bald durch das Fett von Wildgänsen und anderem Wildbret. Die Kuchen schmeckten gleich viel besser

und der Häuptling grunzte seinen Beifall. Auch das Bohnengericht wurde in gleicher Weise verbessert. Salz fehlte freilich gänzlich im Lager. Frau Anna versuchte dem Häuptling klar zu machen, was sie meine; sie tat, als ob sie etwas mit den Fingern über die Kornkuchen streue und wiederholte immer wieder das englische Wort für Salz.

Er verstand sie nicht, so redliche Mühe er sich auch gab. Doch da kam ihm ein Gedanke! Hurtig sprang er hinüber zum Zelte des weißen Jünglings und kam bald mit demselben und dem großen alten Indianer, der dort hauste, zurück. Nun forderte er Frau Anna durch Zeichen auf, ihre Bitte zu wiederholen. Sie tat es, und beide schauten aufmerksam zu und wiederholten das Wort: „Salz!"

Lange fehlte auch ihnen das Verständnis; endlich aber blitzte es auf in den Augen des Jünglings, er rief laut einige indianische Worte und das beifällige Gemurmel und Nicken der andern bezeugten, daß man glaubte, er habe das Richtige verstanden. Sofort schickte der Häuptling einige Krieger aus, die auch nach einigen Tagen wirklich mit einem kleinen Sack Salz zurückkamen, zur großen Freude der Gefangenen, denen jetzt erst die derbe Speise der Indianer einigermaßen mundete. Den Indianern schmeckten freilich die gesalzenen Kuchen und Bohnen so wenig wie dem echten Schwaben die gesalzene Butter.

Trotzdem die Gefangenen sich so ein wenig Arbeit suchten, blieb ihnen doch viel zu viel müßige Zeit zum Grübeln, und sie freuten sich ordentlich, als es an die Korn- und Bohnenernte ging. Da arbeiteten sie mit einem Eifer und Geschick, daß sich die Kinder der Wildnis nicht genug verwundern konnten. Am meisten freute sich darüber der Häuptling; er meinte, seine schöne weiße Squaw würde einmal aufs beste für ihn sorgen. Sobald man sie gewähren ließ, gingen sie auch mit den andern Weibern und Mädchen in den Wald, um Beeren und Nüsse zu suchen. Die andern gingen ihnen freilich dabei immer aus dem Wege, wenn sie sie auch immer im Auge behielten. Nur eine alte Indianerin, dieselbe, in deren Hütte der weiße Jüngling wohnte, wagte sich eines Tages in ihre Nähe und sprach einige Worte, die freundlich klangen. Am nächsten Tage näherte sie sich abermals, diesmal begleitet von dem weißen Jüngling. Erfreut gingen

sie ihm entgegen und reichten ihm die Hand. Im Lager hatten sie nur selten Gelegenheit, das zu tun, da der Häuptling dann leicht zürnte.

Auf die alte Squaw deutend, sagte der Jüngling laut: „Suwami!" und die Gefangenen verstanden bald, was er meinte, denn er redete die Alte oft an mit dem Namen. Bald nahm er eine Beere und sagte deren Namen auf seine Sprache; Mutter und Tochter sprachen es nach, und der Sprachunterricht hatte begonnen. „Beeren, Nüsse, Bäume, Wasser, Himmel, Erde", — am Abend wußte Käty all diese Dinge indianisch zu benennen; die Mutter hatte sie nicht so gut behalten. Nun kam der junge Sprachlehrer öfters; die Gefangenen lauschten auch auf das Gespräch der andern Wilden und sammelten so langsam einen kleinen Wortschatz. Wie dankten sie allabendlich dem lieben Gott, daß er ihnen den weißen Jüngling gesandt habe, ihr schlimmes Los zu erleichtern!

Mit dem Anbruch des Herbstes wurde die erste große gemeinschaftliche Jagd unternommen, bei der alle Männer des Stammes auszogen. Am Abend vorher sagte Suwami zu Sternenauge: „Ich fürchte, ihr findet die weißen Frauen nicht mehr am Leben, wenn ihr heimkehrt. Ich hörte vorhin einige Worte der Mutter des Häuptlings, die das Schlimmste befürchten lassen. Die letzten Wochen hat sie sich so still gefügt, um ihn sicher zu machen, aber ihre Rachsucht wird immer schlimmer. Sie sagt, die weißen Weiber haben ihrem Sohne Medizin gegeben, um ihn zu bezaubern, sie müssen sterben. Von den andern Frauen wird keine ihnen beistehen; am liebsten würden sie dieselben immer noch zu Tode martern. Ich aber bin alt und schwach und kann ihnen wenig helfen. Ob ich's Eulenauge sage, damit er den Häuptling warnt?"

„Das würde wenig nützen. Wenn Eulenauge die weißen Frauen auch nicht gerade haßt, so sind sie ihm doch gleichgültig. Er würde kaum eine Hand zu ihrer Verteidigung regen."

„Ich möchte es dennoch tun."

„Dann versuche es nur; ich aber werde selbst einen Plan zu ihrer Rettung ersinnen."

Als Eulenauge die Warnung seiner Frau hörte, lachte er und sagte gleichgültig: „Sie wird es kaum wagen; tut sie es dennoch, so sind eben zwei Feindinnen weniger da. Die

Häuptlingsmutter würde doch alles ableugnen und dich um so mehr hassen. Sorge du dich nur nicht um Leute, die dich nichts angehen."

Vielleicht hätte er doch den Häuptling gewarnt, wenn auch sein Liebling Sternenauge ihn darum gebeten hätte. Der aber saß auf seinem Bärenfell und schien sich gar nicht um die weißen Frauen zu bekümmern. Er bekümmerte sich aber tatsächlich auf das allerangestrengteste um sie. Den schönen Kopf in die Hand gestützt, die Brauen zusammengezogen, so saß er lange da, ohne ein Glied zu rühren, stumm wie ein echter Indianer. Plötzlich aber hob er den Kopf, schlug sich mit der flachen Hand auf die Lederhose und rief: „So geht's!"

„Was geht so?" fragte Eulenauge verwundert.

„O, nichts!" wollte der Jüngling antworten; aber er dachte ans achte Gebot, darum lächelte er nur den Alten freundlich an und sprach: „Du wirst es schon einmal sehen." Damit gab sich der Alte denn auch zufrieden; wußte er doch, daß sein Sohn gerne Pläne schmiedete.

* * *

Als am folgenden Morgen alle Männer das Dorf verließen, wurde es den Gefangenen unheimlich im Häuptlingszelt. Sie ahnten nichts Gutes, denn in den finsteren Blicken der Indianerinnen lauerte etwas wie grimmige Freude. Ihr Frühstück hatten sie in Gemeinschaft des Häuptlings eingenommen; nachdem sie dann die geringen häuslichen Verrichtungen besorgt hatten, sagte die Mutter: „Komm, Käty, wir wollen wieder ins Kornfeld gehen; die alte Squaw schaut so böse drein, als könnte sie uns erwürgen. Draußen treffen wir vielleicht wieder die alte, freundliche Suwami. Sie scheint nicht die Mutter des jungen Weißen zu sein, denn er hat gar keine indianischen Züge; aber sie hält jedenfalls große Stücke auf ihn, ist überhaupt ganz anders, als die übrigen Weiber der Wilden. Fast möchte ich glauben, daß etwas wie christliche Nächstenliebe aus ihren milden Augen hervorleuchtet. Freilich, wie sollte sie Kunde vom Christentum erhalten haben. Könnten wir nur erst einige Worte mit ihr reden!"

Damit gingen sie ins nahe Kornfeld, und die Indianerinnen ließen sie gewähren. Sie wunderten sich freilich, als

nachher auch nicht eine derselben ins Feld kam, wie sie sonst doch alltäglich getan. Vielmehr bemerkten sie einen Auflauf von Weibern und Kindern vor dem Häuptlingszelt. Bald vernahmen sie auch die laute, kreischende Stimme der Häuptlingsmutter und sahen, wie sie wild einen Tomahawk über ihrem Haupte schwang.

„Mutter, laß uns fliehen!" rief da Käty entsetzt; „nun kommen sie gewiß, uns zu martern und zu töten!"

Sie hatte nur zu wahr geraten. Lange schon hatte die Häuptlingsmutter über ihrem Racheplan gebrütet, hatte ihn im Vertrauen auch schon einigen Freundinnen mitgeteilt. — Kaum waren nun die Gefangenen im Feld, da rief sie die Weiber und Kinder des Stammes zusammen und schrie mit gellender Stimme:

„Nun kommt endlich unsere Siegesfeier, ihr Weiber der tapferen roten Männer! Hätte das junge Blaßgesicht meinen Sohn nicht bezaubert, so hätten wir sie längst als Sühne für unsere Gefallenen am Marterpfahl getötet! Mit ihrem Tode schwindet auch ihr Zauber, darum folgt mir nur alle; ich nehme die ganze Schuld auf mich. Eure Männer murren so schon, daß ein Blaßgesicht Häuptlingssquaw werden soll. Als ob es besser wäre, als unsere Mädchen. Laufen sie fort, dann holen die Buben sie schnell ein mit ihren Pfeilen; sie dürfen sie verwunden, aber ja nicht töten, damit wir unsere Freude an ihren Qualen nicht verlieren."

„Ja, greift die elenden Blaßgesichter, bindet sie an die Bäume, zündet Feuer an zu ihren Füßen! Auf, zur Jagd! Wir jagen heute größeres Wild als unsere Männer!"

So schrie die Alte, welche zur künftigen Schwiegermutter des Häuptlings ausersehen war, und nun war kein Halten mehr. Mit echtem Indianergeheul stürmte die ganze Rotte dem Kornfeld zu. Eine alte Squaw war schon vorangeeilt, die gute Suwami. Kaum hatte sie die ersten Worte der Häuptlingsmutter vernommen, als sie davon eilte, so schnell ihre alten Füße sie tragen konnten. „Fliehet, fliehet!" rief sie den Gefangenen zu, mit Gebärden ihren Worten Nachdruck verleihend. Letztere verstanden Mutter und Tochter, und sie versuchten auch, zu fliehen, wenn auch die Mutter ausrief: „Es wird wenig nützen, sie werden uns schnell einholen! O himmlischer Vater, verlaß uns nicht in dieser höchsten Not!"

Was die Mutter gefürchtet, geschah nur zu bald; die flinken Indianerknaben waren ihnen bald auf den Fersen und ihre Pfeile umschwirrten sie. Ein gellender Schmerzensruf Kätys ließ die Mutter endlich stille stehen; ihr Kind hob weinend den linken Arm, in dem ein Pfeil steckte. Sie wollte ihr den Pfeil aus der Wunde ziehen, aber dazu blieb keine Zeit. Schon rasten die roten Buben, die Waffen schwingend und gräßlich heulend um sie herum. Da sank Käty in die Arme der Mutter, beide sahen keine Rettung, sondern erwarteten den Tod und schrien zum Herrn um Erbarmen und um ein seliges Ende.

„Reißt ihnen die Kleider vom Leibe und bindet sie an diese beiden Bäume!" schrie die Häuptlingsmutter wie rasend. Sie selbst faßte Käty bei den Haaren, um sie aus den Armen der Mutter loszureißen, und im Nu waren Dutzende von gierigen Händen ausgestreckt, ihren Befehl zu befolgen. Der laute Schmerzensschrei Kätys wurde mit wüstem Hohngelächter beantwortet. Angst- und Todesschreie ihrer Opfer klingen ja diesen entmenschten Wilden wie die lieblichste Musik. Hinter dem Knäuel der Frauen stellten sich schon die kleinen Knaben in eine Reihe, spannten ihre Bogen, und warteten voll Ungeduld auf ihren Anteil an dem hohen Feste. Sie durften ihre Pfeile in Arme und Beine und sonstige Teile der nackten Körper schießen, durften auch ihre kleinen Tomahawks werfen, solange sie nur Fleischwunden verursachten und keine edleren Teile verletzten. Einige Weiber, die selbst nicht mit Hand an die Gefangenen legen konnten, sammelten Blätter und Reiser zum langsamen Marterfeuer. Die Kunst, die sie von den Vorvätern geerbt hatten, bestand ja darin, die Gefangenen so hart und so lange wie möglich zu quälen. Schien der letzte Lebensfunke am Erlöschen zu sein, dann sprang einer vor, schwang sein Messer und riß dem Unglücklichen den Skalp vom Haupt. Selbst dann noch kam es vor, daß alte Squaws, die beim Martern schlimmer waren als die Männer, glühende Kohlen auf das blutige Haupt warfen, um noch ein allerletztes Zucken und Stöhnen hervor zu locken.

Wo aber war Sternenauge mit seinem Rettungsplan während all dieser Zeit? Er hatte mit Eulenauge auf die Jagd ziehen müssen, so gerne er auch daheim geblieben wäre. Eine plötzliche Krankheit vorzuschützen, daran dachte er gar nicht,

denn lügen mochte er nicht. Es würde ihm wahrscheinlich auch wenig genützt haben, denn der schlaue Alte hätte ihm das kaum geglaubt. Aber er hielt sich hinter den andern, und als er die erste deutliche Waldspur bemerkte, lenkte er still auf dieselbe ab. Eulenauge merkte es dennoch und rief ihm zu: „Das ist eine alte Spur, da kannst du lange laufen!"

„Ich will sie doch einmal ein wenig verfolgen," rief Sternenauge zurück, und entfernte sich eiligst von den andern.

„Dein weißer Sohn wird nie ein ordentlicher Jäger!" spottete jetzt der Häuptling, „sonst hätte er beim Mondlicht sehen können, daß die Spur alt ist."

Sternenauge hörte noch die spöttischen Worte; er ärgerte sich diesmal auch gar nicht, wie sonst wohl über den Spott. Er freute sich dessen vielmehr, denn nun konnte er ruhig seinem Plane nachgehen. Er folgte der Spur nur so lange, bis er nichts mehr hören und sehen konnte von den Jägern. Dann bog er plötzlich links ab und eilte in langen Sätzen wieder dem Lager zu. Er hatte damit gerechnet, stundenlang hinter den Waldbäumen liegen zu müssen, ehe sich etwas ereignete, aber er hatte sich verrechnet. Noch weit von dem Lager entfernt, hielt er plötzlich inne im Lauf, denn er wähnte ein Geschrei vernommen zu haben. Schnell warf er sich zur Erde, drückte das Ohr an den Boden, sprang dann auf und raste dahin schnell wie ein Hirsch. Immer lauter und wilder erscholl das Geschrei, immer rasender lief er darauf los, bis der Schweiß von seinem Körper herabströmte vor heftiger Bewegung und quälender Angst, zu spät zur Rettung zu kommen. Gerade was er erwartet hatte, das sah er jetzt endlich vor sich, da bedurfte er auch weiter keiner Zeit zum Angriffsplan.

Niemand hatte ihn in der Aufregung des Augenblicks kommen sehen, nur die alte Suwami, die hinter einem Baum auf den Knien lag und mit gerungenen Händen Gott um Rettung anflehte. Sie hatte ihren Liebling erwartet, und wie sie ihn nur kommen sah, da hielt sie schon alle Gefahr für überstanden, und dankte Gott für seine rechtzeitige Hilfe. Ob freilich die Dutzende von rasenden Weibern, mit Waffen und Tomahawks bewaffnet, dem einen Jüngling weichen würden, abgesehen von den bogenbewaffneten Knaben, das war noch sehr die Frage, die sich Sternenauge freilich keinen Augen-

blick stellte. Mit einem letzten wahrhaften Pantherſprung warf er ſich auf den dicht gedrängten Knäuel, und ſauſte, zuſammengerollt wie eine Kugel, gegen den Rücken der Häuptlingsmutter, daß dieſe mit einem Entſetzensſchrei Kätn fahren ließ, und noch zwei weitere Indianerinnen mit ſich zu Boden riß. —

Als wäre der Blitz unter ſie gefahren, ſo flogen die Squaws auseinander! Manche ließen vor Schrecken die Waffen fallen und ſtanden da wie erſtarrt; andere folgten den Knaben, welche im erſten Schrecken ſämtlich fortliefen, da ſie meinten, plötzlich von Weißen überfallen zu ſein. Die Häuptlingsmutter lag ohnmächtig auf dem Boden auf einer anderen Squaw, die ſich nur mühſam unter ihr hervorarbeitete. Vor den Gefangenen aber, denen da war wie den Träumenden, ſtand der kühne Jüngling, hochaufgerichtet, mit blitzenden Augen, flammenden Wangen, die Büchſe geſpannt in der Fauſt und rief mit hallender Stimme:

„Zurück zu den Wigwams, ihr elenden Mörderinnen! Der Häuptling wird euch die Mordluſt austreiben, wenn er heimkehrt! Wer noch eine Hand hebt gegen die Gefangenen, dem zerſchmettert meine Kugel den Schädel! Sie gehen jetzt in unſern Wigwam, und wehe dem, der ſich bei Tag oder Nacht demſelben naht! Suwami, nimm ſie bei der Hand und führe ſie ins Zelt, während ich ſie bewache!“

Er wandte das Auge nicht von den Squaws, bis Suwami die Gefangenen fortgeführt hatte, dann ging er, beſtändig über die Schulter zurückblickend, hinter ihnen her.

Die Squaws hatten ſich jetzt ſchon etwas von ihrem Schrecken erholt und fingen an zu ſchimpfen und zu ſchreien über das unverſchämte Blaßgeſicht, das ihnen die ganze große Freude geraubt hatte. Aber ſie kannten auch ſeinen Mut und ſeine Schießkunſt; keine wagte den Tomahawk zum Wurf zu erheben. Vielmehr bemühten ſie ſich um die Häuptlingsmutter, die immer noch ohnmächtig dalag. Endlich ſtöhnte ſie und ſchlug die Augen auf; dann trug man ſie zurück in ihre Hütte. Ihr Schulterknochen war gebrochen von dem furchtbaren Stoß, ſie litt ſchreckliche Schmerzen. Auch als nach monatelangem Krankenlager der Bruch einigermaßen geheilt war, blieb ſie ſchwach und elend, und die weißen Gefangenen hatten hinfort Ruhe vor ihr.

Wer vermöchte aber die Gefühle der beiden Gefangenen zu beschreiben, die da eben vor einem scheinbar unabwendbaren, grausamen Tode standen, nun aber in verhältnismäßiger Sicherheit unter guten Freunden ruhten. Kätys Wunde war nur leicht und schnell verbunden. Die gute alte Squaw machte sich gleich zu schaffen, ihnen zu dienen mit Speise und Trank und einem guten weichen Lager.

Da konnte Frau Anna sich nicht länger enthalten: Freudentränen weinend, umhalste sie die alte Suwami, die in ihrer Demut solch eine hohe Ehre vergeblich von sich abzuwehren suchte. Käty tat dasselbe; und ihr wagte Suwami die Liebkosung zurückzugeben, obwohl die Indianer sonst selten ihre Gefühle so äußerlich bezeugen. Sternenauge, der mit der Büchse in der Hand in der Tür stand, freute sich darüber, wollte sich dann aber, als die Mutter sich auch zu ihm wandte, schleunigst umdrehen. Doch sie hatte schon seine Rechte erfaßt, zog ihn zu sich heran und küßte ihn auf die Stirn mit den Worten: „Gott segne dich, mein Kind."

Hoch erglühend machte er sich sanft los aus ihren Armen und kauerte sich dann als Wächter an die Tür. Er wich und wankte nicht von seinem Posten, sondern hielt alle Wigwams scharf im Auge. Doch es regte sich nichts Feindliches, wenn er auch manche finsteren Blicke auffing. Auch als der lange Sommertag einer herrlichen Vollmondnacht Raum machte, blieb er auf seinem Posten.

Er war so glücklich und dankte dem lieben Gott, daß er ihm vergönnt hatte, die Gefangenen zu retten, und daß sie nun in seinem Zelte sicher waren.

„Hier müssen sie auch bleiben," dachte er; „ich werde Eulenauge schon überreden! Ich werde selbst so eifrig jagen gehen, daß wir für alle genug zu essen haben während des Winters."

Dann wiederholte er mehrmals das Wort der weißen Frau: „Mein Kind, mein Kind!" Kannte er nicht dieses Wort „Kind?" Er sann und sann, bis ihm plötzlich sein Lieblingsvers einfiel mit den Worten:

„Dies Kind soll unverletzet sein!"

Er betete oder sang den Vers noch jeden Tag, wenn er die Worte auch sofort in die Irokesensprache übersetzte. Da war's ihm denn auch klar, was die weiße Mutter meinte;

so hatte auch seine liebe Mutter oft gesagt, wenn sie ihn beim Zubettegehen küßte und segnete. Sagten alle weißen Mütter also zu ihren Kindern? Er verlor sich in Gedanken, da hörte er plötzlich, wie die weiße Frau leise mit zitternder Stimme anhob zu singen:

„Breit' aus die Flügel beide!"

Der liebe Gott hatte ihnen heute so wunderbar geholfen, daß ihre Herzen überströmten von Dank und Preis, trotzdem sie ja immer noch arme Gefangene der Wilden waren, ihre Heimat in Trümmern wußten und um das Schicksal des Vaters bangten. Da sagte dann die Mutter, nachdem sie lange kniend gebetet hatten:

„Heute wollen wir unser Abendlied auch wieder singen, wie daheim, heute vermag ich es wieder. Damit hob sie an und Käty fiel freudig ein. Doch ehe sie die zweite Strophe anheben konnten, erstarben ihnen die Worte auf den Lippen vor Schreck. Der Jüngling, der sich seit dem Mutterkuß nicht einmal mehr nach ihnen umgesehen hatte, um nicht zu erneuter Zärtlichkeit Anlaß zu geben, sprang plötzlich auf und vor sie hin, die brennenden Augen im geisterbleichen Gesicht starr auf die Mutter gerichtet. Beide Gefangenen stießen einen leisen Schreckensruf aus; doch ihr Schreck sollte sich bald in höchste Ueberraschung und endlich in unaussprechliche Freude verwandeln. Nachdem der Jüngling die Mutter eine ganze Weile sprachlos angestarrt hatte, sank er neben ihr auf die Knie, faltete die Hände und sang mit zitternder Stimme in klaren, wenn auch rauh und fremdartig klingenden deutschen Worten den köstlichen Vers Paul Gerhardts zu Ende. Im Mondlicht, das durch die Zeltöffnung hereinströmte, konnte man sehen, wie Tränen über seine Wangen strömten und sein ganzes, schönes Antlitz vor innerer Erregung heftig zuckte. An der Singstimme und dem Abendliede, das er so oft von ihren Lippen vernommen, hatte der geraubte Knabe die Mutter erkannt, die er weit draußen in Virginien wähnte! Wie Schuppen war es ihm von den Augen gefallen. Darum hatten die Gefangenen beim ersten Anblick sein Herz so mächtig bewegt! Darum hatte die Berührung der Mutterhand ihn so an seine Kindheit in der heimatlichen Schmiede erinnert!

Mutter und Tochter waren erst sprachlos vor Erstaunen; endlich sagte die Mutter: „O, mein Gott, es ist ein Kind

deutscher Eltern, und selbst in der Wildnis hat er sein Abendlied nicht vergessen! Wer kann es nur sein? So alt müßte jetzt etwa unser Willy sein!"

Der Jüngling, der ihr die Worte von den Lippen las, hatte das Wort „Willy" verstanden. Froh darüber, ein mögliches Erkennungszeichen gefunden zu haben, zeigte er daher auf sich selbst mit beiden Händen und sprach: „Willy, Willy Diehl! Willy Diehl!"

Der armen Mutter drohte das Herz stille zu stehen bei diesen Worten! War denn Willy Diehl nicht längst im Himmel? Totenbleich, die Hände aufs Herz gepreßt, sank sie zurück auf das weiche Fellager, das Suwami ihr vorsorglich bereitet hatte und starrte Sternenauge an. Noch weniger konnte Käty den Jüngling verstehen; erinnerte sie sich doch kaum mehr des ertrunkenen Bruders. Der Jüngling aber, der den tiefen Eindruck bemerkte, den seine Worte hervorgerufen, und der dadurch nun seiner Sache vollends gewiß wurde, faltete abermals die Hände und betete Wort für Wort das Vaterunser und die zehn Gebote in deutscher Sprache. Atemlos hingen die Gefangenen an seinen Lippen und leise, ganz leise nur zunächst, begann im Mutterherzen die Hoffnung zu sprießen, daß sie hier nicht wie so oft im Traum, sondern wirklich und leibhaftig ihren Willy vor sich sehe!

Als der Jüngling seine Gebete geendet, zeigte er mit der Hand auf Frau Anna und sagte: „Mutter Diehl!" Dann auf Käty weisend, „Käty Diehl!"

Dann machte er mit den Armen eine Bewegung wie ein Schmied, der den Hammer schwingt und rief laut: „Vater Diehl, Mohawktal! Onkel Traugott!"

Da war es mit den Zweifeln, aber auch mit der Fassung Mutter Annas vorbei; aufspringend und den Jüngling ans Mutterherz drückend, und sein Antlitz mit Küssen bedeckend, rief sie weinend und lachend zugleich: „Mein Willy, mein totgeglaubter Willy! Bist du's denn wirklich? Darum konnten wir deine Leiche nicht finden! Der elende Schleicher hat dich gewiß an die Indianer verkauft, und nun bringt der treue Gott uns hier in der Wildnis zusammen."

Bei Nennung des Namens „Schleicher" löste sich der wiedergefundene Sohn aus den Armen der Mutter und sagte zornig: „Karl Schleicher!" Dabei machte er die Bewegung

des Umwerfens mehrere Male, und die Mutter verstand ihn wirklich.

„Ja, er hat dich ins Wasser geworfen, mein armes Kind. So hat er Rache an uns genommen! Aber wie bist du nur hierher gekommen? Wie konntest du so spurlos verschwinden? Ach, könnten wir doch miteinander reden! Aber, o mein Gott, es ist ja der Freude so schon fast zu viel! Verstehen lernen werden wir uns bald, nun wir uns einmal gefunden haben."

Sternenauge hatte den fragenden Blick und Ton der Mutter wohl bemerkt und glaubte sie zu verstehen. Die Bewegung des Herausziehens machend, rief er aus: „Eulenauge und Suwami zogen Willy aus dem Mohawk."

Die Gefangenen verstanden nur die drei Worte: „Suwami, Willy, Mohawk"; aber die bezeichnende Bewegung ließ sie den Rest erraten. Käty traf es zuerst und rief aus: „Suwami und ihr Mann haben ihn aus dem Fluß gezogen und mitgenommen."

„So wird es sein, mein Kind; aber komm, begrüße deinen wiedergefundenen Bruder. O, nun glaube ich, daß noch alles ein gutes Ende nehmen wird; ich glaube auch, daß der Vater noch lebt, und im Verein mit Onkel Traugott uns wieder auffinden wird. Hier ist Gottes Walten zu wunderbar klar. Wäre Willy nicht hier gewesen, dann hingen jetzt unsere blutigen Leichname an den Bäumen! An dem Liede hat er uns wieder erkannt, das er immer so gerne sang. O, ich glaube, er ist mitten unter den heidnischen Wilden ein Christenkind geblieben. Aber so komm doch, Käty, und küsse deinen Bruder Willy."

An den Händen zog sie ihre beiden Kinder zueinander hin, doch sie mußte ziemlich ziehen. Sich von der Mutter herzen und küssen zu lassen, war Sternenauge anfänglich schwer genug; von dem schönen, vornehmen, fremden Mädchen aber schien's ihm fast unmöglich, wenn sie auch seine Schwester war. Käty war ja ganz anders erzogen und dergleichen Liebkosungen nicht ungewohnt. Besonders den ernsten, guten Vater hatte sie oft umhalst, und er hatte sich's gerne gefallen lassen. Aber hier den eben noch wildfremden Jüngling zu küssen! Brennend rot wurden ihre Wangen, gerade wie die des Bruders. Die Mutter bemerkte das Zögern; da legte sie in seliger Freude jedem Kinde einen Arm um den Hals

und zog sie mit sanfter Gewalt zu einander hin, und an der treuen Mutterbrust lernten Bruder und Schwester sich wieder kennen. Lange standen sie so umschlungen, schluchzend und weinend vor Freuden und alles um sich her vergessend, in dem einen Gefühl unaussprechlichen Glücks. Ihre Häupter berührten das armselige Zelt; ihre Füße wurden umspielt vom lieblichen Mondlicht, und neben ihnen saß die alte Suwami und weinte vor Angst und Freude.

Die gute Alte, die schon beim ersten Erblicken der weißen Frauen die Mutter und Schwester Sternenauges erkannt zu haben meinte, hatte schnell verstanden, was hier vorging. Und nun erneuerte sich in ihrem alten Herzen der Kampf, der seit des Raubes des Knaben nie ganz darin entschlummert war. Doch nun ging dieser lange, schwere Kampf auch schnell zu Ende. Sie wollte entsagen, wollte auch all die Vorwürfe, welche die wirkliche Mutter gegen sie erheben konnte, in Geduld tragen, denn sie hatte sie reichlich verdient. Wie konnte sie, die alte, häßliche Indianerin, sich überhaupt mit dieser schönen, jungen Frau vergleichen? Hätte die vorhin geahnt, was sie ihr Böses getan, sie hätte sie sicherlich nicht umarmt! Aber die alte Suwami hatte ja doch bald ausgelebt; was lag viel daran, wenn sie nun auch leiden mußte für ihre Sünde. Am Ende würde Sternenauge sie doch nicht ganz vergessen über seiner Mutter und auch der alten Suwami manchmal noch einen freundlichen Blick gönnen. Sie wollte ja nun erst recht seine Sklavin sein und seiner Mutter und Schwester dienen.

So weit war sie in ihren trüben Gedanken gekommen, als Bruder und Schwester am Mutterherzen sich kennen lernten. Da wurde sie trotz ihres Indianerblutes von so starker Rührung ergriffen, daß sie laut aufschluchzte. Als Sternenauge aus seinem neuen, überschwenglichen Glück heraus das hörte, machte er sich sanft los aus den ihn umschlingenden Liebesarmen, kniete neben die alte Squaw nieder, und herzte und küßte sie wie nie zuvor. Und nun konnte er sein zum Zerspringen volles Herz endlich durch Worte erleichtern:

„O, Mutter Suwami, nun hat der liebe Gott mein Gebet so wunderbar erhört! Ich durfte Mutter und Schwester vom Marterpfahl erretten! Nun wird alles gut und herrlich! Wir üben uns täglich in der Sprache; in einigen Monaten kann ich gewiß die liebe Mutter wieder verstehen, und dann

erzähle ich ihr, wie gut du immer zu mir gewesen bist. Dann wird sie dich auch liebhaben, und dir viel vom Heiland Jesu Christo erzählen!"

Wie Balsam flossen seine Worte in ihr armes Herz; doch noch schönerer Trost wartete ihrer. Mutter Annas Gemüt vernahm der Rede Sinn, wenn ihr Ohr auch keine Silbe davon verstand. Sie sah, ihr Kind war auch in der Wildnis in gute Hände geraten und freute sich der Liebe zwischen ihm und Suwami. Sie ahnte, was in dem Augenblick im Herzen der letzteren vorging, daß sie ihren Liebling nun auf immer für sich verloren wähnte. Da zog ihr weiches Herz, das eben die höchste Freude ihres ganzen Lebens durchkostet hatte, auch sie zu der alten Squaw hinab, sie zu herzen und zu küssen und ihr zu danken mit Worten, die nicht verstanden und doch verstanden wurden. Da hörte Suwami auf zu weinen und bald strahlte im hellen Mondlicht auch aus ihren Augen die reinste Freude.

Es war ein einzigartiges Wiedersehen, fürwahr! Die Herzen waren übervoll von Fragen, und der Mund konnte doch keine einzige stellen. An die fremdartige Gestalt ihres Willy hatten Mutter und Tochter sich bald gewöhnt, waren ihnen doch Indianergestalten von Jugend auf wohl bekannt.

„Er wird wirklich noch größer und stattlicher werden als sein Vater," dachte die Mutter; „und Heinrich hat recht, schöner ist er auch," setzte sie in ihrem Mutterstolz hinzu. „Und schon wie kühn und tapfer! Er allein schlug den ganzen Schwarm in die Flucht! Möge Gott auch seine Seele so gnädig bewahrt haben, wie seinen Leib! Ach, könnte ich doch nur ein Wort mit ihm reden! Wäre doch Onkel Traugott da, der so gut indianisch spricht! So aber kann ich nur in seine hellen Augen sehen und seine Hände und Wangen streicheln."

Letzteres hatte sie schon eine geraume Weile getan, und der Sohn wurde dadurch immer lebhafter in seine glückliche Kindheit zurück versetzt. Er lehnte sein Haupt an der Mutter Schulter, schloß die Augen und sah bald die heimatliche Schmiede in allen Einzelheiten vor sich. Da aber durchzuckte ihn ein jäher Schreck: die Schmiede hatte sich plötzlich in einen wüsten Aschenhaufen verwandelt, vor dem ein kleiner Knabe ohnmächtig zusammenbrach. Das schreckliche Bild, das sich so unauslöschlich in seine Seele eingegraben hatte, brachte

seine Gedanken zur rauhen Wirklichkeit zurück. Fast heftig entriß er sich den Händen der Mutter und sprang zur Zeltöffnung, wo sein Gewehr seit seinem Erkennen der Mutter allein Wache gehalten. Angstvoll spähte er nach allen Seiten, umging auch leise das ganze Zelt, doch nichts Verdächtiges war zu sehen. Den Squaws schien wirklich die Lust zum Martern der Gefangenen gründlich vergangen zu sein. Tief atmete er auf und dankte Gott. O, was war seit dem Augenblick, da er seinen Wachtposten verlassen hatte, für ein großer, ein herrlicher Wechsel in seinem Leben geschehen! Auch er sehnte sich immer stärker nach einer Aussprache mit seinen Lieben, die doch noch so fern schien. Da kam ihm plötzlich ein neuer Gedanke. Seine Büchse mit sich nehmend, damit ja kein heranschleichender Feind sie ihm rauben könne, begab er sich zurück zur Mutter, schaute sie fröhlich an, faltete seine Hände und stimmte an: „Gelobet seist du, Jesu Christ!"

Vor Ueberraschung und Freude schlug die Mutter die Hände zusammen und rief aus:

„Hast du den Weihnachtsbaum noch nicht vergessen, Willy?"

„Weihnachtsbaum! Weihnachtsbaum!" jubelte der Jüngling, da er das längst entschwundene Wort wieder hörte. Dann stimmte er abermals das Lied an, und Mutter und Schwester stimmten mit ein, sich immer mehr wundernd, wie viel er noch von dem Liede behalten habe. Als das Lied zu Ende war, schlüpfte er auf einen Augenblick wieder auf den Ausguck, kam jedoch schleunigst zurück, deutete mit dem Finger auf der Mutter und Kätys Mund und wiederholte in bittendem Ton: „Weihnachtsbaum! Weihnachtsbaum!"

„Mutter, ich glaube, er meinte, wir sollen ihm noch mehr Lieder singen," sagte Käty.

„Du wirst recht haben, mein Kind," antwortete die Mutter, und nun sangen sie mit leiser Stimme Lied um Lied, von denen, die Willy einst von diesen selben Mutterlippen gelernt hatte. Bald kamen ihm manche Melodien, Strophen und Verse vertraut vor, und er stimmte mit ein, so gut er konnte. So unterhielten sich die Wiedergefundenen lange Zeit aufs schönste, und die Indianerinnen in den andern Wigwams lauschten den fremden, süßen Tönen, und in mancher Herz

kam eine Ahnung, daß es auf Erden doch noch etwas Schöneres gebe, als den Marterpfahl zu umtoben.

Kätys Arm schmerzte doch jetzt wieder etwas mehr, und die Mutter machte ihr aus den Vorräten Suwamis einen neuen Verband. Währenddem sagte Suwami zu Sternenauge: „Du darfst Eulenauge ja nicht verraten, wer die Gefangenen sind. Er ist kein Christ, sondern ein echter roter Krieger und könnte deine Mutter erschlagen oder von den andern erschlagen lassen, nur um dich zu behalten."

Sternenauge empfand die Wahrheit ihrer Worte; er empfand dabei überhaupt, welch ungeheure Schwierigkeiten sich noch vor der Rettung seiner Lieben auftürmten. Aber er ward nicht kleinmütig dabei; sein persönlicher Mut und sein Gottvertrauen waren heute wunderbar gestärkt worden. Fröhlicher hat nie ein Soldat auf gefährlichem Posten die lange Nacht durchwacht als hier dieser Jüngling. Als die Mutter der Schwester Wunde verband, wandte er sich wieder zur Zeltöffnung, kauerte sich da nieder mit untergeschlagenen Beinen und rührte sich nicht mehr. Es war spät geworden und Mutter und Schwester bedurften der Ruhe; wer konnte wissen, welche Aufregung der nächste Tag bringen möchte! Da wollte er nicht länger stören. Ja, wenn er hätte mit ihnen reden können, dann wäre die Nacht nicht lang genug gewesen zum Erzählen! So lauschte er denn voll kindlichen Entzückens der süßen Mutterstimme, die er jahrelang so schmerzlich vermißt hatte. Hin und wieder wurde ihm dabei auch ein deutsches Wort klar, das er dann flugs leise nachsprach, um es ja nicht wieder zu vergessen. Da klang Kätys „Gute Nacht, liebe Mutter!" an sein Ohr, und der Mutter „Gute Nacht, mein Kind, Gott segne dich und laß dich gut schlafen!" Das hatte er wirklich alles verstanden und fröhlich rief er in den Wigwam hinein: „Gute Nacht, Käty, schlaf' gut! Gute Nacht, liebe Mutter!"

Es waren seine ersten selbstgebildeten deutschen Sätze, und sie brachten neue Freudentränen in die Augen der Mutter.

Auch sie suchte nun gleich Suwami das Lager auf, doch nur, um die bebenden Glieder auszuruhen, und um der Kinder willen. Käty, die Hand der Mutter haltend, fand denn auch trotz aller Erregung und Schmerzen bald den gesunden Schlaf der Jugend, dessen sie sehr bedurfte. Der Mutter Ohr aber

lauschte auf ihre tiefen Atemzüge, ihr Auge hing an der vom Mondlicht umflossenen Gestalt ihres verlorenen und wiedergefundenen Sohnes, und ihr Herz schwang sich aufwärts zu Gott in unaufhörlichem Beten, Loben und Danken.

Als die Jäger heimkamen, gab es ein großes Hallo. Der Häuptling tobte wie ein Besessener, als er hörte, was vorgefallen, und in seiner maßlosen Wut schlug er seine Schwestern, bis sie bluteten. Seine Mutter, die eigentlich die ganze Schuld hatte, war augenscheinlich schwer krank. Die andern Weiber schimpften gewaltig über Sternenauge und Suwami und die weiße Brut, und forderten Rache. Doch dem jungen, starken Häuptling mochte keiner der Krieger gerne entgegentreten, und der war nun einmal von dem jungen Blaßgesicht bezaubert. Freilich gab es noch lange und heftige Reden über den jetzigen Aufenthaltsort der Gefangenen; weder der Häuptling noch Eulenauge waren damit zufrieden. Ersterer warf Sternenauge öffentlich vor, er suche die weiße Blume für sich zu gewinnen. Da schwur ihm Sternenauge bei allem, was ihm heilig war, daß er gar nicht daran denke; daß er das Mädchen nicht zur Squaw wolle, auch wenn der Häuptling ihrer gar nicht begehre; daß er sie einzig darum beschützte, weil sie sein Fleisch und Blut seien."

Das machte doch Eindruck auf den eifersüchtigen Häuptling, wenn auch sein Mißtrauen nicht gänzlich verschwand. Da aber zudem kein anderer Wigwam die Gefangenen aufnehmen wollte, und er seiner Mutter trotz all seiner Gewalt offenbar nicht trauen durfte, so gab er sich zufrieden, die Gefangenen in seines Oheims Zelt zu lassen.

Dieser brummte freilich lange und gewaltig über den unerbetenen Zuwachs seiner Familie. Als aber sein Liebling Sternenauge ihn versicherte, er könne nicht mehr glücklich sein, wenn er nicht die Gefangenen sicher aufgehoben wüßte; er allein wolle für sie jagen und sie versorgen, Eulenauge solle gar keine Not davon haben, da gab auch er sich endlich zufrieden, denn wenn das Feuerwasser ihn nicht beherrschte, war er gar so unrecht nicht, der alte grimme Krieger.

IV.

Der Winter von 1777 auf 1778 war der allertraurigste für die amerikanische Armee. Die tapferen Deutschen im Mohawktal hatten zwar General St. Leger zurückgeschlagen, und am Hudson hatte man General Bourgoyne zur Uebergabe gezwungen. Die Hauptarmee unter Washington selbst war aber zweimal schwer geschlagen. Am Brandywine hatte eine unverantwortlich leichtfertige Rekognoszierung eines Untergebenen dem Feinde die rechte Flanke entblößt. Bei Germantown trennte ein plötzlicher tiefer Nebel die in kühnem Angriff vorgehende amerikanische Armee in zwei Teile. Nun war nie ein Feldherr sorgfältiger im Ausarbeiten seiner Schlachtpläne als Washington. Das beweisen seine Siege bei Boston, Trenton, Princeton und Yorktown. Hat doch selbst Moltke General Washington besonders wegen seines meisterhaften Rückzugs durch Newjersey und der Schlachten bei Trenton und Princeton einen der größten Strategen genannt. Wurden jedoch seine Pläne plötzlich gestört, dann fand sich sein Geist nicht so leicht und schnell wieder zurecht. Freilich hatte sein tapferer Angriff bei Germantown, erst sechs Wochen nach der schweren Niederlage am Brandywine, einen so tiefen Eindruck auf wirkliche Kriegskundige gemacht, daß Friedrich der Große von dem Augenblick an an den Sieg der Amerikaner glaubte.

In Washingtons Lager zu Valley Forge, zwanzig Meilen von Philadelphia, sah es aber trostlos aus. Schon auf dem Wege dorthin zeigte der hartgefrorene Boden unzählige blutige Fußspuren, da damals schon Tausende von Soldaten keine Schuhe mehr hatten, während das englische Heer sich in Philadelphia wohl sein ließ.

Am Tage vor Weihnachten schrieb Washington: „Eine Inspektion ergab heute, daß nicht weniger als 2898 Mann im Lager keinen Dienst tun können, weil sie keine Schuhe und nur ungenügende Kleider haben. Gerade in den Weihnachtstagen bauten die vor Frost zitternden Soldaten ihre Blockhütten, 12 zu 14 Fuß groß, jede für zwölf Mann bestimmt.

Auch der Feldherr teilte zuerst diese Blockhütten mit seinen

Leuten; später bezog er das Steinhaus des Müllers Potts. Ohne Bettzeug, selbst ohne Stroh hockten die armen Soldaten auf dem kalten Fußboden ihrer Blockhäuser. Oft mußten sie barfuß in den Schnee hinaus, sich das Brennholz zu suchen, so daß Washington, der nur selten lobte, von ihnen schreiben konnte: „Man kann die unvergleichliche Geduld und Standhaftigkeit der Leute nicht genug bewundern."

Von ihm selbst aber wird die folgende schöne Geschichte erzählt: An einem sehr kalten Abend ging der Farmer Isaak Potts nahe am Lager vorüber seiner Wohnung zu. Da hörte er zwischen den Bäumen eine Stimme. Als er näher schlich, gewahrte er zwischen den Bäumen General Washington, wie er auf seinen Knien lag und inbrünstig für die Rettung seines Heeres und seines Landes betete. Als Potts heimkehrte, sagte er zu seiner Frau, er glaube jetzt, die Amerikaner werden doch noch siegen.

Der nächste Winter, von 1778 auf 1779 war nicht ganz so traurig, aber immerhin noch schwer genug. Philadelphia hatten die Briten geräumt und auf dem Rückzuge hatte Washington sie bei Manmonth gar hart angepackt. Da hatte General Lea, ein Engländer, der dem Obergeneral schon manche Not gemacht hatte, sich hier als Verräter entpuppt. Er kommandierte die Vorhut, hatte aber kaum angegriffen, als er auch schon davonlief. Als Washington ankam, kam ihm sein fliehendes Heer entgegen. Er stellte die Ordnung her und gewann noch einen kleinen Erfolg, wenn auch keinen eigentlichen Sieg. Das französische Bündnis, von dem man so viel erhofft, hatte fast noch gar keine Vorteile gebracht. Die Engländer hielten Newyork und überschwemmten den Süden des Landes.

Fritz Oehringer stand immer noch bei seinem Regiment. Das Blutbad bei Wyoming hatte ihn aufs tiefste erschüttert; sehnsuchtsvoll wartete er auf Nachricht von Diehls oder Onkel Traugott. Dessen Brief an die Regierung hatte er seinem Herrn Mühlenberg richtig übergeben, aber Erfolg hatte derselbe leider nicht gehabt. Jetzt ärgerte man sich im Hauptquartier, daß man den Warnungen des klugen alten Trappers nicht Gehör geschenkt hatte. Man redete wohl auch hin und wieder von einem Rachezuge gegen die blutgierigen roten Unholde; Bestimmtes war aber nicht beschlossen.

Da kamen eines Tages zwei Trapper ins Lager, die nach General Mühlenbergs Regiment und nach Fritz Oehringer fragten. Freudig durchzuckte es den jungen Krieger bei der Kunde; als er aber die beiden näher kommen sah, kannte er sie doch nicht. Von Onkel Traugott, den er seit zwölf Jahren nicht gesehen, hatte er überhaupt nur eine schwache Erinnerung mehr; den bleichen, hageren Mann neben ihm hatte er gleichfalls noch nicht gesehen, wie er meinte. Erst als er dessen Worte vernahm: „Kennst du mich denn wirklich nicht mehr, Fritz?“ erkannte er den einst so rotbackigen Schmied Diehl.

„Um Gottes willen, Onkel Diehl, wo kommt Ihr her? Ich habe Euch längst als tot betrauert. Und wo sind Eure Frau und Euer Kind? Seid Ihr wirklich dem Blutbad entronnen?“

Bei der zweiten Frage zitterte die Stimme des starken jungen Mannes, und diese beantwortete Heinrich Diehl zuerst.

„Die Mutter und Käty leben, doch als Gefangene der Indianer. Bei ihnen lebt sogar dein Spielkamerad Willy, den Schleicher an die Indianer verkaufte. Zu ihrer Befreiung wollen wir die Regierung auffordern. Mich selbst haben die roten Schurken skalpiert, und ohne die Hilfe Onkel Traugotts hier, wären meine Gebeine längst von den Wölfen zerstreut.“

„Gott sei Lob und Dank, daß ihr wenigstens alle am Leben seid! Nun wird noch alles gut. Und dies ist Onkel Traugott, von dem selbst in Virginien noch viel erzählt wird. Da haben wir gleich den besten Führer. Doch nun kommt zu General Mühlenberg; bei dem habe ich jederzeit Eingang, der bringt uns dann auch bald zum Obergeneral. Oder wollt ihr euch erst ein wenig ausruhen und stärken?“

„Die Kunde, daß die Wilden bekriegt werden sollen, wird unsern Kranken besser stärken, als alles andere,“ so sprach jetzt Onkel Traugott, „darum nur gleich voran, mein Junge.“

Es dauerte denn auch gar nicht lange, da standen unsere Freunde vor einem schnell berufenen Kriegsrat. Viele große Männer sahen sie hier, vor allem ihn selbst, den größten von allen, der wie kein zweiter seinem Volke als Vater des Vaterlandes gilt, Georg Washington. Auch persönlich war

er die hervorragendste Erscheinung unter all den Kriegsleuten. Ueber sechs Fuß hoch, von vollkommenem Ebenmaß der Glieder, von einer ruhigen Würde, einem tiefen Ernst, ein echter südländischer Aristokrat, so arm und einfach auch seine Jugend gewesen: so saß Washington jetzt vor Traugott Keller und Heinrich Diehl, und forderte sie auf, ihren Bericht zu erstatten.

Bald dröhnte denn auch des alten Kellers Stimme durch den Raum, und alle wunderten sich über die klare Schilderung der Verhältnisse.

„Wollt Ihr einer etwaigen Expedition zum Führer dienen?" fragte der Obergeneral.

„Heute lieber als morgen; bin ich den Wilden doch nur meines Großneffen willen bereits ein Jahr lang gefolgt."

„Welche Zeit haltet Ihr für die beste zum Rachezug?"

„Die Erntezeit; vielleicht bringt der Hunger die roten Unholde ein wenig zur Vernunft."

Die Deutschen durften nun abtreten und General Washington bat um das Urteil seiner Unterbefehlshaber. Die meisten waren gegen einen Indianerfeldzug; man habe jeden Mann nötig gegen die Engländer in Newyork und im Süden. Um einiger westlichen Ansiedelungen willen dürfe man die Armee ja nicht schwächen. Am eifrigsten für den Rachezug redete General Sullivan. Einige Hundert Reguläre genügten zu diesem Zuge; ließe man die Tories und die Wilden gewähren, so würden sie nur immer frecher werden, und kein westlicher Ansiedler würde sich schließlich mehr ins Heer einreihen lassen. Man müsse die roten Hunde einmal ordentlich jagen, das gebe im ganzen Westen wieder Vertrauen zur amerikanischen Sache.

Washington hörte einen jeden ruhig an, ohne ihn mit einem Wort zu unterbrechen. Er pflegte nach dem Urteil seiner Offiziere von solchen Beratungen großen Nutzen zu haben. Er dankte den Herren für ihren Rat und entließ sie dann mit den Worten: „Die Sache eilt ja noch nicht; wir werden sie uns reiflich überlegen."

Als dann Keller und Diehl nochmals vor ihn gebracht wurden, sagte er voll Mitleid mit den flehenden Blicken und den zuckenden Lippen des armen Vaters: „Wenn wir auch nicht in einen großen Indianerkrieg ziehen sollten, — und

die meisten Stimmen sind dagegen, — so will ich nächsten Sommer doch dafür sorgen, daß Ihr Eure Lieben aus dem einen Stamme herausholen könnt. Bleibet bis dahin im Lager und redet nicht von der Sache, denn gegen Verräter sind wir niemals sicher."

Washington hatte schon an dem Tage, da Traugott Keller seinen Bericht vor dem Kriegsrat ablegte, den Zug gegen die Indianer bei sich beschlossen. Im stillen traf er all seine Vorbereitungen mit gewohnter Meisterschaft. Die Armee im Norden hatte in diesem Sommer doch nur einen scharfen Kampf

bestanden, bei Stony Point, das sie erst verlor und dann unter dem „tollen" Anthony Wayne in kühnem Ueberfall wieder nahm.

Eines Tages ließ nun Washington General John Sullivan vor sich kommen und sprach zu ihm: „General, Ihr seid ein alter Indianerkämpfer; Ihr habt letzten Winter auch am wärmsten für einen Rachezug gegen die Rothäute geredet. Heute übergebe ich Euch ein starkes Kommando, damit Ihr mit all den Rothäuten und Tories an der Grenze von Pennsylvanien und Newyork einmal gehörig Abrechnung halten könnt. Morgen wird marschiert, und zwar so schnell wie möglich, damit Ihr den Feind völlig unvorbereitet trefft. Hier ist mein allgemeiner Plan. Die Einzelheiten sind Euch völlig überlassen. Der alte deutschamerikanische Trapper ist noch

hier; er scheint mir ein sehr gesundes Urteil zu haben. Wenn irgend möglich, schickt die erste Abteilung gegen das Dorf, das seine Lieben birgt. Und nun Gottes Segen zum Zuge!"

General Sullivan war vor Freude und Stolz ganz rot geworden und antwortete schnell: „Lieberes hättet Ihr mir nicht befehlen können; im Felde habe ich bisher nicht immer Glück gehabt; hier aber ziehe ich mit gewisser Siegeshoffnung in den Kampf."

Er hielt Wort, um das hier gleich im voraus zu sagen. Vierzig Indianerdörfer nahe der Grenze der beiden Staaten wurden zerstört. In Newyork, wo die Indianer und Tories im November 1778 Cherry Valle ebenso heimgesucht hatten wie kurz vorher das Wyomingtal in Pennsylvanien, schlug er die unter Häuptling Brandt und Sir John Johnson vereinigten Feinde am 29. August 1779 bei Newport, nahe bei Elmira gelegen, entscheidend aufs Haupt.

* * *

Das war nun eine wundersame Zeit in der Indianerhütte des alten Eulenauge. Er selbst hatte keine Ahnung, wen er beherberge, denn in seiner Anwesenheit hielten sich Mutter und Schwester von Sternenauge fern. Dieser selbst und Suwami verrieten sich aber mit keinem Wort. Wunderbar schnell lernte der Jüngling nun auch seine völlig vergessene deutsche Muttersprache aufs neue; die liebe Mutter war ja selbst wieder die Lehrmeisterin, und glühende Liebe zur Sache überwand bald alle Schwierigkeiten. Als das liebe Weihnachtsfest nahte, konnte er sich schon ganz geläufig in deutscher Sprache unterhalten, wenn er auch einen eigentümlichen Kehlton zeitlebens nicht mehr völlig überwand, weil er doch eben zu lange indianisch gedacht und geredet hatte.

Besonders eifrig war er nun, neue Weihnachtslieder zu lernen. Hatte er doch zu seiner großen Freude bald erfahren, daß er und Suwami ihre Sonntagsfeier, die sie immer noch fortsetzten, wirklich immer am christlichen Sonntag gehalten hatten. Mutter und Schwester kannten aber Wochen und Monate genau und zählten sicher weiter bis zum Heiligen Abend.

Diesmal wollte Sternenauge seinen Weihnachtsbaum

haben. Die schönsten Tannen wuchsen ja hier überall, nur an Lichtern fehlte es immer noch. Was sollte der Wilde sich auch damit plagen? Sein Herdfeuer war ihm genug. Da wußte nun aber die Mutter Rat. Wie alle guten Hausfrauen jener Zeit, verstand sie das Lichterziehen aufs beste. Einige Dochte hatte sie bald aus alten Decken zusammengeflochten, Talg gab es genug, und die kleinen, hohlen Formen machte Willy aus Rohr. Als sechsjähriger Knabe hatte er sich nicht mehr auf den „vom Weihnachtsmann" gebrachten Christbaum gefreut, als jetzt auf den selbst geholten. Vom Schmücken wollte er selbst freilich nichts wissen, sonst wär's ja keine rechte Ueberraschung gewesen. Den Nachmittag trieb er sich draußen herum und schleppte auf Wunsch der Mutter ganze Berge von Tannengrün herbei. Als der Abend kam, holte er aus dem Zelt eines Freundes mehrere prächtige, weichgegerbte Felle von Ottern, Bibern und Füchsen, die er im Herbst mit vieler Mühe gefangen hatte. Ganz heimlich hatte er die Felle zubereitet. Damit stellte er sich nahe bei der Hütte auf und wartete auf den Ruf der Mutter, mit dem sie ihn sonst am Weihnachtsmorgen geweckt hatte: „Christkindle, Willy!"

Er zitterte fast vor Ungeduld; da fiel endlich ein leiser Lichtschimmer aus der Wigwamöffnung, und nun hörte er die Stimme der Mutter: „Christkindle, Willy! Christkindle!"

Mit einem echten Indianerjauchzer sprang er zur Hütte, und Tränen der Freude kamen in seine Augen, als er nun den strahlenden Baum sah, der viel mehr Lichter trug, als er geahnt hatte. Daneben war er geschmückt mit bunten Mokassins und allerlei kleinem Schmuck, wie sinnende Liebe und geschickte Frauenfinger ihn auch unter den armseligsten Verhältnissen herzustellen vermögen. Auch die ganze Hütte war mit Kränzen reich verziert. Wie freute er sich über die kleinen Geschenke, die Mutter und Schwester im Verein mit der alten Suwami ihm bereitet hatten! Fast vergaß er darüber, seine eigenen Geschenke zu machen. Dann war die Reihe der freudigen Ueberraschung freilich an Mutter und Tochter. Wie gut konnten sie diese köstlichen Pelze gebrauchen, da ihre Sommerkleidung, die sie mitgebracht, längst nicht mehr genügte, und die Decken der Indianer ihnen doch auch gar nicht behagten.

Ja, Jesus, die schöne Weihnachtssonne, war auch im Indianerdörflein aufgegangen und hatte die Herzen erfüllt mit seiner Freude und seinem Frieden. Die Sorge lastete ja noch schwer genug auf den Herzen, die Sorge um ihr eigenes und des teuren Vaters Schicksal. Als der Herbst verstrich und kein Onkel Traugott sich zeigte, wollte die Hoffnung sinken. Doch Sternenauge, der schon ein wenig Kriegserfahrung hatte, sagte, so schnell könnten die Amerikaner wahrscheinlich kein großes Heer entsenden, und ein kleines könne gegen die vielen Feinde nichts ausrichten. Vor dem nächsten Sommer könne man kaum auf Rettung hoffen. Wenn der Vater noch am Leben wäre, so wäre er wahrscheinlich schwer verwundet, und könne jetzt noch an keinen Zug denken. Nächsten Sommer würde er selbst einen Fluchtversuch mit ihnen unternehmen, wenn's zum Schlimmsten kommen sollte.

Damit hatten Mutter und Schwester sich denn auch getröstet, hatten all ihre Sorge auf den Herrn geworfen und der rechten Weihnachtsfreude Raum gegeben. Nun waren die Herzen voll davon, da floß auch der Mund über. Sternenauge selbst stimmte an, wie einst am ersten Weihnachtsabend im Wigwam:

„Gelobet seist du, Jesu Christ!"

Mutter und Schwester fielen ein mit hellen Stimmen und Suwami summte glücklich mit, so gut sie konnte. Neben ihr saß ihr alter Mann und riß seine verschleierten Augen auf, so weit er konnte. Zuerst hatte er noch manchmal über die neue Einquartierung gebrummt; als er aber merkte, wie Bohnen und Kornkuchen unter den geschickten Händen der weißen Frau viel besser hergerichtet wurden, als von seiner alten Squaw, da brummte er nicht mehr.

Der Lichterschein und die hellen Weihnachtslieder zogen bald das ganze Dorf vor die Hütte Eulenauges.

So etwas Wunderschönes hatten die Kinder der Wildnis doch noch nicht gesehen! Mutter und Schwester wollten fast ängstlich werden beim Anblick der vielen roten Gesichter, die nicht nur durch die Türöffnung, sondern rund herum unter dem aufgehobenen Zelttuch hervorblickten. Sternenauge aber wußte, daß diese Neugier nicht gefährlich war; ihm kam ein neuer, schöner Gedanke.

Nicht nur die alte Suwami hatte in den letzten Wochen

und Monaten zugenommen am inwendigen Menschen, an geistlicher Weisheit und Gnade bei Gott. Auch sein Herz war vor Liebe entflammt zum Sünderheiland, den ihm die Mutter mit nimmer erlahmendem Eifer predigte. Nun sprang er mitten unter die Heidenmenge und predigte ihnen in schlichten, warmen Worten die Engelbotschaft, von des Heilandes Geburt, sowie die Geschichte seines Leidens und Sterbens für die Menschen. Es war ein liebliches Bild, wie dort im schneebedeckten Walde der schöne weiße Jüngling die Missionsbotschaft verkündete. Das Zelt mit dem brennenden Tannenbaum war gleichsam der Altar seines Gotteshauses; der runde Kreis von Wigwams im hochstämmigen Walde bildete die Wände, und der Sternenhimmel die Decke des Gotteshauses. Er war wirklich von Liebe zu ihren armen umnachteten Seelen ergriffen, da kamen ihm die Worte wie von selbst. Die Predigt machte auch Eindruck, denn still und sinnend zogen sich die Zuhörer endlich zurück, nachdem sie trotz der Kälte lange aufmerksam gelauscht hatten. Erst mit dem Erlöschen des letzten Lichtes ging der letzte Zuschauer davon.

Der Winter verging und mit dem Frühling zog neue Hoffnung in die Herzen der Gefangenen. Sternenauge fühlte sich immer mehr als Weißer; schon die Bewahrung seiner Lieben vor einem verhaßten Lebensbunde ließ ihn mehr und mehr zum Gegner der Indianer werden. Mutter und Schwester hatten die Sprache der Wilden soweit gelernt, daß sie sich notdürftig verständigen konnten. So wurden sie auch nach und nach bekannt mit den Stammesangehörigen. Als nun aber die Sonne sich bereits dem Süden wieder zuwandte, und immer noch kein Zeichen der Retter erschien, darauf sie Tag und Nacht lauschten, da sanken Mut und Hoffnung immer tiefer bei Mutter und Tochter. Nur Sternenauge ließ den Mut niemals sinken. Kam der Händler eher zurück als Onkel Traugott, dann wollte er fliehen mit den Seinen, und die Städte der Weißen zu gewinnen suchen. Diesen Plan hatte er schon Dutzende Male bis in die geringsten Kleinigkeiten durchdacht, der mußte mit Gottes Hilfe gelingen.

Und nun kam der Händler wirklich zuerst, und sein erster Gang nach Begrüßung der Krieger galt dem Zelte Eulenauges. Auch sein Vater war nochmals mitgekommen; die Gier nach Geld ließ den alten Schleicher nicht zur Ruhe kommen. Dies

beruhigte Frau Diehl einigermaßen; sie glaubte, der Alte würde doch nicht gar so wüst und grausam sein, wie sein Sohn. Aber in einem Stücke hatte sie sich hier gänzlich geirrt: der Alte drängte fast noch eifriger zu ihrer Ehe mit seinem Sohn als dieser selbst.

Er sagte: „Ich habe dich kennen gelernt, Anna; früher, das gestehe ich, warst du mir zu arm. Aber Karls Heirat mit der reichen Engländerin hat uns nur Unglück gebracht. Jetzt sehe ich ein, daß deine Häuslichkeit und Sparsamkeit viel mehr wert ist als Geld und Gut. Davon habe ich genug. Du allein kannst Karl noch zu einem ordentlichen Mann machen, du kannst ihn um den Finger wickeln, so verliebt ist er in dich. Käty kaufen wir dann dem Häuptling ab, und —"

Hier stockte er plötzlich mit einem scheuen Blick auf Sternenauge, der alles gehört und verstanden hatte. Der tat aber klugerweise ganz fremd, sprach kein deutsches Wort, sondern fragte ihn auf indianisch nach dem Stande des großen Krieges. Erleichtert atmete der Alte auf; der Jüngling schien wirklich seine Mutter noch nicht zu kennen.

Karl hatte mehrere prächtige Kleider mitgebracht für Mutter und Tochter, und breitete sie verlockend vor ihnen aus. Doch die Mutter sprach: „Ich schäme mich samt meinem Kinde, so in Fellen und Lumpen umherzugehen; aber ehe ich deine Frau würde, würde ich nackend gehen. Ich kann es nicht, Karl, mein ganzes Herz empört sich dagegen, und mit einer großen Lüge kann ich keine Ehe schließen. Willst du mir die beiden einfachen Wollkleider verkaufen, so will ich dir herzlich dafür danken und will dir's bezahlen, sobald ich kann. Ich hoffe immer noch, daß mein Heinrich lebt, und daß wir einst wieder vereinigt werden."

„Trotzdem ich dir schon voriges Jahr sagte, daß ich selbst ihn unter dem Skalpiermesser des Indianers liegen sah! Nun, du hast noch einen Tag Bedenkzeit. Du kennst die Wahl: Hochzeitsmahl oder Marterpfahl! Der Häuptling will auf keinen Fall länger warten, und wenn du nicht erst die Meine geworden bist, geben wir gewiß kein Geld und Feuerwasser her, um Käty loszukaufen, nicht einmal ein Kleid, eure Blöße zu decken."

Zornig raffte er die Kleider wieder zusammen; doch der Vater legte ihm die Hand auf den Arm und sprach:

„Lerne nur erst einmal deinen Zorn bändigen; hier Anna, diese beiden Kleider schenke ich dir; im neuen Kleide kommen dir über Nacht vielleicht auch neue Gedanken. Ich möchte meinen Lebensabend in einem ordentlichen Hause beschließen, und meine Frau ist lange tot. Lebt der alte Traugott noch, dann kann er bei uns wohnen und mir wieder vorpredigen; vielleicht hilft's im Alter mehr als in der Jugend."

Damit gingen sie, die Gefangenen ihren Gedanken überlassend. Die waren denn auch schwer genug. Wie furchtbar ernst die Drohung mit dem Marterpfahl war, das hatten sie selbst erfahren. Die letzten Worte des alten Schleicher klangen auch wirklich ein wenig verlockend: zusammen mit Onkel Traugott und ihren Kindern wäre ihr Leben mit dem wüsten Manne am Ende doch noch erträglich gewesen. Sollte, mußte sie nicht das Opfer bringen für ihre Käty? Laut schluchzte sie auf bei dem Gedanken und weinte lange und bitterlich. Da legte sich eine feste Hand auf ihre Schulter, und sie blickte in das von Mut und Entschlossenheit blitzende Auge ihres Sohnes.

„Weine nicht, liebe Mutter," sprach er leise, „sondern zieht die neuen Kleider an, und dann legt euch am Abend ruhig nieder, als wolltet ihr schlafen. Suwami soll womöglich nichts merken, sonst prügelt Eulenauge sie halb tot. Liegen die Krieger dann erst fest beim Whiskyfaß, dann schleichen wir uns im Schatten des Zeltes davon. Es ist schöner Mondschein, da kann ich den Weg nach dem Wyomingtal leicht finden. Die Krieger aber werden uns vor morgen nicht verfolgen können, weil der Geist des Feuerwassers sie bannt. Jede nimmt ein Gewehr nebst Pulverhorn. Du kannst Eulenauges Jagdtasche umhängen, damit wir etwas Nahrung mitnehmen können."

Damit schlüpfte er zur Tür hinaus und machte sich nahe an die Händler, um womöglich einige Nachrichten aus der großen Welt zu erlauschen.

Die Mutter aber tat, wie ihr Sohn gesagt: sie trocknete ihre Tränen, zog das neue Kleid an und stärkte sich dann zusammen mit der Tochter in brünstigem Gebet. Der Mut ihres Sohnes hatte auch ihr Mut gemacht.

Der Abend kam heran und am Lagerfeuer wurde es immer lebendiger, denn das Feuerwasser der Händler übte bereits seine Wirkung. An eine Bewachung der Gefangenen dachte niemand. Die waren nun schon ein volles Jahr in ihrer Mitte und morgen sollte die Tochter der großen Ehre gewürdigt werden, den jungen, tapferen Häuptling zu heiraten. Wer konnte da an eine Flucht denken. Die Verwandtschaft mit Sternenauge ahnte niemand; daß er die Sprache der Blaßgesichter wieder gelernt hatte, war ja nur natürlich, ebenso daß er für sie sorgte.

Suwami hatte sich zur Ruhe begeben; es wurde Frau Anna unendlich schwer, ohne Abschied von der lieben Alten davon zu gehen. Aber eine kürzliche, leise Andeutung Sternenauges, ob sie jetzt wohl zur Flucht bereit sei, hatte sie ebenso entschieden wie früher abgewiesen. Sie war die Squaw Eulenauges, liebte ihn und war auch im Gewissen an ihn gebunden. Da mußte Frau Anna den Abschied mit einem besonders warmen „Gute Nacht" abmachen. Und die treue Alte war wirklich eingeschlafen, trotz des schrecklichen Lärms am Lagerfeuer. Der störte sie ebensowenig, wie die Stadtbewohner das Schnaufen und Pfeifen der Lokomotiven. Mutter und Tochter bereiteten sich nun vorsichtig vor auf ihre Flucht, wie Sternenauge ihnen gesagt, und warteten dann mit klopfenden Herzen auf sein Kommen.

Endlich erschien er in der Zeltöffnung, spähte noch einmal nach allen Seiten und kam dann herein. Leise hob er das Zelt an der Rückseite, ließ Mutter und Tochter hinaus und kroch dann selbst ihnen nach. Im Schatten des Zeltes krochen sie dem Walde zu, und waren bald glücklich hinter den Bäumen verschwunden. Noch einmal schauten sie aus der Ferne zurück zu dem Dorf, und unwillkürlich falteten alle drei die Hände zum Gebet. Sternenauges mutiger Sinn dachte kaum an die Gefahren, denen er entgegen ging, aber der Abschied von den Indianern, unter denen er den größten Teil seines Lebens zugebracht, wurde ihm doch schwer.

Mutter und Tochter dachten an all die Not des vergangenen Jahres, aber auch an den gnädigen Gott, der sie bisher so wunderbar behütet hatte. Endlich flüsterten der Mutter Lippen:

„Breit aus die Flügel beide"

und die Kinder beteten den Vers mit zu Ende. Dann umarmte sie dieselben und so begaben sie sich auf ihren langen, langen Marsch. Einen Vorsprung von zwölf Stunden hatten sie wahrscheinlich, den wollten sie aufs beste ausnützen. Im klaren Mondlicht lag die Spur vor ihnen. Sternenauge ging voraus. Alle drei Gewehre, die sie mitgenommen, lud er sich neben seinem Bogen auf die Schulter, obgleich die Mutter es nicht leiden wollte.

Er aber meinte lächelnd: „Ich bin eben ein Wilder geworden, der nie müde wird. Mich allein würden sie nie einholen, denn ich bin ihr schnellster Läufer. Ihr aber müßt nicht so vorwärts drängen, sondern fein langsam anfangen, sonst seid ihr bald müde."

Nur zu bald merkten Mutter Anna und Käty, daß Sternenauge recht habe. Sie waren beide gesund und stark, aber nicht an weite Märsche gewöhnt. Die Mokassins, die auch sie längst trugen, scheuerten zwar die Füße nicht wund, aber Stock und Stein und Wurzeln drückten bald schmerzhaft auf die weichen Fußsohlen. Erst lange nach Mitternacht machten sie kurze Rast. Weich bettete Sternenauge seine Lieben auf dem Moos des Waldes, und freute sich, wie sie sofort in tiefen Schlaf versanken, während er wachte. Wie groß und glücklich fühlte er sich doch dabei! Er spürte kaum irgendwelche Ermüdung, und hätte vor Freuden laut aufjauchzen mögen, daß die Flucht bisher so gut gelungen. Wenn sie so weiter marschierten, so hoffte er in der folgenden Nacht das Wyomingtal zu erreichen, von wo es ja nicht mehr allzuweit war nach den ersten Ansiedlungen der Weißen.

Mit dem ersten Grauen des Morgens nahm er Bogen und Pfeil zur Hand, und spähte umher nach einem Frühstücksbraten. Bald hatte er denn auch auf einem Zweige einen kleinen Federballen entdeckt; sein Pfeil schwirrte durch die Luft und ein fettes Waldhuhn fiel herab. Schnell hatte er es gerupft und ausgenommen, ein Feuer angemacht und das Huhn gebraten.

Als eben die ersten Sonnenstrahlen die Wipfel der Bäume vergoldeten, weckte er seine Lieben zum Frühmahl. Erstaunt rieben sie sich die Augen, der kurze Schlaf hatte sie wunderbar erquickt; der neue Morgen brachte neuen Mut. Mit

herzlichem Dank gegen den treuen Gott nahmen sie das Mahl ein, um dann neugestärkt die Flucht fortzusetzen.

Vorsichtig wie ein echter Waldsohn achtete Sternenauge darauf, daß sie sich nicht überanstrengten. Vor dem nächsten Morgen glaubte er nun vor Verfolgung sicher zu sein. Als sie nach einigen Stunden eifrigen Wanderns in eine Gegend kamen, wo Beeren besonders reichlich waren, machte er Halt und sagte, Mutter und Schwester sollten sich ausruhen, bis er Beeren genug für sie alle gepflückt habe.

„Nein, mein Kind, nun ist die Reihe zum Ausruhen und Schlafen an dir; wir werden die Beeren pflücken."

„Nichts da, Mütterlein," rief aber Sternenauge munter zurück, indem er bereits seine Tasche mit Beeren zu füllen anfing, „ich bin ein Indianer und bedarf weder Ruhe noch Schlaf."

„Dann werde ich wenigstens helfen pflücken," sagte Käty, „ich bin gar nicht müde; ruhe du dich aber aus, liebe Mutter."

So geschah es denn auch, und es war gut so; obwohl eine gesunde, starke Frau, hatte sie doch viel mehr von Kummer und Sorge gelitten, als Käty, die eben die Mutter sorgen ließ. Frau Anna wurde das Gehen nachgerade recht sauer; so kam die kleine Rast ihr sehr zustatten. Sie wusch sich Gesicht, Hände und Füße am nahen Bach und freute sich dann über ihre beiden schönen Kinder, die da so glücklich miteinander plauderten und Beeren sammelten. Ach, würde ihr aller Glück wohl jemals fest begründet werden? Das Herz wurde ihr wieder schwer. Würde sie ihren Heinrich und Onkel Traugott jemals wiedersehen? Und wenn sie trotz allem von den Wilden eingeholt wurden, was dann? Nur im Gebet fand sie die Ruhe wieder bei all den schweren Fragen.

Zum Glück war der Sommertag nicht allzuwarm, so daß das Wandern selbst keine allzugroße Anstrengung war. Als aber der Abend nahte, fühlte die Mutter sich doch beinahe am Ende ihrer Kräfte, und auch jung Käty war so müde, daß sie kaum einen Fuß mehr vor den andern setzen konnte. Sie hatten so tüchtige Fortschritte gemacht, daß Sternenauge fest behauptete, nicht mehr weit vom Wyomingtal zu sein. Er glaubte das ganz genau aus seiner Erinnerung vom letzten Jahr, wie aus mancherlei Anzeichen des Weges sehen zu können.

Mutter und Käty fürchteten, daß er sich irre, weil sie im Vorjahre mehrere Tage in den Wald hineingewandert waren. Gern hätte Sternenauge ihnen so schnell wie möglich den Beweis seiner Berechnung geliefert. Aber er sah ein, es ging nicht, Mutter und Schwester mußten ruhen. So bereiteten sie denn ihr einfaches Mahl, zu dem Sternenauge wieder ein Wildbret geschossen hatte, dann legten sich alle schlafen. Die Verfolger konnten seiner Berechnung nach noch nicht nahe sein, darum wollte er sich auch ein wenig stärken. Wer am ersten aufwachte, sollte die andern wecken. Sie hatten ruhig wieder Feuer gemacht; ihre Spur würden die Indianer ja doch gefunden haben. Auch der Wölfe wegen war das nicht gerade unnötig.

Sternenauge hatte fest darauf gerechnet, der erste wach zu sein, aber diesmal hatte er sich verrechnet; ein zwanzigstündiger Marsch ohne jeden Schlaf hatte auch ihn ermüdet, und er hätte wohl die halbe Nacht kein Auge mehr aufgetan, wenn das sorgende Mutterherz nicht aufgewacht wäre. Am Stand des Mondes erkannte sie, daß es so gegen zehn Uhr abends sein mochte. Es tat ihr weh, den süßen Schlummer ihrer Kinder zu stören, aber es mußte ja sein. Sternenauge sprang sogleich empor und tat munterer, als er wirklich war, denn er schämte sich, so fest geschlafen zu haben. Käty aber reckte und streckte sich eine geraume Zeit, ehe sie sich klar wurde, wo sie denn eigentlich sei. Nach und nach wurde aber auch sie wieder frisch und nun ging es abermals vorwärts in den scheinbar endlosen Wald hinein.

Schon schwebte der Mutter die Frage auf den Lippen, ob ihr Sohn sich doch am Ende nicht im Wege geirrt habe, als sie an einen starken Bach kamen, der ihr bekannt vorkam. Sternenauge aber rief erfreut aus: „Nun sind wir nicht mehr als eine Meile von eurer Heimat; an diesem Bach lagerte ich, als die anderen auszogen zum Morden. Unter jener großen Eiche habe ich geschlafen."

„Gott gebe, daß es so sei, mein Sohn, und daß wir dann bald auf Weiße treffen!" antwortete die Mutter.

Ihr erster Wunsch wurde schnell erfüllt, durch die Bäume schimmerte es silberhell wie eine Lichtung und sie rief dem vorauseilenden Sohne zu: „Willy, wenn dies Newton ist,

wie ich jetzt selbst glaube, dann lag hinter jenem Hügel da die Hütte Onkel Traugotts."

Kaum hatte der Sohn die Worte vernommen, so lief er im Trabe auf den Hügel zu, um gleich darauf durch einen kleinen Freudenschrei anzuzeigen, daß die Hütte noch da sei.

Ja, da stand sie vor ihnen im hellen Mondlicht, die neue Blockhütte, die eben am Tage vor dem Ueberfall vollendet worden war. Sie eilten zur Tür und fanden sie eingeklinkt, doch nicht verschlossen. Sternenauge stürmte hinein und rief schnell zurück:

„Hier haben mehrere Leute längere Zeit gewohnt!"

Mit zitternden Knien folgte die Mutter und fragte: „Woher weißt du das, mein Kind?"

„Dort die Bettlade diente dem Vater zur Ruhestatt; hier diese Ecke mit den Fellen dem Onkel Traugott, der immer am liebsten auf dem Boden schlief. Bis in den Winter hinein haben sie hier gehaust, wohl bis Vaters Wunden heilten; das sieht man an dem Feuerholz hier in der Ecke."

„O, Gott sei Lob und Dank für die fröhliche Hoffnung," sagte die Mutter, sich auf der Bettlade niederlassend. Die hatte der Onkel vor dem Ueberfall nicht gehabt; ja, der Knabe hatte sicher recht mit seiner Vermutung. „Aber wo blieben sie nur so lange?" fragte sie dann aufs neue.

„Sie sind beim großen General Washington," antwortete fröhlich und zuversichtlich Sternenauge; „von dem hat der alte Schleicher so viel erzählt; den scheinen die Engländer und Indianer am meisten zu fürchten."

Bald hatte er mit zwei Hölzern, die er schon unterwegs aufgelesen, ein Feuer entzündet, und nun durchsuchte er jede Ecke der Hütte, machte auch noch mancherlei kleine Entdeckungen, die sie in dem Glauben bestärkten, der Vater hätte hier längere Zeit mit dem Onkel gewohnt. Endlich erblickte er im Schornstein einen weißen Zettel angenagelt; da stieß er einen neuen Jauchzer aus und brachte flugs den beschriebenen Zettel der Mutter.

Die hatte kaum einen Blick darauf geworfen, da rief sie aus: „O Gott, o Gott! Er lebt!" Dann sank sie vor dem Bett in die Knie und brach in leidenschaftliches Weinen aus. Zu lange hatte im tiefen Herzen doch die bange Sorge genagt, ob denn der Vater auch wirklich lebendig entkommen

sei. Die Kinder waren ganz erschrocken bei diesem heftigen Gefühlsausbruch der Mutter, die doch gesagt hatte, der Vater lebe.

Sternenauge, der sich zuerst faßte, nahm leise den kostbaren Zettel aus der Hand der Mutter und hielt ihn Käty dar zum Lesen. Und sie las in der Handschrift des Vaters: „Onkel Traugott und ich sind dem Blutbad glücklich entronnen. Ich war zwar schwer verwundet, bin aber jetzt auf der Besserung. Wir gehen zum Heer. Heinrich Diehl."

So las Käty; dann sank sie neben der Mutter in die Knie, umschlang sie mit den Armen und sprach: „So weine doch nicht, liebe Mutter, der Vater lebt ja, nun wird alles gut."

„Ja, nun glaube ich auch fest, daß noch alles gut wird, selbst wenn die Wilden uns nochmals einfangen. O, du treuer himmlischer Vater, dir sei Dank für diese Kunde. Nun verlaß uns auch ferner nicht!"

Gestärkt und getröstet erhob sie sich und fragte ihren Sohn, was sie nun weiter tun sollten, sie wäre zu allem bereit.

Sternenauge, der die Hütte und ihre Umgebung genau gemustert hatte, sagte: „Hätten wir Lebensmittel genug, so könnten wir in diesem festen Haus dem ganzen Stamm trotzen mit unseren drei Gewehren; selbst das Dach ist noch feucht von kürzlichen Regengüssen und würde kaum von einem Pfeil in Brand gesetzt werden. So aber ist es das Beste, wir eilen weiter. Wenn sich der einzelne Stamm überhaupt so weit in die Gegend der Weißen vorwagt, dann kommt er bald."

So gingen sie dann wieder in die Nacht hinaus; die Füße waren schwer, aber die Herzen waren leicht geworden in der Hütte des Onkels. Sie gingen bis zum lichten Morgen, aber sie trafen immer nur auf zerstörte Ansiedelungen, denn sie befanden sich noch im unglücklichen Wyomingtal, wo sich noch niemand wieder anzusiedeln gewagt hatte. Sternenauge wurde immer unruhiger, alle paar Augenblicke schaute er rückwärts, die Büchse schußbereit in den Händen. Er merkte, daß Mutter und Schwester sich vor Müdigkeit kaum mehr weiter schleppen konnten, und doch wagte er nicht anzuhalten.

Wären sie doch erst aus diesem blutigen Tal heraus! Weiter würde der Stamm sich wohl kaum hervorwagen, denn sonst kam er in gefährliche Nähe des amerikanischen Heeres, wie er von dem Händler erkundet hatte. Hier aber lauerte

die Gefahr auf jedem Tritt. Er war fest entschlossen, selbst sein Leben zu wagen, um Mutter und Schwester vor dem verhaßten Ehebunde zu retten und sie wieder mit dem Vater zu vereinen. Er wußte auch, daß der Häuptling und die anderen Stammeskrieger seiner als eines Ueberläufers nicht schonen würden, selbst wenn Eulenauge ihn beschützen sollte.

Endlich kamen sie an einen starken Bach; da atmete Sternenauge auf, denn hier gab es doch eine kleine Aussicht auf Rettung. Schnell teilte er seinen Lieben seinen Plan mit und sie waren nicht umsonst im Urwald aufgewachsen, sie verstanden ihn sofort. Schnell zogen sie ihre Mokassins aus, schürzten ihre Kleider und stiegen dann Sternenauge nach in den Bach, dessen schnellfließendes Wasser ihre Fußspuren sofort verwischte. So wateten sie eine ganze Weile mühsam den Bach hinan, sorgfältig die stillen, moorigen Stellen meidend, bis Sternenauge am jenseitigen Ufer ein passendes Dickicht erspähte. Vorsichtig schlüpften sie hinein, der Jüngling als letzter, mit einem längst gebrochenen Zweige jede Spur verwischend. Nun endlich konnte er seinen völlig erschöpften Lieben erlauben, sich auszuruhen. Sie waren zu müde, um zu essen; kaum hatten sie sich niedergelegt, so waren sie auch schon fest eingeschlafen. Der Jüngling prüfte zuerst seine Gewehre, und legte sie dann schußbereit vor sich hin. Dann prüfte er seine Umgebung, sie war wie geschaffen zur Verteidigung. denn es war eine etwas sumpfige Niederung, die fast gar keine Bäume aufwies. Nur auf der etwas erhöhten Stelle am Ufer, wo sie lagerten, standen die Bäume so dicht, daß die Sonne kaum einzudringen vermochte. Von seinem Platze aus konnte er die ganze Nachbarschaft überschauen, ohne selbst gesehen zu werden. Stunde auf Stunde lag er so ruhig da, bald auf seine Lieben schauend, bald in die Runde. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, und der Tag wurde sehr warm. Da löste sich denn auch allmählich die Spannung in des Jünglings Gemüt; er begann zu hoffen, daß die Indianer die Verfolgung aufgegeben hätten. Bis zum Abend wollte er hier mit den Seinen ruhen, um dann fröhlich weiter zu wandern. Er dankte dem lieben Gott für seinen bisherigen Schutz und flehte um weiteren Beistand. Nun wurden auch ihm die Augenlider schwer; er kämpfte mannhaft gegen den Schlaf. „Könnte ich nur weitermarschieren," dachte er, „dann

wäre ich gar nicht müde; aber so stille zu liegen an dem schwülen Sommertage," — dann dachte er überhaupt nichts mehr. Lange schon hatte sein Haupt auf dem linken Arm geruht, der die Büchse hielt; jetzt sank es nur ein wenig fester herab, die Strahlenaugen schlossen sich und der süße Allbezwinger Schlaf hatte den treuen Wächter überwunden.

* * *

Als Suwami am Morgen nach der Flucht erwachte, da krampfte sich ihr Herz zusammen in namenlosem Weh. Sie wußte nur zu wohl, was die leere Hütte bedeutete, wenn sie auch gar nichts vom Weggang der Weißen bemerkt hatte. Sie wußte, wie Eulenauge nun wüten und toben würde; aber das bekümmerte sie fast weniger, als der Gedanke, jetzt vielleicht auf immer von ihrem Liebling geschieden zu sein. Bitterlich beweinte sie ihren herben Verlust. Sie war ja gar nicht mehr eifersüchtig auf die rechte Mutter des Knaben; ach, der gönnte sie denselben von Herzen. Wenn sie nur hätte in seiner Nähe bleiben und seine liebe Stimme hören können, so wäre sie wie im letzten Jahr ganz glücklich gewesen. Ja, das war unstreitig die glücklichste Zeit ihres Lebens gewesen. Ihr Gewissen war beruhigt über ihre große Sünde, denn die Mutter selbst hatte ihr ja den Raub des Sohnes verziehen, und im Blute Jesu Christi hatte sie ja Vergebung aller ihrer Sünden gefunden. Dieser letzte Gedanke beruhigte sie denn auch jetzt; waren ihre weißen Lehrer, die der große gute Geist ihr gesandt, auch fort, er selbst blieb bei ihr, das wußte sie, denn sie glaubte an ihn, und liebte ihn von Herzen. Da fand sie denn auch Kraft zu dem Gebet um die glückliche Flucht der Gefangenen. Ihr alter Mann lag schnarchend in seiner Ecke; so bald würde der nicht aufwachen, denn er hatte am Abend sehr eifrig dem Feuerwasser der Händler zugesprochen. Sie machte still ihre Kornkuchen, und nahm dann einen Korb, um im Walde Beeren zu pflücken. Damit hoffte sie zugleich peinlichen Fragen und dem ersten argen Sturm zu entgehen. Sie ahnte, warum Sternenauge ohne Abschied von ihr gegangen, und war ihm dankbar dafür, so schwer es ihr auch wurde, so von ihm zu scheiden.

Nur langsam erhoben sich die Krieger an diesem Morgen

und der alte Eulenauge war einer der allerletzten. Sein Schädel brummte gewaltig, und er wollte eben anfangen, sein selbstverschuldetes Elend wie gewöhnlich an Suwami auszulassen, als er merkte, daß die Hütte leer sei. Nun geriet er erst recht in Zorn, trat vor die Hütte und rief laut nach seiner Squaw, nach Sternenauge und den weißen Frauen. Viele hörten sein Schreien und Schelten, und eine Frau sagte ihm, Suwami sei schon früh in den Wald gegangen, Beeren zu pflücken; von Sternenauge und den weißen Frauen habe sie nichts gesehen. Nun wurde der Häuptling, der eben mit dem jüngeren Händler redete, aufmerksam, sprang herzu und blickte in Eulenauges Zelt.

Mit einem Wutschrei sprang er zurück und herrschte Eulenauge an: „Wo hast du meine Braut? Hat dein schurkischer Sohn sie etwa entführt, um sie für sich zu gewinnen?"

Ein großes Getümmel entstand; bald hatten einige Krieger die Spuren der drei Flüchtlinge entdeckt und eine kleine Strecke verfolgt. Da blieb kein Zweifel übrig, die drei Blaßgesichter waren entflohen, und zwar bereits am vorigen Abend, wie die Spur bewies. Eulenauge schrie wütend nach Suwami, aber die hörte ihn nicht.

Da sprach endlich der jüngere Händler: „Ich kann euch das Rätsel lösen; Sternenauge ist der Sohn der weißen Frau; ich glaubte, er habe sie noch nicht erkannt, aber ich habe mich geirrt. Nun heißt es eilen, die Flüchtlinge einzuholen; allzuweit können die des Waldes ungewohnten Frauen noch nicht sein. Vorwärts, ihr Braven! Holt ihr mir die weiße Frau zurück, dann soll mein Feuerwasser in Strömen fließen zum Hochzeitsmahl!"

„Ja, auf zur Verfolgung!" schrie nun auch der Häuptling in flammender Wut und stürzte nach seinem Zelte, um seine Waffen zu holen. In wenigen Augenblicken waren alle Krieger des Stammes auf dem Marsch, allen voran der alte Eulenauge, der seinen Liebling wieder einholen und wenn möglich vor dem Mordbeil des Häuptlings retten wollte. Der Marsch dauerte viel länger, als man erwartet hatte; manche Krieger wurden schon verdrießlich, daß man den Blaßgesichtern so weit nachjage; auch ängstlich, daß man dem Heere der Amerikaner zu nahe komme. Aber die Führer trieben immer vorwärts, und aus den Spuren merkte man auch, daß die

Flüchtlinge nur noch einen geringen Vorsprung hätten. Da verwischte der Bach die Spur; lange lief man nutzlos auf und ab. Endlich umging Eulenauge das jenseitige Ufer in weitem Bogen. Als er keine Spur fand, heftete er sein Auge auf das dichte Gebüsch, in dem die Gefangenen wirklich schliefen und näherte sich demselben aufs vorsichtigste mit mehreren seiner besonderen Freunde. Sowie die anderen das merkten, eilten auch sie auf das Gebüsch zu, doch Eulenauge traf zuerst ein. Sein Herz frohlockte, als er gerade auf den fest schlafenden Sternenauge zulief. Behutsam näherte er sich dem Jüngling und umfaßte ihn mit seinen starken Armen, während der folgende Krieger die drei Gewehre an sich riß, und ein dritter schon die Weidenruten bereit hielt, die Gefangenen zu binden. Im nächsten Augenblick hatten Karl Schleicher und der Häuptling Mutter und Tochter überfallen und ihnen fast widerstandslos die Hände gebunden.

Hatte nun aber Sternenauge auch fest geschlafen bei diesem Ueberfall, so war er doch ein Sohn der Wildnis geworden.

Bei der ersten leisen Berührung Eulenauges war er völlig munter, und ehe die starken Arme des Alten sich fest um die seinen schlingen konnten, wand er sich in denselben mit der Kraft der Verzweiflung. Die gellenden Schreckensrufe von Mutter und Schwester feuerten ihn nur noch mehr an; er selbst verschwendete keinen Atem an einen Schrei.

Der Krieger mit den Weidenruten wollte Eulenauge zu Hilfe kommen; Sternenauge aber hatte jetzt seinen rechten Arm völlig frei bekommen, und seine Faust traf den neuen Gegner so schwer ins Gesicht, daß er rückwärts zu Boden stürzte. Der dritte Krieger hatte inzwischen dem Häuptling geholfen, Käty zu binden. Mit gellendem Siegesruf hob der letztere sie auf und trug sie aus dem Dickicht als seine Kriegsbeute.

Als Sternenauge das sah, da tat er etwas, was ihm sehr schwer wurde. Er merkte wohl, daß er im Ringen dem alten Eulenauge überlegen sei. Dieser aber klammerte sich an ihn mit der Kraft der Verzweiflung. Da hob der Jüngling die Hand und traf des Alten Schläfe so schwer, daß derselbe betäubt zurücksank.

Mit Windeseile sauste Sternenauge nun hinter dem

Räuber seiner Schwester her, um demselben das Messer, die einzige Waffe, die er noch besaß, in den Nacken zu stoßen. Der Häuptling aber, durch die Rufe mehrerer naheſtehender Krieger gewarnt, ließ seine Beute zu Boden sinken und hob seinen Tomahawk, um den verhaßten Nebenbuhler zu beseitigen.

Er kam aber nicht mehr zum Wurf, so rasend schnell kam Sternenauge heran, mit der Linken das Beil aufhaltend, mit der Rechten das Messer auf den Gegner zückend. Dieser aber packte mit gleicher Gewandtheit das Messer, und nun standen die beiden schönen Jünglinge, der rote und der weiße, ähnlich an Wuchs und Kraft und Gewandtheit, einander Auge in Auge gegenüber im Todeskampf.

Doch nur einen Augenblick stand der Kampf, dann senkte

sich langsam das Messer und näherte sich dem Halse des Häuptlings. Schon drang die Spitze ein ins Fleisch, schon quoll das Blut, und der Häuptling warf sich rücklings zu Boden, um sich so zu retten; da huschte es wie ein Schatten über Sternenauges Gesicht.

Unwillkürlich hob er, des Häuptlings Arm fahren lassend, seinen linken Arm zum Schutz, da traf der Tomahawk des Kriegers, den er soeben niedergeschlagen hatte, diesen Arm so heftig, daß er brach. Abgleitend traf er auch noch den Kopf des Jünglings, daß er rücklings zu Boden fiel. Nun sah er sein Ende vor sich; er hörte die Verzweiflungsschreie seiner Mutter und Schwester; sah den Krieger mit dem Skalpiermesser über ihn gebeugt und wußte nun keine Rettung mehr. Wohl faßte seine Rechte, der das Messer entglitten war, den Messerarm des Gegners, der auf seiner Brust kniete; aber wie lange konnte er mit gebrochenem Arm und schwindelndem Kopf also dem Feinde noch widerstehen. Da tat er, was er sich von Kindheit auf vorgenommen, zu tun, wenn's einmal ans Leben gehen sollte, er betete laut:

„Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!"

Ein lautes, höhnisches Lachen unterbrach ihn hier. Der Händler hatte Mutter Anna, nachdem er ihre Hände gebunden hatte, am Arm gepackt, und dann gesagt:

„Jetzt fügt Euch nur endlich geduldig in Euer Schicksal; Ihr seht, entrinnen könnt Ihr mir nicht."

Ohne ein Wort zu erwidern, war Frau Anna ihm dann auch bis an den Rand des Dickichts gefolgt. Da kam sie eben recht, um ihren Sohn unter dem Mordbeil des Indianers zusammenbrechen zu sehen. Gellende Angstrufe ausstoßend, suchte sie sich von Schleicher loszumachen, um sich über ihr Kind zu stürzen, und es mit ihrem Leibe zu decken.

Der gefühllose Mensch aber hielt sie jedoch mit Gewalt zurück, indem er ausrief: „Der ist doch verloren, zurück ins Dickicht, sonst morden die Wilden auch dich und Käty, und selbst ich kann Euch nicht mehr retten!"

Im Herzen dachte er aber: „Gut, wenn der jungen Schlange der Kopf eingeschlagen wird, sonst hätte sie mich doch noch einmal gebissen."

Doch die verzweifelnde Mutter rang so gewaltig, daß sie ihn mitriß bis dicht vor die am Boden Kämpfenden. Da vernahm Schleicher das deutsche Kindergebet Sternenauges. Roh lachte er auf bei den Worten und sprach höhnend zu der armen, vor Schmerz vergehenden Mutter: „Er betet ja, da muß ihm Gott doch helfen, wenn's überhaupt einen Gott gibt!"

Er hatte den grausamen Hohn noch nicht ganz ausgesprochen, da erbleichte er bis an die Lippen. Der Indianer dicht vor ihm schnellte empor und fiel dann rückwärts ins Gras. Karl Schleicher sah sein durchbohrtes linkes Auge und vernahm im selben Augenblick den scharfen, peitschenartigen Knall einer Büchse, die er nur zu gut kannte.

Der eine Schuß brachte eine wahre Panik zum Ausbruch bei den Rothäuten. Eulenauge, der sich von seinem Schlage erholt hatte, und eben am Rande des Dickichts erschien, rief mit einer Stimme, die den wilden Lärm durchdrang:

„Das ist Donnermunds Büchse! Schnell über den Bach zurück und Deckung gesucht. Das sind die Amerikaner!" Er selbst sprang als erster ins Wasser; hoffte er doch, hierdurch zugleich die Wut der andern Krieger von Sternenauge abzulenken.

Zwei weitere Schüsse gaben seinen Worten Nachdruck, wenn sie auch nicht so gut trafen, wie der erste, sondern nur leichte Verwundungen verursachten. Durch die Lichtung sah man auch schon zwei Blaßgesichter daherstürmen, da tat Eile not. Alle befolgten den Rat des klugen, alten Eulenauge; nur der Häuptling und der Händler wollten ihre schöne Beute nicht im Stich lassen.

Käty hatte vor Entsetzen kein Glied rühren können; sie kniete noch auf dem Platz, wo der Häuptling sie hatte zu Boden sinken lassen, und schaute weinend hinüber zum Bruder und seinem Todeskampf. Jetzt hob der Häuptling sie zum zweitenmal auf und sie vermochte sich nicht zu wehren, wenn auch die schlimmste Angst von ihr gewichen war, seit sie der Mutter Ruf vernommen: „Da kommt der Onkel, und gerade in der höchsten Not! Gott sei Lob und Dank!" Ihre Glieder waren wie gelähmt. Mit der Linken hob der starke Häuptling sie auf, mit der Rechten schwenkte er seinen Tomahawk; so schritt er zum Bache hinab.

Als Sternenauge das Auge seines Feindes durchbohrt sah, und den Ruf Eulenauges hörte, da murmelten seine Lippen: „Jesus hat seine Flügel über sein Küchlein ausgebreitet!" Ein Gefühl der Mattigkeit, verbunden mit wonniger Ruhe und Sicherheit kam über ihn und wie ein müdes Kind nach seinem Abendgebet wollte er seine Augen schließen. Da sah er den Häuptling vor sich mit der Schwester im Arm. Der Anblick trieb die Schatten der Ohnmacht noch einmal zurück.

Aufspringend und des Gefallenen Tomahawk ergreifend, stürzte er dem Häuptling nach. Der aber sah ihn kommen und hob das Beil zum tödlichen Wurf. Haarscharf sausten die Tomahawks aneinander vorbei, doch Sternenauge war ein wenig schneller gewesen. Sein Beil traf den Häuptling an die rechte Schläfe, daß er tot in den Bach stürzte; er selbst konnte eben das Haupt ein wenig wenden, so daß das Mordbeil des Häuptlings sein Haupt nur leicht berührte. Aber nun war seine Kraft auch zu Ende; ohnmächtig brach er zusammen.

Käty war auch mit dem Häuptling ins Wasser gefallen; doch dasselbe war nur flach und trotz ihrer gebundenen Hände hatte sie sich bald losgewunden und war ins Dickicht zurückgeeilt.

Karl Schleicher war einen Augenblick wie erstarrt. Gab es doch einen Gott im Himmel, der die Seinen rettet und seine Feinde straft? Eulenauges Ruf traf auch an sein Ohr und sein Verstand gab ihm recht. Fiel er hier den Amerikanern in die Hände, so konnte es ihm sehr übel ergehen. Er hielt Anna Diehl noch immer fest, obgleich sie nun wieder nach ihrem gefallenen Sohn hinstrebte. Da raubte die rasende Leidenschaft dem wüsten Händler alle Besinnung. Alle seine Kraft zusammennehmend, nahm er die Frau auf seine Arme und strebte mit ihr dem Bache zu. Sie wehrte sich mit der Kraft der Verzweiflung, konnte aber mit ihren gebundenen Händen wenig ausrichten. Rückwärts gewandt, sah sie da zwei Männer auf sich zueilen; und vernahm zugleich die Donnerstimme Onkel Traugotts: „Nieder, ihr Buben, und die Büchsen geladen! Ihr rennt ja blindlings ins Verderben!"

Schon krachten auch die Büchsen der Indianer von jenseits des Baches und der eine Weiße sank ins Gras. Der andere ließ sich aber nicht halten, obgleich ihm der Hut vom

Kopfe geschossen wurde. Die rauchende Büchse in der Linken stürmte er geradeswegs daher. Brennend heftete Frau Anna das Auge auf den Mann, und jetzt hatte sie ihn erkannt! „Heinrich! Heinrich!“ rief sie flehend und jubelnd zugleich.

Der Ruf brachte auch den Händler zur Besinnung; er wußte, nun handelte es sich um Leben und Tot. Rücksichtslos ließ er die Frau zur Erde fallen und versuchte die Büchse von der Schulter zu reißen, um endlich den verhaßten Nebenbuhler umzubringen. Hier konnte er es tun im offenen Kampf. Ehe er jedoch die Büchse senken konnte, hatte der starke Schmied, der nun wieder völlig hergestellt war, dieselbe mit seiner Linken erfaßt und zur Seite gedrückt, so daß der Schuß ihn nicht traf. Er selbst hatte in seiner Wut nicht einmal an Messer oder Tomahawk gedacht, — mit der bloßen Faust wollte er den schurkischen Räuber von Frau und Kind erwürgen. Jetzt hatte auch seine Rechte dessen Kehle schon mit eisernem Griff umklammert. Karl Schleicher merkte sofort, daß er gegen diese Faust nicht aufkommen könne; die Büchse fallen lassend, tastete seine Rechte nach dem Messer. Bevor er es aber fassen konnte, hatte die ungestüme Kraft des Schmieds ihn schon rückwärts zur Erde gedrückt, ohne jedoch seine Kehle fahren zu lassen. Die Atemnot wurde bereits so groß, daß ihm die Augen aus dem Gesicht hervorquollen, und seine Hände versuchten, die schreckliche Faust zu lösen. Doch seine bebenden Hände vermochten da nichts auszurichten, und der Schmied war nun auch von solchem Kampfeszorn erfüllt, daß er an kein Loslassen dachte. Da kam dem elenden Menschen Hilfe von einer Seite, von wo er sie nie erwartet hätte.

Die Frau, der er fortwährend das allerbitterste Herzeleid angetan, die er eben noch mit unmenschlicher Roheit von ihrem blutenden Kinde hinweg gerissen hatte, — diese Frau bat für ihren Feind. Die gebundenen Hände dem Gatten hinhaltend, rief sie laut:

„Töte ihn nicht, Heinrich, töte ihn nicht! Ueberlaß die Rache dem lieben Gott!“

Den Bitten seines innig geliebten Weibes, das ihm nun so wunderbar aus Feindeshand wieder zugeführt wurde, konnte der Schmied nicht lange widerstehen. Langsam löste

sich seine Faust von der Gurgel des Gegners, wenn er auch noch auf seiner Brust kniete und ihn scharf beobachtete.

Sowie der Elende Luft bekam, flehte er: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, töte mich nicht, ich will dir alles Unrecht reichlich vergelten; ich habe dich wirklich für tot gehalten."

„Gottes Barmherzigkeit ist lauter Heuchelei auf deinen Lippen," sagte endlich der Schmied; „aber ich will mich als Christ nicht selber rächen. Doch binden werde ich dich mit denselben Banden, die du Schurke meiner armen Anna angelegt. Rührst du die Hand, so ist's um dich geschehen!"

Der Händler fühlte sich viel zu sehr in der Gewalt des Schmieds, und war viel zu froh, aus der schrecklichen Lebensgefahr entronnen zu sein, als daß er noch an ferneren Widerstand gedacht hätte. So lag er denn bald fest gebunden im Dickicht, während Frau Anna, sobald sie ihre Hände wieder gebrauchen konnte, hinaus stürzte zu ihrem Knaben, den Bewußtlosen mit starkem Arm aufhob und ins Dickicht trug, ohne dabei auch nur einmal an die Kugeln der Feinde zu denken.

Nun waren die vier, die sich auf Erden die nächsten und liebsten waren, seit dreizehn Jahren zum erstenmal wieder vereint, denn auch Käty war ja ihrem unfreiwilligen Bade glücklich entronnen. Dennoch dachte in diesem Augenblick keines an die Begrüßung des andern, denn noch lag der Sohn und Bruder wie tot auf dem Rücken. Sein blutiges Haupt lag in der Mutter Schoß, während des Vaters Ohr an seinem Herzen horchte.

„Gott sei Lob und Dank, es schlägt noch!" rief er endlich aus, indem er sich erhob und dem Ohnmächtigen einige Tropfen aus seiner Feldflasche eingab. Als das noch keine Wirkung zeigte, kroch er vorsichtig bis an den Rand des Baches, füllte seinen Hut mit Wasser, und kühlte dem Ohnmächtigen Stirn und Brust. Da seufzte er endlich tief auf, die Augenlider zuckten, öffneten sich, und seine blauen Augen blickten gerade in die tränengefüllten der Mutter. Da glitt ein zufriedenes, glückliches Lächeln über seine bleichen Wangen und dann sank er wieder zurück in seine Ohnmacht. Mit zitternden Händen betasteten nun Vater und Mutter seinen Körper; außer dem gebrochenen Arm konnten sie keine schwere

Verwundung finden. Der Schädel schien nirgends gebrochen, da durften sie hoffen, daß die gesunde Natur sich bald erholen werde.

Und nun endlich umarmte der Vater die Wiedergefundenen, seine Gattin und Tochter. Doch nur auf einen Augenblick, denn sie befanden sich ja noch mitten unter den blutgierigen Wilden.

Des Onkels Stimme erinnerte sie zuerst daran, als sie durch den Wald daherschallte: „Krieche vorsichtig nach dem Dickicht hin, Fritz, wenn du's noch vermagst; ich komme langsam nach."

„Wer ist Fritz?" fragte hierauf Käty den Vater ahnungsvoll.

„Fritz Oehringer, der mit uns von Washingtons Heer gekommen ist. Die Soldaten sind nicht weit hinter uns. Ich konnte es heute morgen nicht mehr aushalten im Lager; ich hatte eine Ahnung, daß ich euch heute in der Nähe unserer Heimat treffen würde, und nun hat der treue Gott uns gerade zur rechten Zeit hergeführt. Können wir uns nur noch ein paar Stunden halten, dann sind wir frei. Jetzt müssen wir aber nach den Feinden ausschauen. Hier, Käty, nimm diese Büchse, sie ist noch geladen, und krieche vorsichtig hinter jene große Eiche, von wo du den Bach hinaufsehen kannst. Ich bewache indessen die andere Seite, während die Mutter unseren Willy pflegt. Der Onkel wird bald hier sein."

„Ist Fritz Oehringer vorhin nicht gefallen?" fragte Käty mit zitternder Stimme; „es knallten so viele Büchsen und er sank plötzlich ins Gras."

„Das mag er aus Klugheit getan haben; irre ich mich nicht, so bewegt sich das Gras in seiner Richtung."

Als Käty sich vom Bewegen des Grases überzeugt hatte, kroch sie fröhlich, wenn auch klopfenden Herzens auf ihren Posten. Doch auf jeden Blick, den sie vorwärts die Büchse entlang warf, warf sie wenigstens zwei rückwärts, bis sich hinter den Bäumen ein jugendfrisches Männerantlitz zeigte, das wohl ein wenig blutbefleckt war, aus dem aber ein paar helle Augen scharf und fragend hervorblickten. Jetzt trafen sie auf die Augensterne des Mädchens, daß diese tief errötend das Haupt wandte, und nun als guter Wachtposten immer gerade vor sich hinschaute. Zum Glück ließ sich kein Indianer

blicken, denn Käty hätte ihn in diesem Augenblick trotz ihrer weit offenen Augen doch kaum gesehen. Ihre ganze Seele lag jetzt im Ohr. Sie hörte, wie Fritz Oehringer die Mutter begrüßte, sich über seinen früheren Spielkameraden wunderte und freute, und dann sich ihrem Posten nahte. Plötzlich lag er dicht neben ihr, seine Hand fand die ihre und seine Augen lasen aus den ihrigen gar schnell eine Botschaft, die ihm das blutige Schlachtfeld als lieblichsten Blumengarten erscheinen ließ.

Bald erschien dann auch das bärtige Haupt des alten Traugott unter den Bäumen. Sein erster Blick fiel auf seine Nichte und ihren Sohn, und ihre Augen sagten ihm schon, daß es nicht allzu gefährlich um den Jüngling stehen könne. Als er vernahm, daß sein Arm gebrochen sei, sagte er: „Da müssen wir gleich einen Notverband anlegen, bis der Feldscher mit dem Heere anlangt. Wenn der alte Eulenauge drüben erst merkt, daß wir bloß so wenige sind, wird er uns schnell genug angreifen. Zum Glück habt ihr hier ein richtiges kleines Fort im Walde, wie ich selber es nicht besser hätte aussuchen können. Heinrich und Fritz, laßt mir keinen roten Schelm über den Bach; sobald ich den Kleinen verbunden habe, komme ich auch. Den Schleicher habt ihr ja gut aufgehoben."

Damit zog er aus seiner umfangreichen Jagdtasche allerlei Zeugstreifen hervor, schnitt mit seinem Jagdmesser schnell ein paar Hölzer zurecht und hatte so mit Frau Annas Hilfe den gebrochenen Arm bald kunstgerecht gesetzt und verschient. Der Verwundete stöhnte dabei und schlug die Augen auf. Sie ruhten wie fragend auf dem bärtigen Antlitz, das sich über ihn beugte, dann leuchteten sie auf und seine Lippen flüsterten: „Onkel Traugott!"

Ach, wie wohl tat dieser Name dem Alten aus diesem Munde!

„Endlich habe ich dich wieder, mein Junge!" rief er fröhlich aus; „nun werden wir beide mit Gottes Hilfe bald wieder zusammen jagen gehen. Einstweilen liege aber noch hübsch still, bis wir die Rothäute abgeschüttelt haben."

Damit kroch auch er an den Rand des Dickichts, und gerade zur rechten Zeit. Nach dem Fall des jungen Häuptlings hatte Eulenauge den Befehl übernommen; galt doch

in schwierigen Fällen sein Wort immer noch am meisten. Er hatte zuerst an einen Ueberfall der Amerikaner gedacht. Als aber drüben nur drei Büchsen knallten, da erwachte der Rachedurst in seiner Seele. Jetzt konnte er endlich Abrechnung halten mit seinem alten Feinde Donnermund. Schnell hatte er seinen Kriegern seine Meinung mitgeteilt; Donnermund zu fangen, der schon so manchen tapferen Stammesgenossen erschossen hatte, danach sehnte sich ein jeder. Nun galt es ein regelrechtes Anschleichen, da man nicht in das Dickicht hineinblicken konnte. Da die Mutter Sternenauge hineingetragen hatte, war derselbe wohl noch am Leben. Auch das trieb den alten Eulenauge zum Kampf. Er wollte das Nest von allen Seiten umstellen, und wenn's nicht anders ging, im Sturm nehmen. So befahl er denn seinen Kriegern, sich oberhalb und unterhalb des Dickichts über den Bach zu schleichen und dasselbe von Süden her anzugreifen. Sie machten einen so weiten Bogen, daß sie meinten, vor jeder Büchse sicher zu sein, sie hatten sich aber dennoch getäuscht.

Gerade auf die weiteste Entfernung hatte der alte Traugott seinen scharfen Blick gerichtet. Ein Schatten schien dort über den Bach zu huschen; doch des Alten Büchse knallte und der Schatten fiel als blutiger Körper in den Bach.

„Müßt halt noch ein wenig weiter herumgehen," brummte der Alte in den Bart, „je weiter, desto besser, denn desto näher kommen die Soldaten heran."

Auch ohne seine Worte zu hören, befolgten die Rothäute jetzt dieselben; sie nahmen einen so weiten Umweg, daß auch Donnermund keinen mehr erblickte, wenn er auch fest überzeugt war, daß sie das Dickicht umkreisten.

„Ein halbes Stündlein haben wir jetzt Ruhe vor den roten Bluthunden," sagte er; „dann müssen wir sehr scharf auf das hohe Gras da vor uns acht geben. So ungern die Indianer geradeswegs stürmen, hier werden sie es wahrscheinlich tun. Bis zum Abend zu warten, möchte ihnen in dieser Gegend doch nicht ratsam erscheinen. Dann rechnet der alte Fuchs Eulenauge wohl auch nur auf zwei Männer, da Fritz vorhin wie tot niederstürzte. Wir drei haben aber mit unseren Pistolen jeder zwei Schuß; mit den Büchsen, die hier liegen, macht das zehn; damit können wir ihnen schon gehörig einheizen. Ich selbst lege mich hinter den vor-

derſten Baum da, damit keiner zu nahe herankriecht. Kätn kann uns den Rücken decken; dort über den Bach kommt ſo leicht keiner geſprungen. Auch du, Anna, nimmſt deine Büchſe zur Hand, und tuſt deinen Schuß, wenn's nötig ſein ſollte. Bis dahin pflege deinen Jungen. Da ihr wahrſcheinlich noch nichts zu Morgen gegeſſen habt, ſo tut es jetzt, ihr werdet eure Kräfte brauchen. Fritz, binde dem Händler auch die Füße, damit der am Ende keine Geſchichten macht. Nun aber können wir einander endlich einmal ordentlich begrüßen und dem lieben Gott für ſeine bisherige Hilfe danken."

Das Begrüßen wurde getreulich beſorgt; Kätn aß auch ein wenig; nur die Mutter meinte in ihrer Sorge um ihren noch immer ohnmächtigen Willn keinen Biſſen genießen zu können. Da ſchlug der Verwundete plötzlich die Augen auf und bat um Waſſer. Schnell wurde es ihm gereicht, er trank mit durſtigen Zügen, blieb dann bei Bewußtſein, und dann konnte auch die Mutter ſich ein wenig ſtärken.

„Um den brauchſt du dich nicht mehr zu ſorgen, Anna; der hat geſundes Blut und wird ſchnell durchkommen," tröſtete der Alte. „Doch, ich denke, es iſt Zeit, auf Poſten zu gehen. Keiner ſchießt, bis er ein ſicheres Ziel hat. Auf den Schuß wird wohl die ganze rote Bande anſtürmen, das heißt, nur wenn der Schuß trifft. Dann immer die nächſten niedergeſchoſſen, ich denke, das wird genügen. Kommt es dennoch zum Handgemenge, dann wollen wir uns doppelt dem treuen Gott befehlen. Wir ſind alle gläubige Chriſten, die um ihres Heilandes willen das Gericht Gottes nicht zu fürchten brauchen. Er mache es mit uns, wie's ihm gefällt. Fallen wir, ſo ſind wir doch beiſammen. Doch ich glaube, der liebe Gott hat uns hier nicht zum Fallen zuſammen geführt. Darum nur friſchen Mut und eine feſte Hand."

Schweigend drückte man ſich noch einmal die Hand, dann nahm jeder ſeine Stelle ein. Heinrich Diehl blieb am nächſten bei Frau und Sohn, Fritz Oehringer am nächſten bei Kätn. Der Händler hatte ſich auch die Füße ruhig binden laſſen. Finſter blickte er auf die Menſchen da neben ihm und ſagte ſich ſelbſt, daß dieſe frommen Chriſtenleute trotz all ihres Elendes doch viel glücklicher wären, als er jemals geweſen, trotz all ſeines Reichtums. „Ach, daß ich mein Leben noch einmal von vorne anfangen könnte!" ſeufzte er. „Was wird

nun aus mir werden? Wenn sie mich den Amerikanern ausliefern, kann's mir den Hals kosten, und was dann? Sollte es doch am Ende ein göttliches Gericht geben? Dann könnte ich nicht bestehen, wie der alte Traugott, denn ich kenne seinen Heiland nicht, habe ihn nie kennen wollen, und jetzt ist es zu spät, ihn kennen zu lernen."

Immer finsterer ward sein Brüten; er vergaß alles um sich her. Immer furchtbarer tauchte die Hölle vor ihm auf, die der Teufel ihm bisher als eine Erfindung der Pfaffen hingestellt hatte, jetzt aber mit einem Male so heiß machte, daß seine Haare sich sträubten. „Du kommst ins Gericht und du kannst nicht darin bestehen!" raunte er ihm ein. „Ein Säufer und Ehebrecher, ein Dieb und Mörder bist du gewesen, nie hast du etwas Gutes getan, du bist verloren!"

Karl Schleicher hoffte jetzt auch nicht mehr, daß die Indianer ihn befreien würden; des alten Traugotts Verteidigung war zu stark. In seiner Seele ward es völlig Nacht; er verzweifelte an allem.

Da riß ihn der scharfe Knall einer Büchse aus seinem Brüten. Der alte Jäger hatte das Gras sich bewegen sehen, ehe der Schmied und der junge Soldat irgend etwas merkten. Scharf verfolgte er das Wehen der Halme; es war so leise, daß ein ungeübtes Auge es eben gar nicht bemerkt hätte, und viel zu weit entfernt für einen erfolgreichen Ueberfall. Auf den Knall folgte ein Schrei, wie ihn nur ein tödlich Getroffener ausstößt; ein nackter Oberkörper schnellte einen Augenblick in die Höhe und sank dann zurück ins Gras. Im nächsten Augenblick schnellten aber mehr denn zwanzig Rothäute unter gräßlichem Geheul aus dem Grase in die Höhe, schossen aufs Geratewohl ihre Büchsen auf das Dickicht ab, und stürzten dann in rasenden Sprüngen auf dasselbe zu.

Nun galt's! Auch Frau Anna hatte sich auf den ersten Knall dicht neben ihren Gatten hinter einen Baum geworfen, die echte Hinterwäldlerin! Die Büchse lag ebenso fest in ihrer Hand, wie einst in des Onkels Hütte am Mohawkfluß. Auch sie traf ihren Indianer so gut, wie die drei Männer. Sie faßte die zweite Büchse, der Onkel, der schon die zweite abgeschossen hatte, mit den beiden andern Männern die Pistole, und auf die nahe Entfernung traf wieder jeder Schuß seinen Mann. Das war den Wilden denn doch zu stark! Einen

solchen Widerstand hatten sie nicht erwartet. Die weiter rückwärts Anstürmenden warfen sich samt und sonders wieder ins Gras und krochen eiligst zurück von dem schrecklichen Dickicht, das mit einem Male von einem ganzen Trupp von Feinden besetzt schien.

Doch kaum hatten sie sich niedergeworfen, so sprangen sie in heller Verzweiflung auch schon wieder auf und stoben rechts und links auseinander, denn von Süden her stürmte nun mit lautem Hurra eine ganze Kompanie amerikanische Soldaten gegen sie an.

Die Wilden suchten den Bach zu gewinnen, aber die Kugeln der Soldaten flogen so dicht, daß nicht einer entrann. Nur ein alter roter Krieger, der sich beim Kampf im Hinterhalt gehalten, suchte weit ab im Westen den Bach zu durchschreiten. Die Soldaten hatten ihn noch gar nicht bemerkt, und er wäre wohl als einziger seines Stammes entronnen, wenn Donnermund ihn nicht bemerkt und erkannt hätte.

Seine eigene Büchse konnte er nicht mehr laden; da sprang er zu Käty, riß ihr die Büchse aus der Hand und feuerte auf den fernen Flüchtling. Durch den Kopf getroffen, sank derselbe rückwärts in den Bach.

„Eulenauge, du raubst keine weißen Kinder mehr!" murmelte er in seinen Bart, dann lud er seine Büchse und wandte sich zurück ins Dickicht. Die andern drängten sich jubelnd um ihn her, sein Auge aber fiel auf den unglückseligen Karl Schleicher. Er bemerkte dessen irren, verzweifelnden Blick; da vergaß er alle Siegesfreude über dem christlichen Jammer um dieses arme Menschenkind, das er einst manchmal auf seinen Knien geschaukelt hatte. Er neigte sich zu dem Gebundenen herab und sprach in ernst-freundlichem Ton:

„Karl, du jammerst mich; viel haben deine Eltern an dir gesündigt, noch mehr hast du aber selbst dazu getan. Lange habt ihr über Gott und Gottes Gerechtigkeit gespottet und getan nach allem Begehr eures bösen Herzens. Glaubst du nun bald, daß es einen gerechten Gott im Himmel gibt, der die Sünde zeitlich und ewig straft?"

„Ich fühle seine Hand an meinem Halse, und sie ist schlimmer als die Heinrich Diehls; sie wird mich in die Hölle werfen."

„Gottlob, daß du endlich an einen lebendigen Gott

glaubst! Aber höre, Karl, als du noch ein ganz kleiner Junge warst, habe ich dir manchmal vom Heilande Jesu Christo, dem Teufel- und Höllenüberwinder erzählt, weil's deine Eltern nicht taten. Kennst du den gar nicht mehr?"

„Einem solchen Scheusal, das bald den Strick um den Hals kriegt, kann auch der nicht mehr helfen."

„Da willst du wieder klüger sein, als Gottes Sohn selbst. Der hat gesagt: Wenn eure Sünden gleich blutrot wären, so sollen sie doch schneeweiß werden. Er hat dem Schächer am Kreuz, der dein genaues Ebenbild war, gesagt: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein! Glaube nur, wie dieser arme Schächer, an den Sünderheiland, dann wäscht sein Blut auch alle deine Sünden ab, und du kannst im Gerichte Gottes bestehen."

„Ich habe es zu arg gemacht, mir kann weder Gott noch Mensch vergeben. Jetzt brennt mir's wie höllisches Feuer auf der Seele, daß ich Annas Kleinen dem Indianer verkauft habe, und ihrem Bräutigam und Manne so oft nach dem Leben stand. Wie grausam habe ich sie eben noch von ihrem blutenden Kinde weggerissen? Wie kann mir vergeben werden?"

Tief ergriffen standen alle bei diesem Zwiegespräch um Onkel Traugott und den Händler. Frau Anna liefen die hellen Tränen über die Wangen. Bei den letzten Worten des Unglücklichen aber kniete sie neben ihm nieder, legte ihm die Hand auf die Stirne und sagte mit zitternden, aber klaren Worten: „Karl, ich vergebe dir alles, was du mir getan, wie ich glaube, daß mir der liebe Gott all meine Sünden aus Gnaden vergeben hat."

Bei den Worten richtete der Gefangene sich mühsam auf und rief laut in tiefster Bewegung: „Du, Anna, du könntest mir das schreckliche Herzeleid vergeben? Ach, ich habe dich ja immer gern gehabt, aber du hast mich nie geliebt, konntest den Schurken auch nicht lieben! Aber da steht dein Mann; den habe ich immer tödlich gehaßt, und er haßt mich wieder, wie ich's verdiene; das hat mir seine Faust gezeigt. Der freut sich darauf, mich den Soldaten zu übergeben."

„Karl Schleicher, Gott mag mir vergeben, wenn ich vorhin in der Kampfeswut dein Leben nehmen wollte," sprach hierauf mit tiefem Ernst der Schmied. „Aber gehaßt habe

ich dich nie, sondern oft gebetet, daß Gottes Geist dein Herz wenden möchte. Ich glaube fast, das Gebet wird jetzt erhört; denn du erkennst Gottes gewaltige Hand. Ich vergebe dir von ganzem Herzen und werde alles tun, um dich zu retten."

„So ist's recht, Kinder," sagte der Onkel, indem er die Bande des Händlers löste. „Keiner klagt ihn an. Doch hier kommen die Soldaten, und sogar der General selbst."

Mit lautem, jubelndem Hallo wurde der alte Trapper von den Soldaten begrüßt, als er ihnen aus dem Dickicht entgegentrat. Derb schüttelte der General seine Rechte, indem er sprach:

„Gut hast du uns geführt und schneller, als wir ahnten zum ersten Siege. Hier hattest du aber auch ein richtiges kleines Fort. Doch irre ich nicht, so blitzten aus dem Dickicht vier Schüsse auf einmal, ihr aber seid nur eurer drei."

„Gott hat uns nicht nur den Sieg über diesen tapferen Stamm verliehen, sondern auch all unsere Lieben finden lassen," antwortete der Alte. „Tretet ein in unser Fort, General, um Frau und Kinder Diehls, die vor den Indianern geflohen waren, kennen zu lernen. Wir kamen eben recht zu ihrer Rettung."

Artig begrüßte der General die Frauen. Sternenauge war jetzt völlig munter geworden und hatte sich auf seinem gesunden Arme etwas aufgerichtet. Neugierig hingen seine Augen an dem fremden Offizier, dessen Englisch er nicht verstand. Da gab dieser ihm die Hand und redete freundlich mit ihm in der Sprache der Irokesen: „Und du bist gewiß der geraubte Willy Diehl? Hast schon tapfer für Mutter und Schwester gekämpft, wie ich sehe."

Dann aber bemerkte er den Händler und fragte betreten: „Wer ist denn dieser Mann?"

Als alle anderen verlegen schwiegen, antwortete der Händler selbst: „Ich bin vom Mohawktal her ein alter Bekannter dieser guten Leute; mein Name ist Karl Schleicher."

„Schleicher, Schleicher?" sagte der General nachsinnend; „sagtet Ihr, Herr Keller, nicht von einem Schleicher, der wahrscheinlich bei dem Ueberfall auf das Wyomingtal beteiligt war? Und hörte man nicht schon vor zwei Jahren viel von zwei deutschamerikanischen Händlern namens Schleicher, die die Indianer in Newyork für die Engländer gewannen?

Mann, seid Ihr einer dieser Verräter? Wie kommt Ihr überhaupt hierher?"

Bleich und zitternd stand der Händler da. Das Lügen, das ihm sonst sein Leben lang so geläufig gewesen war, wollte ihm jetzt, da er vor Gottes Gericht erbebte, nicht über die Lippen.

Endlich sagte er mit stockender Stimme: „Ich war als einfacher Händler zu dem Stamm gekommen, als die Gefangenen entflohen. Den Verfolgern schloß ich mich an, weil ich Herrn Diehl für tot hielt, und seine Frau, die ich schon als Mädchen geliebt habe, zu ehelichen hoffte. In Newyork stand ich allerdings auf seiten der Engländer, wie so viele Bewohner der Kolonie."

„Hier muß sofort ein Kriegsgericht zusammentreten," rief der General nun laut aus, und in wenigen Augenblicken waren die betreffenden Offiziere in dem Dickicht versammelt.

„Ich glaube, meine Herren," so redete nun der General weiter, daß dieser Karl Schleicher einer der schlimmsten feindlichen Spione ist, der dem Lande schon unendlichen Schaden getan hat. Herr Keller, was habt Ihr über denselben zu berichten?"

„Herr, erlaßt mir das Reden," flehte der Alte. „Der Händler ist eines Nachbars Kind. Nehmt ihn gefangen und haltet ihn fest bis zum Ende des Krieges; hat er unrecht getan, so laßt das Strafe genug sein."

„Ich verstehe, daß Ihr aus persönlichen Rücksichten nicht reden mögt," sagte unmutig der General. „Herr Diehl, was habt Ihr zu sagen?"

„Ebensowenig wie der Onkel, General!"

„Was, auch Ihr mögt den Menschen nicht anklagen, der Euch das Haus über dem Kopfe angesteckt und Weib und Kind geraubt hat. Ihr seid mir sonderbare Heilige. Ich könnte euch wohl zum Reden zwingen, doch wird das kaum nötig sein." Sich an Sternenauge wendend, der von der ganzen englisch geführten Verhandlung nichts verstanden hatte, fragte er auf indianisch: „Hast du diesen Mann schon in Newyork gesehen?"

„Ja, Herr; er brachte dem Stamm viel Feuerwasser und viele Gewehre, und trieb sie in den Krieg gegen die Amerikaner."

„War er auch letztes Jahr zugegen bei dem Ueberfall auf dieses Tal?"

„Er ritt am Tage vor dem Ueberfall mit dem Häuptling auf Kundschaft in das Dorf und half dann Mutter und Schwester gefangennehmen."

„Das genügt vollkommen," fuhr der General nun auf englisch fort, und übersetzte dann den Offizieren die Worte des Jünglings. „Zum Ueberfluß haben wir hier aber noch einen Zeugen. Miß Diehl, erkennt Ihr diesen Händler wieder als den Mann, der am Tage vor dem Ueberfall in Newton einritt und mit Euch sprach?"

Käty erblaßte; aber was konnte sie anders tun, als „ja" sagen.

„Meine Herren," fuhr nun der General fort, „hier haben wir nicht nur einen Tory schlimmster Art, sondern einen Spion. Was ist Ihre Meinung?"

„Den Strick um den Hals, je eher, desto besser!" rief der älteste Offizier aus, und alle stimmten zu.

Der alte Traugott versuchte noch einmal, ein gutes Wort einzulegen; doch der General schnitt es ihm ab mit den Worten: „Wir befinden uns auf einem Rachezug gegen die Wilden. Dieser aber ist viel schuldiger, als ein Wilder. Mann, hast du noch etwas zu sagen, so tue es schnell, deine letzte Stunde ist gekommen."

Totenbleich stand der Verurteilte da. Endlich öffneten sich seine zitternden Lippen, und er bat: „General, gebt mir die Kugel, statt des Stricks; dann laßt mich Abschied nehmen von diesen lieben Leuten, denen ich das bitterste Unrecht getan, und die mir nun als Christen Böses mit Gutem vergelten. Schließlich erlaubt mir noch eine Viertelstunde mit dem alten Traugott Keller, um mich auf mein Ende vorzubereiten."

„Alles gewährt," sagte nun der General mit weicher Stimme. „Die Stricke sind hier doch rar, und eine kurze Rast kann dem Kommando nicht schaden. Doch, Herr Keller, wo gedenkt Ihr die Frauen und den Verwundeten zu lassen? Ihr müßt wenigstens mit bis zum nächsten Dorfe. Diehl bleibt natürlich bei seiner Familie."

„Meine Hütte ist nicht fern, dort finden sie gute Unterkunft, bis ich zurückkomme. Laßt eine Tragbahre machen,

damit der Vater und Gehringer den Verwundeten dorthin schaffen können."

„Herr, schont der alten Suwami, der Squaw Eulenauges, wenn Ihr ins Dorf kommt," sagte jetzt Sternenauge zum General. „Sie ist längst eine Christin und will bei mir wohnen. Sie war immer gut zu mir und den Meinen. Und wenn Ihr den alten Händler trefft, dann habt acht auf das leere Faß, auf dem er immer sitzt; ich glaube, darin hat er seinen Schatz, weil er es immer so ängstlich bewacht."

„Danke für den guten Rat, mein Junge," sagte der General erfreut; „es soll dein Schade nicht sein, wenn wir das Faß voll Geld finden. Die alte Indianerin kann Herr Keller mit zurückbringen."

Außer einem Posten, der mit geladenem Gewehr neben ihm stand, ließen nun die Soldaten den Verurteilten allein mit unsern Freunden. Ergreifend war der Abschied für alle; selbst Sternenauge kamen die Tränen, als die Mutter ihm erklärt hatte, worum es sich handelte.

„Am Leben liegt mir wenig mehr," sagte Karl Schleicher; „es war eben ein verfehltes. Der Branntwein hat meine Gesundheit untergraben. Mit dir, Anna, hoffte ich, noch einmal glücklich werden zu können. Nun ist alle Erdenfreude dahin, und ich wäre bereit, für meine Untaten zu sterben, wenn nicht Gericht und Ewigkeit drohend vor mir ständen. O, wie verblendet war ich doch mein Leben lang, darüber zu spotten! Ich habe freilich nie ernstlich darüber nachgedacht, habe vielmehr die Gedanken daran immer so schnell wie möglich vertrieben. Jetzt steht es mir als furchtbare Wahrheit vor der Seele. Doch sagt mir ehrlich, gibt es auch für einen solchen Greuelmenschen wie mich noch Vergebung. Daß ihr mir vergeben habt, erscheint mir schon als ein Wunder."

„Sollte dann aber der treue Gott nicht größere Wunder tun können, als wir arme sündige Menschen?" fragte ihn hier Heinrich Diehl. „Von Natur wäre auch in meinem Herzen wohl nichts als Haß gegen dich gewesen; Gottes Geist hat den Haß in Liebe verkehrt. O, glaube doch nur dem Worte des Heilandes: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.' Von Natur hätten wir alle die Hölle verdient; Gottes Gnade in

Christo Jesu muß uns wie dich retten. Und sie rettet einen jeden, der sie nicht mutwillig von sich stößt."

Unter solch ernsten Mahnungen und Tröstungen nahm man Abschied. Der Verurteilte bat noch einmal alle herzlich, ihm alles zu vergeben und für ihn zu beten, dann gab er jedem die Hand. Vater Diehl und Fritz Oehringer faßten die von den Soldaten hergestellte Tragbahre und gingen mit Sternenauge über den Bach; Mutter und Schwester folgten stille nach. Der Feldscher hatte den Verband des alten Traugott so gut befunden, daß er nichts daran geändert hatte; nur ein wenig Arznei fürs Wundfieber hatte er ihnen mitgegeben.

Der alte Traugott aber blieb zurück bei dem Verurteilten, kniete neben ihm nieder, und rang mit ihm und seinem Gott wie ein rechter Beichtvater. Und Gottes Geist wirkte mächtiglich im Anblick des Todes auch in dem harten Felsengrund dieses Herzens. Tief pflügte er denselben auf durch sein Gesetz; aber auch der Tau seiner unendlichen Gnade strömte dann ins zerrissene Herz und brachte ihm den Frieden, der höher ist als alle Vernunft.

„Grüße meinen Vater und sage ihm, daß ich im Vertrauen auf Gottes Gnade und Christi Blut sterbe," sagte er zum Abschied.

Unsere Freunde waren wohl eine halbe Meile schweigend durch das Tal dahingewandert mit ihrer Bahre, da dröhnten Schüsse durch den stillen Wald. Sie setzten die Bahre nieder, falteten die Hände, der Vater sprach unter Tränen ein andächtiges Vaterunser und schloß mit den Worten: „Gott habe ihn selig". Dann zogen sie still weiter, der alten zerstörten Heimat und der Hütte des Onkels zu. Als dieser dort wieder mit ihnen zusammentraf, waren seine ersten Worte: „Der Tod ist doch ein gewaltiger Mahner, und Gottes Gnade übersteigt alles menschliche Denken, wenn eine solche Schächerbekehrung wohl auch sehr selten ist. Ich glaube, er ist im Frieden dahingefahren; wollte Gott, ich könnte auch seinem Vater noch der Wegweiser zum ewigen Leben sein, das würde meine liebste Rache sein für alles Unrecht, das er mir getan. Ich fürchte freilich, der läßt auch im Tode nicht von seinem Geiz. Doch wie hat der Junge die Reise überstanden?"

„Gut, Onkel Traugott," antwortete Sternenauge selbst

vom Bette des Vaters her, wo die Mutter es ihm bequem gemacht hatte. „Vergiß mir nur meine gute alte Suwami nicht; bringe sie so schnell wie möglich hierher. Ich werde mit Gottes Hilfe bald wieder auf den Beinen sein. Dann ziehen wir alle nach Virginien, wie der Vater sagt, wir bauen uns eine neue Jägerhütte und Suwami wohnt bei uns."

„Nein, dann dürft ihr nicht wieder in den Wald," erklärte die Mutter; „der Onkel ist alt genug zum Ausruhen und meinen Jungen, der mir so lange geraubt war, gebe ich nicht wieder her."

Sternenauge schwieg verlegen; der Onkel aber sagte lächelnd: „Das wird sich alles finden, Anna, wenn wir erst einmal dort unten sind. Weit von euch gehen wir natürlich auf keinen Fall; ob ich alter Waldläufer aber schon ruhig am Herdfeuer sitzen kann, und ob dieser junge Wilde schon so weit gezähmt ist, daß er bei der Farmerei glücklich sein kann, das ist mir doch sehr fraglich. Nun, einstweilen freut euch eures Beisammenseins und haltet gute Wacht; man weiß in Kriegszeiten nie, was kommen mag, wenn ich auch keinen Ueberfall erwarte. Aber, Fritz, wir beide müssen weiter, die Soldaten sind uns schon voraus. Tut mir leid, daß du nur so kurze Zeit bleiben kannst, zu gefallen scheint es dir hier ja ganz gut."

Bei den letzten Worten flog ein Schelmenlächeln über sein breites Gesicht; dort am kleinen Fenster aber, wo Fritz und Käty so angelegentlich alte Erinnerungen austauschten, gab es zwei rote Köpfe, und der Abschied wurde den beiden jungen Menschenkindern gar nicht so leicht. Das Muß war auch hier eine harte Nuß; doch Fritz Oehringer war als Soldat an Gehorsam gewöhnt und bald gingen er und Onkel Traugott mit langen Schritten dem Heere nach, während Käty heimlich eine verräterische Träne zu entfernen suchte. Sie hätte nicht so heimlich damit zu tun brauchen, denn das wachsame Auge der Mutter hatte sie doch bemerkt und sich ihrer gefreut.

* * *

Dank der guten Leitung des alten Traugott wurde das Indianerdorf völlig umstellt, ehe die Zurückgebliebenen etwas merkten. So wurde es denn auch genommen ohne einen Schuß. Die Hütten wurden verbrannt, nachdem man die

Waffen weggenommen hatte, und die Ueberreste des Stammes wurden in den Wald hineingetrieben. Selbst die Felder wurden gründlich verwüstet; der Wilde sollte den Krieg an seinem eigenen Leibe spüren. Den besten Fang aber machten die Soldaten hier an dem alten Händler. Er hatte noch eine ganze Menge Whiskyfässer bei sich, und jammerte nicht schlecht, als die Soldaten dieselben mit Jubel an sich nahmen. Als alles Klagen darüber jedoch nichts half, bat er den General, ihm wenigstens zwei Maultiere und die leeren Fässer zu lassen, die für ihn doch noch einen gewissen Wert hätten, während sie dem Kommando nichts nützten.

„Da müßten wir die Fässer doch erst einmal untersuchen," sagte der General, indem er auf das eine losging, auf dem der alte Händler bis dahin gesessen hatte. Lachend stieß er daran mit dem Fuß, aber es fiel nicht um, wie man doch von einem leeren Fasse hätte erwarten sollen.

„Hoho!" rief er nun aus, „da scheint noch ziemlich viel Feuerwasser drin zu stecken, alter Freund! Das wollen wir gleich einmal anzapfen!"

Weiter kam er nicht, denn wie wahnsinnig stürzte sich jetzt der Händler auf sein Faß, umklammerte es mit beiden Armen und schrie mit heiserer Stimme:

„Hinweg, das ist mein ehrlich erworbenes Gut, mein ein und mein alles! Das darf mir keiner nehmen!"

„Reißt den Alten hinweg und öffnet das Faß!" befahl kurz der General den Soldaten, die lachend herumstanden.

Die ließen sich das nicht zweimal sagen. Unsanft packten sie den Alten und rissen ihn empor. Der aber hing so verzweifelt an seinem Faß, daß er dasselbe auch mit aufhob und auf keine Weise fahren ließ, bis man seine Arme aufgebrochen und ihn mit Kolbenstößen hinweg getrieben hatte. Sowie er aber Luft bekam, stürzte er mit einer Kraft, die ihm niemand zugetraut, nochmals auf sein Faß los, dem soeben ein Soldat mit dem Kolben den Boden eingeschlagen hatte.

„Ha, ein Doppelboden!" rief er aus, da hatte der Händler ihn erreicht und zurückgerissen.

Nun war's aber auch mit der Geduld der Soldaten zu Ende. Einer stieß ihm mit dem Gewehrkolben so heftig vor die Brust, daß er rückwärts taumelte und fiel und ihm einen Augenblick alles schwarz vor den Augen wurde.

Als er wieder zu sich kam, sah er eben die blanken Goldstücke aus seinem Fasse rollen; neben ihm aber stand mit ernstem Blick der alte Traugott, der sich bisher im Hintergrunde gehalten hatte. Da rief der Verwundete in ohnmächtiger Wut:

„Das ist dein Werk, du elender, alter Heuchler! Das erlaubt dir dein Christentum, einem Menschen sein Alles zu rauben!"

„Ja, dein Alles ist es, Michel," sagte hierauf der alte Traugott traurig in deutscher Sprache, „aber ich habe es dir nicht genommen. Ich habe gar nichts davon gewußt, bis Diehls Willy, den dein Karl an die Indianer verkauft hatte, es dem General sagte. Ich habe deinen Karl davor bewahrt, daß er zum Mörder an Heinrich Diehl und kürzlich auch an seinem Sohn geworden ist. Karl aber hat Gott und seine Gerechtigkeit erkannt im Angesicht des Todes, und Gott sei Dank! er hat auch noch Gottes Gnade kennen lernen. Er sendet dir seinen letzten Gruß, mit dem Bekenntnis, daß er auf Gottes Gnade und Christi Blut sterbe. Denn, Michel, trotz allem, was wir für ihn tun konnten, haben die Soldaten ihn als Spion erschossen."

„Du lügst, du alter Heuchler!" schrie hier der Verwundete, indem er vergeblich versuchte, sich aufzurichten. „Ist er erschossen, dann hast du ihn ums Leben gebracht, wie du mich jetzt beraubst und vielleicht mordest!"

Der alte Traugott sah, daß jetzt mit dem armen Menschen nichts anzufangen sei. Darum beugte er sich zu ihm herab, um die Kopfwunde zu untersuchen, die er sich beim Falle zugezogen hatte. Erschrocken erhob er sich wieder und rief nach dem Feldscher.

Als der die Wunde untersuchte, schüttelte er den Kopf und sagte leise zu Traugott Keller: „Der macht nicht lange mehr, mich wundert es, daß er noch bei Bewußtsein ist. Der Schädel ist eingedrückt, da kann ich wenig tun."

Inzwischen war der Verwundete auch wirklich besinnungslos geworden. Der alte Traugott ließ ihn dennoch verbinden und aus dem Getümmel unter einen schattigen Baum tragen. Dann suchte er die alte Suwami auf. Sie weinte bitterlich bei der Nachricht vom Tode ihres Mannes, war aber dann gleich bereit, dem Ruf ihres Lieblings zu folgen. Donnermund

war ihr ja aus den Erzählungen Sternenauges gut genug bekannt, wenn sie ihn heute auch zum ersten Male sah. Sie war auch gleich bereit, dem Verwundeten zu dienen.

Lange bedurfte der freilich eines irdischen Dienstes nicht mehr. Als der alte Traugott betend neben ihm saß, schlug er noch einmal die Augen auf, nahm auch den Trunk, den jener ihm reichte. Als er dann aber die herzlich bittende, mahnende Stimme seines alten Teilhabers noch einmal vernahm, überkam ihn wieder wilde Wut und Verzweiflung und er schrie mit seiner letzten Kraft: „Fahr zur Hölle mit deinem Predigen! Mein Gold schaff mir wieder, dann will ich dich anhören!"

„Michel, Michel! Was soll dir noch dein Gold? Erkennst du nicht endlich deinen Gott, dem du dein Leben lang gedient, als einen Götzen? Dein Sohn ist tot, und deine Stunden sind gezählt! Noch ist es Zeit, mach' deinen Frieden mit dem treuen Gott!"

Doch hier war alles Ringen des frommen Alten um die scheidende Seele umsonst. „Mein Gold will ich haben, mein Gold!" rief der Sterbende mit immer schwächer werdender Stimme; so trat er vor seinen Richter.

Aufs tiefste erschüttert, kniete der alte Traugott an der Leiche seines alten Partners. Mit Suwamis Hilfe machte er ein Grab, damit die Wölfe seine Gebeine nicht verzehrten. Die Soldaten waren schon abmarschiert und Fritz Oehringer mit ihnen. Die Bekümmernis des alten Traugott über das schreckliche Ende seines alten Teilhabers verschwand erst einigermaßen, als nun die alte Indianerin mit heißer Heilsbegier ihn bat, ihr vom Heilande zu erzählen. Wie erstaunte er über die Sünden- und Heilserkenntnis, die diese arme Squaw mitten im finsteren Heidentume gewonnen hatte! Wie freute er sich, aus seinem reichen Schatz christlicher Erkenntnis nun in ihrer eigenen Sprache mitteilen zu können. So wurde beiden der Rückweg nicht lang; bald kam die Blockhütte in Sicht, wo sie alle wohl auf fanden, selbst Sternenauge, dem nur der gebrochene Arm noch Ruhe gebot. Ihm hatte der General zehn englische Goldstücke mitgeschickt; das übrige Geld hatte er in die ewig leere Kriegskasse gelegt. Nach einigen Wochen glücklichsten Beisammenseins verließen dann unsere Freunde das Wyomingtal, in dem sie so viel Leid, aber auch

so viel Freude erlebt hatten, und wanderten südwärts nach dem noch schöneren Shenandoahtal in Virginien.

* * *

Das war eine freudige Erregung in Woodstock, Va., als es bekannt wurde, der alte Traugott Keller sei mit Diehls ganzer Familie angekommen. Von nah und fern kamen all die alten Bekannten vom Mohawktal im Hause der Witwe Oehringer zusammen, um die alten lieben Freunde und Nachbarn zu begrüßen, und des Fragens und Erzählens war schier kein Ende. Da aber der Winter vor der Tür stand, so beeilte sich Heinrich Diehl, wieder unter sein eigenes Dach zu kommen, obgleich Frau Oehringer sich erbot, sie alle den Winter hindurch bei sich zu behalten. Einen tüchtigen Schmied hatte man sich in dem Orte schon längst gewünscht. Mit dem Golde seines Sohnes, das dieser ihm wie selbstverständlich gleich übergeben hatte, kaufte er sich am Ende des Städtchens eine kleine Farm und die Einrichtung für seine Schmiede. Onkel Traugott wollte auch beisteuern, doch es war gar nicht nötig; bares Geld war damals sehr rar im Lande und Land sehr billig. Zum Hausbau aber gab es so viel willige Hände, daß die Familie mit Wintersanfang, der hier ziemlich spät kommt, schon eins der größten und schönsten Häuser des Städtchens beziehen konnte. Vater und Mutter hofften, daß ihr Sohn nun das Schmiedehandwerk erlernen werde. Er gab sich, ihrem Wunsche gehorsam, auch alle Mühe dabei und zeigte sich nicht ungeschickt. Die Kraft dazu fehlte ihm nicht; schon war er dem Vater gleich an Wuchs, und er streckte sich immer noch. Aber die rechte Liebe zu dem Beruf wollte nicht kommen. Auch das schöne weiche Bett, das die Mutter ihm gemacht hatte, wollte ihm gar nicht behagen; bald schliefen der Onkel, Suwami und er selbst wieder glücklich auf ihren Decken und Fellen am Boden. Des Abends kam dann die sauerste Arbeit; dann lernte er Lesen und Schreiben und den Katechismus.

Bei seinem hellen Kopf ging das freilich bald viel besser; der Pfarrer, der ihn mit andern im Konfirmandenunterricht hatte, freute sich über seine Fortschritte. In der Schmiede aber wurde er immer stiller; oft schaute er durchs kleine Fenster sehnsüchtig nach dem nahen Walde; selbst das Essen wollte

ihm nicht munden. Da sprach eines Tages Onkel Traugott zu Vater und Mutter:

„Es kommt gerade, wie ich mir gedacht habe; der Junge wird noch krank vor Heimweh nach dem Walde. Die alte Suwami ist hier auch unglücklich, so bescheiden und still sie auch immer dasitzt. Und ich alter Trapper kann das Stillsitzen wirklich auch noch nicht aushalten. Wenn mich nicht alles trügt, dann gibt's über Nacht den ersten Schnee. Dann ziehen der Junge und ich morgen hinaus auf die Jagd, und ihr sollt einmal sehen, wie er auflebt bei der Kunde. Ein rechter Schmied wird er nie. Bis zur Konfirmation um Ostern bleiben wir noch bei euch, dann aber ziehe ich mit meinen beiden Indianern wieder in den Wald."

So ungern die beiden Eheleute das sahen, sie mußten dem Onkel doch recht geben; in der Schmiede wurde ihr Sohn niemals glücklich; dazu hatte er zu lange im Wigwam gewohnt. Als dann der Onkel Willy herbei rief und ihm sagte, daß sie morgen wahrscheinlich auf die Jagd gehen würden, da tanzte und jubelte er vor Freuden wie ein echter Indianer. An den Katechismus wurde an dem Abend nicht mehr gedacht; die Büchsen mußten ja geputzt und geölt werden und die Jagdtaschen gefüllt. Alle paar Minuten sprang Sternenauge vor die Tür, um zu sehen, ob es nicht bald schnie, bis er endlich die ersten Flocken auf seinem Aermel auffing und dem Onkel zeigte. Früh am nächsten Morgen ging's dann hinaus in den Wald; drei Tage blieben sie draußen, um dann aber auch die Felle einer ganzen Bärenfamilie heimzubringen. Am nächsten Morgen sprach der Onkel zu Sternenauge: „Nun arbeite und lerne nur tüchtig den Winter hindurch; im Frühling bauen wir uns wieder eine Jagdhütte im Walde und werden Trapper. Die Eltern sind einverstanden."

Da jubelte der Jüngling laut auf und eilte hurtig zur alten Suwami, um der die freudige Nachricht zu bringen.

Der schönste Tag des Winters war natürlich der Weihnachtstag. Dieses Mal war der Christbaum doch noch viel schöner als am vorigen Feste im Indianerwigwam. Oehringers waren alle herübergekommen zur Feier, und die geliebten alten Weihnachtslieder erklangen im vollen Chor. Selbst die alte Suwami summte manche Melodien glücklich mit; sie hatte sie ja von ihrem Sternenauge längst gelernt.

Nach der Konfirmation gab's noch eine ergreifende Nachfeier. Zwischen Sternenauge und Onkel Traugott kam die alte Suwami tief gebückt zum Altar, kniete nieder, sprach ihr Glaubensbekenntnis, das Onkel Traugott verdeutschte, und wurde dann in den Tod Christi getauft. Dann zog sie glücklich und selig mit ihren beiden Paten hinaus in den Wald.

Mehrere Jahre lebten sie hier nun glücklich zusammen. Des Sonntags gingen Sternenauge und der Onkel immer in das mehrere Meilen entfernte Städtchen zum Gottesdienste und blieben dann bis zum Abend in der Schmiede. Es waren glückliche Zeiten für unsere Freunde. Der Krieg war eigentlich seit der Uebergabe des Generals Cornwallis bei Yorktown zu Ende; aber die Verhandlungen zogen sich in die Länge, und Fritz Oehringer mußte die Seinen von einem Brief zum andern vertrösten. Was dann kommen werde, wußte man ganz genau in der Schmiede; selbst Mutter Anna sorgte sich nicht mehr um Kätys Zukunft. Aber sorgen mußte sie doch als echtes Hausmütterlein, und so sorgte sie sich denn jetzt um ihren Willy.

„So lange der Onkel lebt, ist er ja ganz gut aufgehoben, aber was soll dann aus ihm werden? Auch so ein alter Junggeselle? Die alte Suwami macht's auch nicht mehr lange. Wenn doch der Junge heimkommen wollte! Ich glaube, Oehringers Marie hat ihn gern, und würde ihn nehmen, wenn er sein Indianerleben aufgeben würde. Er scheint freilich an nichts derart zu denken und die Mädchen wagt er kaum anzublicken."

„Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch," sagte der Schmied. „Einstweilen ist Onkel Traugott noch rüstig genug, um manches Jahr leben zu können und Willy ist ja doch noch ein großer Knabe. Kommt Zeit, kommt Rat."

Die Zeit sollte aber diesmal viel schneller kommen als beide geahnt. Eben an dem Tage, da sie dies Gespräch führten, hatte der Onkel einen mächtigen Bären aufgespürt. Obgleich Sternenauge noch ein wenig zurück war, ging er ruhig auf das Tier los, das langsam vor ihm dahin trollte. Auf fünfzig Schritt hatte es ihn aber bemerkt und brummend den Kopf nach ihm gewandt. Da lag auch schon die alte treue Büchse im Anschlag, wie immer auf das linke Auge

des Tieres gerichtet. Aber wenn's der Alte sich bisher auch noch nicht eingestanden hatte, die Spuren des Alters zeigten sich doch auch endlich bei ihm. Unmerklich zitterte die Linke, die die Büchse hielt, und statt des Auges traf die Kugel nur die Schädeldecke des Tieres und glitt darüber hinweg. Da aber kam Leben in den Herrn des Waldgebirges. Mit wütendem Brummen machte er Kehrt und lief trotz seiner Plumpheit mit großer Schnelligkeit auf den Jäger zu. Diesen hatte das Unfaßbare, daß er fehlgeschossen hatte, so übermannt, daß er im ersten Augenblick vergaß, die Büchse neu zu laden. Als er es dann bei der offenbaren Gefahr versuchte, war es zu spät. Ehe er die Kugel einrammen konnte, erhob sich das gewaltige Tier schon dicht vor ihm zu tödlicher Umarmung. Auch zum Fortlaufen war es zu spät, der Bär hätte ihn schnell genug eingeholt. Da rief er laut nach Sternenauge, seufzte auf zum Himmel und schmetterte dann die schwere Büchse dem Tier auf den Kopf. Die Büchse zerbrach, doch der Bär schüttelte nur den Kopf und umarmte dann den Gegner, sich seiner Riesenstärke wohl bewußt. Der alte Jäger hatte mit der Rechten sein Messer gepackt, mit der Linken die Kehle des Bären. Tief trieb er die Klinge in die Brust des Tieres, das aber schon mit den Zähnen seine linke Schulter zermalmte und mit den Tatzen seine Rippen eindrückte. Nochmals drang das starke Messer ein, und diesmal in das Herz.

Langsam öffnete sich der Rachen des Tieres, seine Tatzen lösten sich und es sank tot zur Erde. Rückwärts taumelte nun aber auch der alte Jäger in die Arme Sternenauges, der eben atemlos herbeirannte. Tränen liefen dem Jüngling über die Wangen, als er die furchtbare Wunde des Onkels sah. Dieser aber verlor keinen Augenblick die Besinnung, sondern sagte, wenn auch mit matter Stimme:

„Verbinde mir die Schulter, so gut du kannst, dann wollen wir versuchen, zur Hütte zurückzugehen; denn zum Tragen bin ich dir zu schwer."

Sternenauge tat mit bebenden Händen, wie ihm geheißen. Der Alte biß die Zähne zusammen, lehnte sich schwer auf die Schulter des Jünglings und so gingen sie den weiten Weg zur Hütte. Oft mußten sie innehalten; doch der eiserne Wille des Alten siegte, sie kamen endlich glücklich heim zur alten Suwami. Sternenauge glaubte nun das Schlimmste über-

ſtanden. Der Onkel aber ſank totenbleich auf ſein Lager und ein Blutſtrom entquoll ſeinen Lippen. Da ſchrie der Jüngling laut auf vor Schreck und Schmerz und wollte ins Städtchen eilen, um die Eltern und den Doktor zu holen. Doch der Onkel ſchüttelte das Haupt, als er ſich wieder etwas erholt hatte und ſprach mit leiſer Stimme:

„Mir kann kein Doktor mehr helfen; da drinnen ſcheint alles zerbrochen zu ſein. Und der liebe Gott hat's auch ſo gut mit mir gemeint. Ein Jäger, der auf fünfzig Schritt kein Bärenauge mehr treffen kann, iſt zu nichts mehr nutz in der Welt. Den Tod fürchte ich nicht, denn ich kenne meinen Heiland. Nun falle ich doch niemand zur Laſt. Dort hinter dem Wandbrett, du kennſt ja die Stelle, iſt mein Erſpartes. Es iſt dein. Doch nun höre auf die letzte Mahnung des alten Onkels. Werde kein Einſiedler wie ich, dazu taugſt du nicht. Geh zu Marie Oehringer, ſie wird dich nicht abweiſen; ich weiß längſt, daß ihr euch gern habt. Dann kaufe dir mit meinem Gelde eine Farm; im Winter kannſt du dann doch genug jagen gehen. Die alte Suwami wird auch nicht mehr lange bei dir bleiben, darum mache deinen lieben Eltern die große Freude und heirate, und ſuche dich wieder ans ziviliſierte Leben zu gewöhnen. Grüße alle herzlich, und ſage ihnen, ſie ſollen in dieſer Zeit des Abfalls beim alten Glauben bleiben, damit ich ſie im Himmel wieder ſehe."

Erſchöpft hielt er inne; als er dann aber die weinende Suwami erblickte, winkte er ſie herbei, reichte ihr die Hand zum Abſchied und ſagte in ihrer Sprache: „Ich weiß, du bleibſt beim Heiland Jeſu Chriſt, der auch für dich geſtorben iſt; da werden wir uns im Himmel bald wiederſehen."

Nachdem er dann eine Weile mit gefalteten Händen dagelegen, und ein neuer Blutſturz ihn ganz ermattet hatte, flüſterte er: „Willy, das Starkebuch, du weißt, wo die große Schnur liegt." Willy ging, fand ſchnell die Stelle, die offenbar im ganzen Buch am meiſten geleſen war, und las unter Schluchzen und Tränen das Sterbegebet. Die Lippen des Sterbenden, der ja das ganze Gebet längſt auswendig wußte, bewegten ſich leiſe. Nur den Schlußvers, mit dem einſt der ſterbende Sänger Paul Gerhardt ſich ſelbſt getröſtet, betete er hörbar mit:

„Kann uns doch kein Tod ganz töten,
Sondern reißt unsern Geist
Aus viel tausend Nöten,
Schleußt das Tor des bittern Leidens
Und macht Bahn, daß man kann
Gehn zu ew'gen Freuden."

Es waren seine letzten Worte; mit ihnen ging seine Seele, von Engeln getragen, hinauf zu den ewigen Freuden.

In Sternenauge kämpfte einen Augenblick der anerzogene indianische Gleichmut mit dem angeborenen deutschen Gemüt. Bald aber hatte letzteres völlig den Sieg gewonnen; fassungslos warf er sich über die Leiche des Onkels und schrie laut auf in seinem bitteren Schmerz. Er fühlte es, mit dem Onkel hatte er nicht nur seinen alten treuen Freund verloren, der ihm fast näher stand als die eigenen Eltern, sondern auch seinen ganzen Halt. Ans zivilisierte Leben, sei's auch nur auf der Farm, war er nicht gewöhnt; das Jägerleben jedoch, so anziehend es für ihn gewesen war in der Gesellschaft des Onkels, erschien für ihn allein jetzt auch recht einsam. Der gute Onkel hatte sein Naturell gekannt, besser als er selbst. Was sollte nun aus ihm werden, besonders, wenn auch Suwami heimging? Schweren Herzens ging er endlich hinab ins Städtchen, die Trauerbotschaft zu verkünden. Da gab es denn ein allgemeines Weinen und Klagen, denn alle, die ihn kannten, hatten den alten Traugott liebgehabt. Manchem war er sogar ein Führer zum Herrn und Heilande geworden und viele folgten seinem Sarge.

Nachdem sie vom Gottesacker zurückgekehrt waren, sprach die Mutter zu Sternenauge: „Nun bleibst du doch ganz bei uns?" — Er blieb eine ganze Weile; er versuchte ehrlich, das ruhige, häusliche Leben liebzugewinnen, doch es wollte nicht gelingen. Er wurde wieder still und bleich und sagte schließlich zu den Eltern: „Ich muß wieder in den Wald. Und sie ließen ihn ziehen mit der alten Suwami, denn sie dachten nur an sein Glück und sahen, daß er es nicht fand.

* * *

Endlich war selbst der starre Eigensinn König Georgs III. gebrochen, und er war bereit, den Krieg zu beenden, den die Edelsten seines Volkes, wie Wilhelm Pitt und Edmund Burke, von Anfang an verdammt hatten. „Mein Herr, ich war der

R. Tousche

letzte, der diesen Vertrag unterzeichnete," sagte der König zu dem amerikanischen Gesandten Benjamin Franklin.

Endlich war denn auch Fritz Oehringer, als Sergeant der „Old Continentals", die getreu bis zum Ende des Krieges bei Washington ausgehalten hatten, heimgekehrt. Das gab ein Fest in Witwe Oehringers Hause! Noch größer aber war die Festesfreude am folgenden Tage in der Schmiede, denn da feierte der Heimgekehrte seine Verlobung mit Käty Diehl. Auch Sternenauge war natürlich dabei. In der Gesellschaft des alten Kameraden, der so herrlich von seinen Kriegszügen zu erzählen, und daneben so viele verständnisvolle Fragen über Sternenauges Leben unter den Indianern zu stellen wußte, durchbrach die alte deutsche Frohnatur des Jünglings einmal gründlich die starre, finstere Indianerhülle. Er erzählte selbst so lebendig wie noch nie zuvor; er sang so hell und laut wie kein zweiter die schönen deutschen Lieder, soweit er sie wußte, daß Vater und Mutter sich nicht genug wundern und freuen konnten. Noch mehr aber freute sich Marie Oehringer; ihre dunklen Augen strahlten ordentlich, wenn sie den schönen Jüngling in seiner kleidsamen Jägertracht sah, die die liebende Mutterhand ihm mit besonderer Sorgfalt genäht hatte.

Beim armen Sternenauge kam dabei der Indianer wieder so stark zum Vorschein, daß er vor lauter Verlegenheit ganz finster wurde und kaum essen konnte. Zum Glück war der Bräutigam so glücklich und redselig, daß keine allgemeine peinliche Stille eintreten konnte.

Sternenauge hatte Käty lange aus einer Ecke her mit merkwürdig leuchtenden Augen angeschaut, dann war er plötzlich verschwunden. Marie hatte ihn gehen sehen; nur ganz flüchtig hatte er von der Seite her einen Blick auf sie geworfen. Ihr Herz tat ihr weh dabei, still und bleich setzte sie sich in eine Ecke. Auch die Eltern bemerkten nun des Jünglings Abwesenheit, und es legte sich wie ein leichter Reif auf ihre Festtagsfreude. — Sternenauge aber eilte seiner Hütte zu; ein großer Entschluß war in ihm gereift. Des Onkels Mahnung, der Mutter Lockung, die er sehr wohl verstanden hatte, und der Schwester glückstrahlende Augen, alles hatte zu dem Entschluß gedrängt.

Tiefe Stille trat ein, als er dann plötzlich wieder in den festlichen Kreis trat. Er aber schaute nicht rechts, nicht links,

sondern ging stracks auf die erbleichende Marie Oehringer zu, breitete sein Bärenfell zu ihren Füßen aus und sprach mit bebender Stimme: „Will die schöne Waldrose in meinem Wigwam auf diesem Felle ruhen?" Damit streckte er ihr seine Rechte entgegen und schaute sie bittend an. Die Waldrose aber hatte die sonderbare Werbung wohl verstanden; heftig drang ihr das Blut in die Wangen, als sie aufsprang und ihre dunklen Augen in die blauen Strahlenaugen senkte. Langsam legte sie ihre Hand in die seine und leise hauchten ihre Lippen: „Ich will."

„Hipp, hipp, Hurra!" rief in diesem Augenblick der Soldat mit dröhnender Stimme, drängte sich herbei, schloß seinen Freund in die Arme, als wollte er ihn erdrücken, und brach damit den Bann, der auf dem ganzen Kreise gelegen seit dem Eintritt Sternenauges. Die nächste Umarmung war weniger stürmisch, aber desto inniger, denn sie kam von Mutter Anna, der die hellen Freudentränen über die Wangen liefen.

Als sich der Sturm der Ueberraschung und Freude einigermaßen gelegt hatte, sagte Vater Diehl: „Es ist fast der Freude zu viel an einem Tage, nach all den Jahren des Leides. Und doch fehlt uns noch eins, oder vielmehr einer."

„Du meinst den Onkel," sagte Sternenauge, dem das Glück der Liebe mit einem Male das Eis der Schüchternheit gebrochen hatte. „Der weiß es längst; seine letzte Mahnung war, um Marie zu werben; der freut sich sicher mit uns im Himmel."

Auch der weitere Rat des Onkels wurde pünktlich befolgt. Am Rande der Ansiedlung kaufte Vater Diehl mit dem Gelde des Onkels seinem Willy eine Farm. Im Spätjahr gab es eine fröhliche Doppelhochzeit in der Schmiede. Neben seinem inniggeliebten jungen Weibe wurde dem jungen Ehemanne die ungewohnte Farmarbeit nach und nach auch wieder lieb, wenn er daneben auch die Jagd immer mit betrieb. Als ihm da aber nach Jahresfrist seine Marie das erste Söhnlein schenkte, und sie den ersten Blick auf das Kindlein werfen konnte, da glitt ein glückseliges Lächeln über ihre bleichen Wangen; sie faßte ihres Mannes Hand, blickte lange und innig in seine strahlenden Augen und sprach: „Er hat meine dunklen Haare, aber deine blauen Augen, er ist ein rechter Sternenauge."